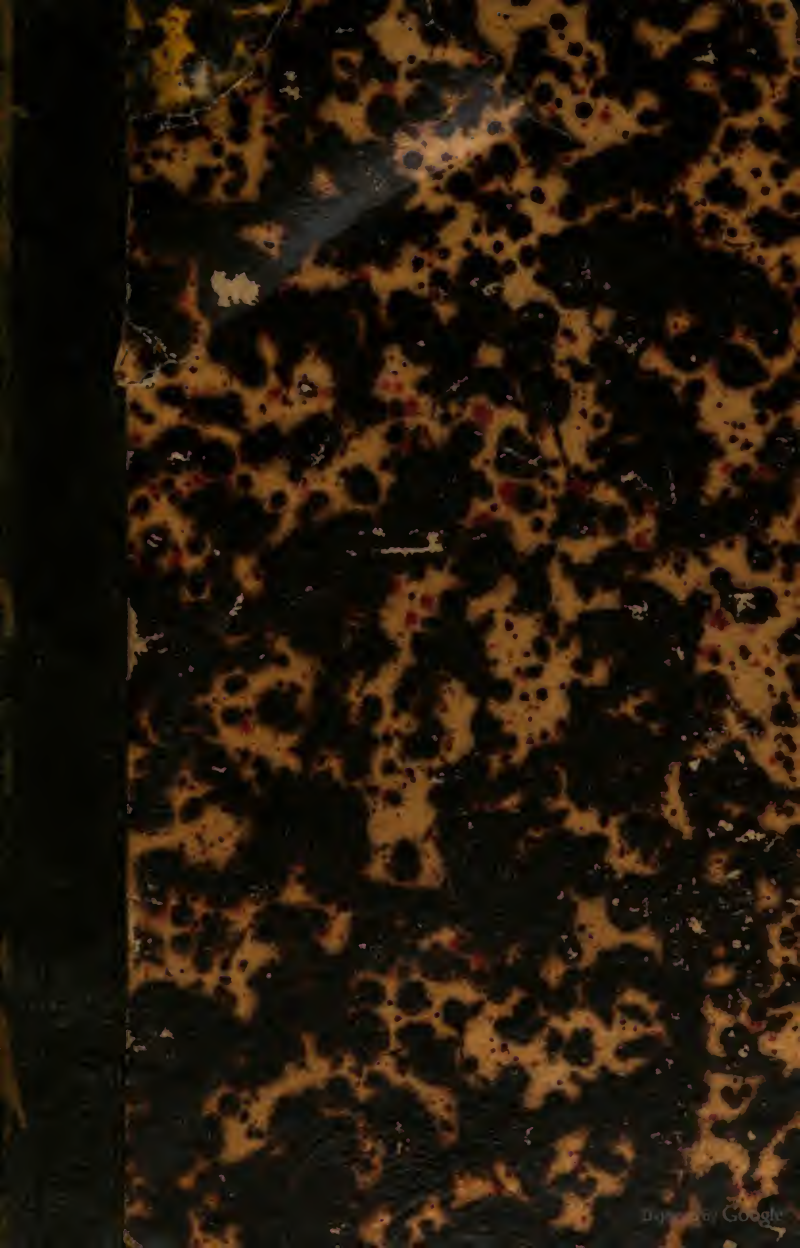
Digitized by Google

M. sp. 59

Ebeling

Digitized by Google

# Lebende Bilder

## aus dem modernen Paris.

Digitized by Google

# Lebende Bilder

## aus dem modernen Paris.

---

Neue Folge.

Zweiter Band.

---

Köln, 1866.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

## Saint-Cloud und der Kastanienmann.

Ein Herbstbild.

— 1864 —

Trommeln und Pauken, Trompeten und Flöten, Geigen und Drehorgeln, Bettler und Blinde an allen Kreuzwegen, viel Sonnenschein und noch mehr Staub, hin- und herjagende Omnibusse und zahllose andere Personen- und Gesellschaftswagen, alle zehn Minuten das gellende Pfeifen der Locomotiven und ein vorüberfliegender endloser Train, in welchem nicht ein Platz unbesetzt ist; Nachmittags vornehme Equipagen, sogar Hofwagen darunter, und elegante Reiter, aber bei weitem das Hauptpublicum ehrbare Bürgersleute zu Fuß, mit Kind und Kegel, die Kinder namentlich in übergroßer Mehrzahl, ein Menschengewimmel, unabsehbar wie eine Völkerwanderung, aber wie eine Völkerwanderung zu Spiel und Tanz, unter Lachen und Gesang — — solch ein Bild (es ist Zeit, daß wir den Schlußsatz bringen, um den Leser nicht müde zu machen, wie wir selbst waren, als wir heimkehrten)...



Digitized by Google

solch ein Bild bietet die Avenue von Saint-Cloud schon seit drei Sonntagen, richtiger seit drei Wochen; denn bei dieser Gelegenheit machen die vergnügungslustigen, sorglosen Pariser alle Wochentage zu Sonntagen. Rechnet man außerdem noch die dreißig- bis vierzigtausend Fremden hinzu, die stets im September bei uns gleich Zugvögeln kommen und gehen, und von denen wohl nicht ein Einziger ohne Noth die sprüchwörtlich gewordenen »fêtes de Saint-Cloud« versäumt, so wird man uns leicht glauben, daß wir nicht übertreiben. Und nun gar Saint-Cloud selbst! Wie wenn es ein zweites Paris geworden wäre; die lange, breite Brücke wirklich wie ein Uebergang über die Beresina, aber, Dieu merci, ein lustiger. In der Schloßallee, vor den hundert großen und kleinen Buden ein Wogen und Drängen, als ob ganz Frankreich dort seinen Jahrmarkt abhielte; weiterhin auf den Rasenplätzen vor dem großen Bassin, dessen prächtige Wasserkünste schäumen und brausen, Carrousels und russische Schaukeln in Menge, und die ganze Terrasse längs der Seine voll Thierbuden, Seiltänzern, Scheibenschießen, Ringspielen, Puppentheatern (der Polichinell darf hier nirgends fehlen, wo es lustig hergeht). Der Schloßhof voll aus- und einziehender Menschenmassen, denn das kaiserliche Hoflager ist bereits fortgezogen, und alsdann ist stets das Schloß dem Publicum geöffnet bis zu den Schlafzimmern der Majestäten: freilich nur ein letzter, kleiner Rest des alten, schönen Gebrauchs unter den frühern

Digitized by Google

französischen Königen, wo zu gewissen Tageszeiten alle Galerieen und Säle, mit alleiniger Ausnahme der Privatgemächer, auch während der Residenz des Hofes, dem Volke offen standen; aber — andere Zeiten, andere Sitten. Auf dem freien Marktplatze der Stadt, der Brücke gegenüber, ist auch nicht ein Haus und in jedem Hause nicht ein Fenster, aus welchem nicht Tellergeklapper und Gläsergeklingel erschallte. Denn für den echten Pariser bourgeois ist der Besuch des Festes und seine Freude daran nur halb, wenn er nicht auch dort mit seiner Familie diniren kann, — schlecht und theuer, das weiß Jeder. Manches Ragout wird obenein mit Lebensgefahr errungen, und um eine Flasche Wein entspinnt sich oft unter den Gästen ein verzweifelter Kampf; aber gleichviel, er hat doch mit Frau und Kind „in Saint-Cloud dinirt" und den großen Tag würdig beschlossen. Der eigentliche Schluß ist übrigens die Heimkehr unter rauschenden Raketengarben und sprühenden Sonnenrädern, während aus dem Wasserspiegel der Seine ein zweites Feuerwerk herauf leuchtet. Erst nach Mitternacht stößt das letzte übervolle Dampfschiff vom Strande und rollen die letzten, nicht minder vollen Trains nach Paris zurück.

Man hat gut reden, namentlich gegen uns alte Pariser, die wir nun schon seit zehn Jahren und länger alljährlich und jedes Mal mehr als ein Mal zum Feste nach Saint-Cloud mit den übrigen Hunderttausenden hinauspilgern — man hat gut reden und sagen, es sei etwas Altes, längst Bekanntes, und nichts dort



Digitized by Google

zu holen, als müde Glieder, bestaubte Kleider, schlechtes Getränk und schlechte Küche: wenn die Festzeit herannaht, so folgt man unwillkürlich dem allgemeinen Strome, und ist sicher, seine Freunde und Bekannte ebenfalls dort zu treffen.

In diesem Jahre und noch dazu an einem Sonntage ist sogar der kaiserliche Prinz dort gewesen, und zwar in keiner geringern und schlechtern Begleitung als derjenigen seines Herrn Vaters selbst. Vater und Sohn haben sich, nach den üblichen Einkäufen, in den Franconi'schen Circus begeben und der Vorstellung von Anfang bis zu Ende beigewohnt, eine Ehre, die dem Feste noch nie widerfahren und die dem Circus-Director am besten bekommen ist, weil er sofort „Mode" ward. Sogar der ‚Moniteur' hat darüber berichtet, wie überhaupt alle Pariser Zeitungen jedes Jahr einen Festbericht aus Saint-Cloud liefern. Und wir sollten zurückbleiben und nicht auch unsern Tribut, dort an Ort und Stelle durch unsere Anwesenheit, hier im Buche durch eine Notiz, beitragen?

Ueberdies sind jene Feste die letzten Sommerfreuden der Pariser, zu denen auch noch die Weinlese gerechnet werden muß, die ebenfalls in den Octobermonat fällt. Der süddeutsche und der rheinische Leser zumal lächelt mitleidig bei diesen Worten und denkt an seine „rebenbekränzten Berge" und an den „Feuerwein" ihrer „goldenen Trauben". So weit allerdings versteigen wir uns hier nicht; wir sind dies Mal, ganz gegen unsere Natur und Gewohnheit, sehr bescheiden und anspruchslos

Digitized by Google

und durchaus prosaisch; die Hügel von Suresnes, Puteaux und Courbevoie genügen uns zu unsern Winzerfesten und sind trotzdem für die Bewohner der Boulevards und der östlichen Vorstädte wichtig genug, um ihretwegen besondere Vergnügungszüge zu organisiren. Honneur au petit bleu! Schon Heinrich IV. hat ihn mit Vorliebe getrunken, und auch Herr von Rothschild verschmäht ihn nicht; denn die schönsten Weinberge von Suresnes gehören dem großen Baron.

In Paris selbst hat sich freilich schon mit den davonziehenden Schwalben der eigentliche Wintergast eingefunden: der Kastanienmann, — ein interessanter Typus der Weltstadt, der wohl eine besondere Schilderung verdient. Jede Straßenecke, vorzüglich in den alten Stadttheilen, ist bekanntlich von einem Marchand de vins in Beschlag genommen; ihrer vier an einem Kreuzwege sind nichts Seltenes, aber sehr selten ist es, einen von ihnen, gleichviel zu welcher Tageszeit, leer zu finden. Der Franzose, trotz seiner so oft gepriesenen Mäßigkeit, ist ein eben so guter Trinker, wie der Engländer oder der Deutsche. An jenen Weinschenken nun etablirt sich alljährlich zu Anfang des Herbstes, dem Zeitpunkte, wo seine Waare reif geworden, der Kastanienmann. Ein kleiner Winkel am Eingange, oder sonst eine Ecke, höchstens drei Quadratfuß, genügt für ihn selbst, seinen Sack und seine Pfanne. Es sind meistens Auvergnaten oder Savoyarden, die einander zum Verwechseln ähnlich sehen, vollends seit der Annexion, wo die Letztern nicht mehr,

Digitized by Google

wie früher, über die Achsel angeschaut werden. Wo der Kastanienmann übernachtet (und es gibt deren nach der amtlichen Zählung über zweitausend, die sämmtlich auf der Präfectur ein Patent lösen müssen) weiß Niemand. Die Weinschenken öffnen am frühesten und schließen am spätesten von allen andern Localen, und der Marchand de marrons ist stets an seinem Platze. Er schürt geschäftig sein Kohlenfeuer, wirft die Kastanien auf den Rost und hebt von Zeit zu Zeit den Deckel in die Höhe, um den Dampf frei zu lassen, der wie eine weiße Säule davonwallt. Dann macht er aus alten Zeitungen große und kleine Säckchen, um seine Waare einzupacken. Die „Gelehrten" unter den Kastanienverkäufern lesen auch wohl vorher ein Feuilleton oder eine „Chronik", bevor sie das Blatt zerschneiden. Alle haben nur zwei Worte, die sie unaufhörlich in den wilden Straßenlärm hineinrufen: »tout chauds! tout chauds!« Auf den Trottoirs eilt mittlerweile die bunte, geschäftige, pittoreske Menge hin und her, auf und ab, und Niemand scheint sich um den Kastanienmann zu bekümmern; aber die Kälte führt ihm die Herzen, richtiger die Magen zu: je niedriger die Temperatur, um so höher seine Actien. Im Allgemeinen bilden die untern Klassen seine Kundschaft; aber auch vornehme Leute kaufen oft ein Säckchen, weniger, um den Inhalt zu essen, als sich daran die Hände zu wärmen. Eine elegante Dame der demi-monde ließ einst an einem kalten Wintertage ihre Kalesche vor einem Kastanienmann anhalten, eine Anzahl Säckchen

Digitized by Google

mit seiner heißen Waare füllen und auf den Boden des Wagens legen, um sich die Füße daran zu wärmen. »Combien?« fragte sie vornehm und zog ihre Börse. — »C'est vingt francs,« antwortete der Savoyarde dreist. — »Comment, vingt francs?« — »Madame a foulé ma marchandise aux pieds; c'est vingt francs.« Die Dame mußte zahlen, um dem Gespötte der Umstehenden zu entgehen.

In den feinern Stadttheilen hat auch der Marchand de Marrons oder vielmehr sein Etablissement, einen feinern Anstrich: der Deckel seiner Pfanne ist von blankem Kupfer, mit glänzender Messingkugel; einen lehnstuhlartigen Sitz hat er in seiner Ecke angebracht, und Abends zündet er eine Gasflamme an, hinter die er eine blitzende Reverbère steckt; seine Säckchen sind von weißem Papier, und man sagt, daß die Schriftsteller und Journalisten vorzugsweise bei ihm kaufen, — wohl aus Erkenntlichkeit. Der eigentliche Typus des Kastanienmannes findet sich aber in den Vorstädten und an den Barrièren, kohlengeschwärzt und die kurze Pfeife im Munde, von Gamins umdrängt und allabendlich wein- oder schnapsselig. Er hat nämlich über Tag gar oft mit den zahlreichen Gästen der Schenke, denen er seine Waare etwas billiger abläßt, angestoßen und getrunken, was der Wirth gern sieht und auf alle mögliche Weise erleichtert; denn die Kastanien machen viel Durst.

Verzeihung für das leichte Geplauder; die Stimmung ist hier nach wie vor in den höhern und ernstern

Digitized by Google

Kreisen eine gedrückte, und man sucht gern, sich derselben zu entschlagen. Die politischen Fragen beschäftigen die Gemüther über alle Gebühr und man schaut mit besorgtern Blicken als sonst in die Zukunft. Der kaiserliche Hof geht auch in diesem Jahre wie gewöhnlich nach Compiègne, um sich durch die Herbstjagden zu „zerstreuen". Der Kaiser (wir sahen ihn noch gestern) sieht dunkeler und unruhiger aus als gewöhnlich; er bedarf vielleicht ebenfalls der „Zerstreuung", um die von allen Seiten bedrohlich heraufziehenden Wolken, wenn auch nur momentan, zu vergessen; und doch scheint er wiederum der Mann des Vergessens und der Sorglosigkeit nicht zu sein. Er hat den Sturm heraufbeschworen, und wir werden bald sehen, wie er ihm zu begegnen weiß; ein geschickter Steuermann ist er ja stets gewesen.

Aber wird er mit seinem Steuern Ehre einlegen und endlich im sichern Hafen landen? —

Napoleon III. hat längst sein zweites Decennium angetreten, und auch ihm wird gewiß das französische Wort bekannt sein, das seit der ersten Revolution über die jedesmalige Regierung im Volksmunde fortlebt: „Nicht über zwanzig Jahre." Napoleon I. brachte es nur zu zwölf, die Restauration zu sechszehn, Louis-Philippe gar zu achtzehn Jahren; ein zwanzigstes hat mithin seit der ersten Vertreibung der Bourbonen noch keiner Dynastie in Frankreich geschlagen. Sollte der jetzige Kaiser und sein Thron glücklicher sein? Vielleicht. — Aber dies Vielleicht enthält eine solche Fülle

Digitized by Google

von Hypotheſen und Möglichkeiten, daß wir rathlos daſtehen vor dieſer Sphynx. Iſt (nur dieſe eine Frage) iſt trotz allen lobpreiſenden Miniſterreden, trotz der wundervollen Umgeſtaltung der franzöſiſchen Hauptſtadt, trotz der impoſanten und faſt unvergleichlichen Militairmacht Frankreichs und ſeinem unbeſtreitbaren Ehrenplatze auf der Rangliſte der Nationen Europa's, die glänzende, ach und ſo wenig beneidenswerthe Erbſchaft dem prince impérial etwa geſicherter, als ſie es einſt dem König von Rom, dem Herzoge von Bordeaux und dem Grafen von Paris war?

Sollte die Kaiſerin Eugenie, als gute und für die Zukunft beſorgte Familienmutter, ſich etwa ebenfalls dieſe Frage geſtellt haben, als ſie ihr Leben zu Gunſten ihres Sohnes bei engliſchen und franzöſiſchen Compagnieen für zwei Millionen verſicherte? »Il aura toujours cent mille livres de rentes,« ſoll ſie lächelnd geſagt haben, als ihr die Admiralin Bruat ihre Verwunderung über dieſe eigenthümliche Capitalanlage ausſprach; aber hinter dieſem Lächeln verſteckte ſich gewiß die ernſte Miene begründeter Beſorgniß ... und lächelte man nicht ebenfalls über die Antwort der Madame Lätitia, der man unpaſſende Sparſamkeit vorwarf, weil ſie von ihrer großen Civilliſte das meiſte zurücklegte: »Qui sait? J'aurai peut-être bientôt une demi-douzaine de rois et de reines sur le dos.«

Trübe Gedanken im Jahre des Heils 1864, dem zwölften der neuen Kaiſer-Aera! Sie kommen uns unwillkürlich, aber wir wollen ihnen nicht nachhängen.

Digitized by Google

Ohnehin haben wir ja längst etwas von dem Pariser Blute in uns. Das echte Pariser Kind, so lange es nicht wirklich blitzt und donnert, merkt nichts von dem Gewitter; und während die weniger Leichtfertigen ängstlich den Horizont und das Barometer betrachten, zieht es lustig und guter Dinge nach Saint-Cloud hinaus und amüsirt sich mit den Uebrigen; kauft auch, wenn es zurückkommt, für zwei Sous Kastanien, ohne zu ahnen, daß der Ruf des Kastanienmannes »tout chaud! tout chaud!« noch etwas ganz anderes bedeuten kann.

Digitized by Google

## Die Grippe.

— 1864 —

Ein ſchlimmer Gaſt iſt uns plötzlich über Nacht gekommen und hat ſich, nun ſchon ſeit vierzehn Tagen, bei uns feſtgeſetzt: die Grippe. Sie richtet in allen Kreiſen Verheerungen an und verſchont ſelbſt die höchſten nicht. Schon zwei Mal iſt der kleine Montags-Empfang bei der Kaiſerin abgeſagt und auf Mittwoch verſchoben worden, und ein Mal iſt er ganz ausgefallen; denn Ihre Majeſtät ſelbſt hatten ſich eine kleine Erkältung zugezogen. Dafür war aber am letzten Faſchings-Montag die Cour um ſo brillanter, und einzelne Charakter-Masken und ſonſtige Phantaſie-Coſtüme hatten einen glänzenden Erfolg. Die Fürſtin Metternich „flog“ als Schwalbe durch den Saal, ihr Gemahl erſchien als braſilianiſcher Prachtkäfer und die Ducheſſe de F. gar als marron glacé. Auch Schmetterlinge und Blumen flatterten und wandelten durch die Galerieen, und wir werden noch Entomologie

Digitized by Google

und Botanik treiben müssen, um auf einem kaiserlichen Hofballe mit Ehren bestehen zu können. Schöner aber und poetischer als all diese Masken waren die gold- und silbergepuderten Damen, deren Erscheinung etwas überaus Reizendes hatte, »d'un effet magique,« wie sich der Hof-Chronikschreiber Theophile Gautier ausdrückt. Der gewöhnliche Puder ist bekanntlich längst bei Hofe und in den hohen aristokratischen Cirkeln wieder in Aufnahme gekommen; aber wie unsere Zeit in Allem fortschreitet und Alles verbessert und verschönt (man behauptet dies wenigstens), so auch hier: der silberne und goldene Puder hat den weißen ersetzt. Er ist unstreitig von überraschender Wirkung; und ein Kranz silber- und goldgepuderter Damen, obenein in den prächtigen Costümen des vorigen Jahrhunderts, du grand siècle, ist reichlich so interessant wie irgend eine Vorstellung in der großen Oper oder sonstwo. Der Parfümeur Seguy ist der große Hof-Puder-Fabrikant. Sein Laden ist un vrai laboratoire de beauté, wie die Vicomtesse de Renneville sehr richtig sagt. Nur einzelne Coiffeurs haben bis jetzt die Specialität der Puderfrisur; sie sind daher außerordentlich gesucht und von früh bis spät beschäftigt. Ja, die Geschichte von dem berühmten Eugène, dem Könige der Coiffeure unter Karl X., der für einen Ball bei der Herzogin von Berry viele Damen zwei und drei Tage vorher frisirte, ist wieder wahr geworden. Wenigstens ging das Gerücht auf dem letzten Hofballe, daß mehrere der schönsten und kunstvollsten Frisuren über vierundzwanzig Stunden alt

Digitized by Google

gewesen, und daß die betreffenden Damen die Nacht in einem Lehnstuhl zugebracht hätten. Aber was thut eine elegante Marquise oder Comtesse nicht, um in den Tuilerien unter den Augen der Majestäten Aufsehen und Bewunderung zu erregen und einen Platz in der nächsten Ball-Chronik zu erlangen. Der Berichterstatter läßt nämlich, wenn auch nur unter dem zarten Schleier der Anfangsbuchstaben mit obligaten Punkten, die Glücklichen errathen, deren Toilette zu den schönsten unter den schönen gehörte. »Il faut savoir souffrir pour être beau,« sagt ein französisches Sprüchwort. Im Gefolge des Gold- und Silberpuders finden wir alsdann noch sonst allerlei Toiletten-Mysterien, die uns der erwähnte Parfumeur Seguy leise und unter der Hand anbietet. Zunächst »le pencil japonais, pour animer les yeux,« ein wunderfeines Schwarz zur Färbung der Augenbrauen und Wimpern; ferner »le rose d'Armide« in verschiedenen Nuancen als Schminke; endlich: »le blanc Nymphéa en liqueur pour les épaules et les bras«. Das letzte Specificum wird ganz besonders empfohlen, und wir wissen jetzt, weshalb die Damen bei Hofe sämmtlich so blendend weiße Schultern und Arme haben. O, diese Welt! Aber geziemt es uns wohl, nach solchem Beispiel in den höchsten Regionen, uns über die Tänzerinnen der Casino- und Opernbälle lustig zu machen, weil sie auf dem schwarzen Frack ihres Tänzers allzu deutliche Spuren ihrer Arme und Hände zurücklassen? Was in den Tuilerien »le blanc Nymphéa en liqueur« ist, zu zehn

Digitized by Google

Franken das Flacon, heißt im Casino »poudre de riz«, das Paquet zu zehn Sous, und auf einem Barrièren-Balle wird es einfach Weizenmehl, das der Köchin gar nichts kostet. Das innere Wesen der Sache ist überall dasselbe; nur die äußere Form und der Name wechselt.

Durch all' diese Herrlichkeiten hat aber die Grippe einen häßlichen Strich gezogen und der Aschermittwoch nicht minder, — der noch dazu in diesem Jahre so früh gekommen ist, daß Viele sich seiner gar nicht versahen und es sich zwei Mal sagen lassen mußten, daß die Faschingsfreuden vorüber seien. Tant mieux, du reste! Wir sind gewiß die Letzten, uns darüber zu beklagen. Haben wir es doch diesmal über uns gewinnen können, um die Mittagsstunde des mardi-gras, wo der Fastnachts-Ochse mit dem bekannten Lärm und Gepränge über die Boulevards zog, unsere stille Sopha-Ecke im Lese-Cabinet nicht zu verlassen, obwohl wir nur durch die Passage zu gehen brauchten, um uns mitten im Carneval zu befinden. Der Saal wurde nach und nach ganz leer, und der Garçon des Etablissements, ein junger Bursche, der erst seit wenig Wochen sein neues Amt verwaltete, sah mich erstaunt an und wagte endlich die schüchterne Frage: »Monsieur n'ira pas voir le boeuf gras?« Dabei standen ihm fast die Thränen in den Augen; denn ihn selbst hielt die Pflicht gefesselt, und er hätte sich doch so gern dem Triumphzuge angeschlossen, von dem er daheim in der Normandie so viel Wunderdinge gehört, und den er

Digitized by Google

nun nicht ſehen ſollte. Armer kleiner Tantalus! Ich wandte mich an die dame du comptoir, die ihm eine Stunde Urlaub bewilligte, und ſeitdem zähle ich in Paris einen Freund mehr, was mir vorzüglich Nachmittags zwiſchen vier und fünf Uhr, wo die Abendzeitungen ausgegeben werden, von Nutzen iſt.

In der Opernwelt hat vollends die Grippe Verheerungen angerichtet, und die italieniſche Oper iſt ſogar wegen »indisposition générale« auf acht Tage geſchloſſen worden, was ſeit Menſchengedenken nicht vorgekommen iſt. Die Patti, vom letzten Winter noch in glänzendem Andenken, iſt wieder hier. Sie hat ſich auch bereits einige Male hören laſſen, macht aber bei weitem nicht das Furore wie das erſte Mal. Ob auch hieran die Grippe Schuld iſt, können wir nicht wohl ſagen; nur ſo viel wiſſen wir, denn wir haben uns mit eigenen Augen davon überzeugt, daß die Treppen und Corridors des Hôtel de l'Univers, wo die »diva« wohnt, dies Mal ganz bequem zu paſſiren ſind. Im vorigen Jahre waren ſie dergeſtalt mit blühenden Topfgewächſen groß und klein vollgeſtellt, daß man nur mit Mühe durchkommen konnte. Man meinte, in einer Blumenausſtellung zu ſein. Doch, wer weiß, auch die Blumen leiden vielleicht, wie die Menſchen, von der Ungunſt der Witterung.

So iſt denn hier der Faſching wie gewöhnlich vorübergegangen, und ſelbſt für die geſellſchaftlichen Kreiſe, die er beſonders betrifft (mit Ausnahme natürlich des Gold- und Silberpuders), ohne ein bedeutendes,

Digitized by Google

Epoche machendes Ereigniß. Keine historischen Maskenzüge, wie früher im Hôtel Castellane, keine neue Lanciers-Quadrille, wie zur Zeit der großen Gesandtschafts-Bälle vor vier und sechs Jahren, kein Zauberfest aus Tausend und einer Nacht, wie einst bei der Herzogin von Alba, wehmüthigen Angedenkens. Selbst die Opernbälle haben die günstige Prognose, die man bei ihrer Eröffnung stellte, nicht erfüllt und sind mit ihrer Jagdhörner-Polka nicht über die Rue Le Peletier hinausgedrungen. Ja, wenn man sich hier in Paris noch frank und frei amüsiren und seiner lustigen Faschingslaune den Zügel schießen lassen dürfte, wie daheim im lieben Deutschland! Die Franzosen raisonniren stets so viel darüber und sind doch in so mancher Hinsicht, und namentlich in dieser, noch meilenweit hinter uns zurück! So Köln vor Allem, das uns mit seinen närrischen Carnevals-Annoncen gar oft zum Lachen gebracht. A la bonne heure! Das läßt man sich gefallen. Jeder, der nur einigermaßen zwischen den Zeilen zu lesen versteht, weiß schon, woran sich zu halten. Aber man frage hier einmal in den Pariser Zeitungen an: „wie lange es noch werden soll?“, man rede einmal von der „rettenden That, die dem ganzen Krempel ein Ende macht“, oder man prophezeie laut, „daß der Tanz bald losgehen werde“ — das wage hier 'mal Einer ungeahndet und ungestraft! Von dem Schrecklichsten, sich über die Gendarmen lustig zu machen, reden wir gar nicht; denn für eine solche Abnormität fehlt uns hier alles und jedes Verständniß. Glückliches

Digitized by Google

Köln, wo man dergleichen keck in die Zeitungen setzt und der „Narren-Landtag“ in voller Blüthe steht! Wir müssen hier noch lange, lange „an der Spitze der Civilisation“ marschiren, bis wir dahin gelangen, wenn überhaupt je!

Für das Faubourg Saint-Germain sind die trüben Tage noch vor dem Aschermittwoch gekommen, indem der plötzliche Tod der Herzogin von Parma, einer geborenen Prinzessin von Bourbon, die letzten Bälle und Festlichkeiten, welche die Faschings-Saison schließen sollten, unterbrach.

O, wie ist unser armes Leben hienieden so räthselhaft und verhüllt! Und der Mensch mit seinem Treiben, seinem Wünschen und Hoffen so schwankend und klein! Gebrechliches Schilfrohr, das der geringste Hauch bewegt und beugt, oder gar knickt. Noch eben mit wichtiger Feder ein Langes und Breites über den Gold- und Silberpuder der Damen bei Hofe (übertünchte Gräber! möchte man fast ausrufen) — aber wenn dann der kalte Tod, der ernste, unerbittliche, in unsere Kreise tritt, so stehen wir erschreckt und erschüttert ... hodie mihi, cras tibi.

Mit dieser Trauerkunde stiegen die schmerzlichen Erinnerungen einer weder vergessenen noch gebüßten Vergangenheit wie dunkele Schattenbilder herauf, und selbst die Gegner (nur die politischen, denn andere hatte die edele Todte nicht) legten einen Kranz auf diese frühe Gruft. In einzelnen Kirchen des linken Ufers begannen sofort die Trauergottesdienste. Selbst die Gleichgültigen und alle Diejenigen, die mit dem Strome



Digitized by Google

des Tages ziehen, weil sie mit den frühern Zeiten, wie sie sagen: „abgeschlossen“ haben, finden diesmal keine Bonmots oder leichtfertige Phrasen, sondern achten den Schmerz, der ihnen imponirt, und der ihnen schon deshalb ein reiner und berechtigter erscheint, weil die Leidtragenden ihn sofort an die Stufen des Kreuzes niederlegen und im Glauben ihren Trost finden. Für die windigen Pariser ein neues heilsames Memento!

Aber wie schwer ruht Gottes Hand auf dieser unglücklichen Königsfamilie! Sind denn noch immer die Sünden der Väter nicht gesühnt, daß sie stets von neuem heimgesucht werden an den Kindern und Kindeskindern, von jenem königlichen Martyrer der ersten Revolution bis herab zu dem letzten Bourbon, der kinderlos und im Exil jetzt in fremder Erde seine Schwester bestattet!

Und die Mutter, die solchergestalt ihre Kinder überlebt! Wer gedenkt nicht dabei jener andern Mutter, jener Königswitwe in Claremont, die ebenfalls, eine Niobe, aber eine durch christliche Ergebung in den Willen Gottes geheiligte, ihre besten Kinder überlebte?

Die Herzogin von Parma wurde hart vom Geschick geprüft. Der Carnevalssonntag, der sogenannte dimanche gras, war der Jahrestag der Ermordung ihres Vaters, des Herzogs von Berry*), der, wenn er am

*) Dies Ereigniß war politisch von unberechenbarer Tragweite; denn von jenem Momente an datirt die eigentliche Reaction der Restauration. Jede liberale Regung wurde nach allen Seiten hin unterdrückt, über zwanzig „liberale“

Digitized by Google

Leben geblieben, vielleicht die kommenden Revolutionsstürme beschworen hätte — (ein Gleiches konnte man zwanzig Jahre später mit noch größerm Rechte vom Herzog von Orléans sagen). Ihr Gemahl erlag demselben schrecklichen Schicksal, und der nie entdeckte Mörder befand sich vielleicht unter dem aufgewiegelten Pöbel, der die Herzogin aus ihrem Palast und aus ihrem Lande vertrieb. Arme, beklagenswerthe Königsfamilie! Der große und gerechte Schmerz so Vieler um dich wird nur durch einen noch größern, den wir Alle theilen, überboten: um das Land selbst. — Armes Italien! Doch wer weiß, vielleicht ist auch dein Ostern nahe, oder doch näher, als so Manche ahnen, die heute laut triumphiren!

---

Präfecten wurden in den darauf folgenden Wochen abgesetzt. (Der große Gefangene auf St. Helena lebte noch!) Die constitutionelle Entwickelung des gesammten Landes, die Ludwig XVIII. unter so schweren Kämpfen und doch mit so redlichem Willen begonnen, wurde in's Ungewisse hinausgeschoben. Carl X., der seine Zeit nicht richtiger verstand als sein Bruder, wußte nichts Besseres zu thun, als auf dem begonnenen Wege fortzuschreiten, der ihn in den Abgrund führte.



Digitized by Google

## Causerie.

— 1864 —

Die Würfel sind also diesmal wirklich gefallen, und früher, als wir gedacht, und wir müssen uns in das Unvermeidliche fügen: — nur keine Angst, ami lecteur; es handelt sich nicht um ein politisches Ereigniß, wichtig und folgenschwer, sondern einfach um den Winter, der bereits wider alles Vermuthen seinen ersten kalten Trumpf ausgespielt hat. Nicht umsonst machte der Kastanienmann sich so breit im ersten Capitel, er hat nur allzu recht gehabt mit seinem »Tout chaud! tout chaud!«. Und wenn wir bis dato noch kein Säckchen Kastanien gekauft, um uns die Hände daran zu wärmen, so kommt das daher, weil uns das helle Kaminfeuer genügt, das wir bereits angezündet haben.

Ein Lebewohl also den zarten, leichten Sommertoiletten und auf Wiedersehen im nächsten Lenz; und ebenfalls ein Lebewohl den Sommerhüten der Pariser

Digitized by Google

Damen, die mit ihren Frucht- oder Gemüsebüscheln weder zart noch leicht waren, und die wir deshalb nicht wiederzusehen hoffen. Leider sind diese Hüte, wie man uns wenigstens erzählt hat, auch über den Rhein nach Deutschland gezogen (die unwiderstehliche Göttin Mode fliegt ja schneller als der Dampf), und manche Leserin denkt lächelnd an den ihrigen, den sie wohl gar obenein sehr schön gefunden, als der ersehnte Carton endlich ankam und ungeduldig geöffnet wurde. Weshalb, meine Damen, das Häßliche so geschwind nachmachen, selbst wenn es aus Paris kommt? Es ist allerdings Vieles, gar Vieles schön in Paris; aber denn doch nicht Alles. Und wenn Sie wüßten, wer hauptsächlich diese Hüte hier getragen! Sie hätten es sicherlich zwei, drei Mal überlegt und sich alsdann eines Bessern besonnen, um einfach bei Ihren Moosrosenknospen und Epheublättern zu bleiben. Sie hätten dabei obenein noch die Genugthuung gehabt, mit der Kaiserin ein und denselben Kopfputz zu tragen; denn auf dem letzten Rennen im Bois de Boulogne trug Ihre Majestät einen solchen Hut. Im Quartier der Chaussée d'Antin und von Notre-Dame de Lorette sieht man freilich noch heute jene modernen unschönen Hüte, seit dem September sogar Aepfel und Birnen und — meiner Treu! Kartoffeln und gelbe Rüben: — je excentrischer der Hut (das gilt als Regel), um so zweideutiger die „Dame". Ein Pereat also jener Mode, et n'en parlons plus! Im Uebrigen sind Mode-Notizen, wenn wir zu Gunsten der Leserin wirklich welche machen wollten, jetzt schon

Digitized by Google

als nachträgliche Notiz hier im Buche eine ziemlich undankbare Sache, denn sie kommen verspätet und sind höchstens nur als Rückblick interessant. Vor dem November erscheint übrigens in keinem Jahre etwas Bedeutendes, und erst die Hof- und Gesandtschafts-Bälle im December geben die eigentliche Losung auch für die Promenaden und Soiréen. Freilich erhalten wir manchmal schon früher irgend eine wichtige Neuigkeit unter der Hand aus Compiègne. Die Eingeweihten und Kenner gehen alsdann zu Gagelin in der Rue de Richelieu, um sich eine Robe anzuschauen, die auf der letzten Gala bei Hofe großes Glück gemacht hat; aber diese einzelnen Fälle sind nicht zu rechnen. Die großen Pariser Mode-Journale (die Vicomtesse de Renneville lebt und wirkt noch immer, und wir treffen manchmal mit „ihr" im Grand-Café zusammen und werden sie der Leserin noch in einem besondern Capitel vorstellen) halten an sich und verrathen nichts vor der officiellen Eröffnung der Wintersaison. Wir aber kennen auch bei Gagelin, wie an so manchen andern Orten, eine kleine Hinterthüre, durch die man, nicht in die Magazine, sondern in die „Ateliers" gelangt — man sagt: »Atelier de confections pour dames,« ganz wie das Atelier eines großen Künstlers. Da konnten wir denn mit leisem Wink einige Details verrathen, die wir für die Wintersaison 1865 im Voraus in Erfahrung gebracht. Wir machen dabei der Leserin nicht einmal dieselbe Bedingung, die man uns auferlegte, nämlich die äußerste

Digitized by Google

Discretion; sie ist jetzt nicht mehr nöthig. „Es wird," vertraute mir Madame Gagelin mit wichtiger Miene, „im nächsten Winter viel Schottisch getragen werden, und zwar vorzugsweise grün und blau, und unter allen übrigen Farben die rothe am wenigsten; die Gürtel noch breiter und die Gürtelschnallen noch größer, als dies bereits im verflossenen Sommer geschehen. Für die Hüte wird das Allereleganteste der sogenannte kurze Reiherbusch sein, à la Polonaise, und die »Herrenpaletots« werden die Damen auch für diesen Winter noch beibehalten." Die Hoffnung, sagte ich zu mir selbst, daß man uns endlich unser rechtmäßiges Eigenthum wiedergeben werde, soll sich also noch immer nicht erfüllen. „Sie werden sogar," fuhr die Dame fort, „noch mehr Knöpfe und doppelte Seitentaschen bekommen, so daß die Aehnlichkeit vollkommen ist." Diese Paletots gehören nun aber ganz in die Kategorie der oben erwähnten Hüte, und das Alles nur deswegen, weil vor zwei Jahren die Herzogin von Morny auf dem ersten Wettrennen in Chantilly ihren Cachemirshawl zu kalt fand und den Pardessus ihres Herrn Gemahls anzog. Man fand dies so „reizend", der Pardessus stand der Frau Herzogin so „unvergleichlich", daß acht Tage später auf dem zweiten Rennen eine Menge Damen der großen Welt bereits die neue Tracht adoptirt hatten. Auf diese Art, meine Damen, entstehen in Paris die neuen Moden!

Auch Schmelz wurde im Winter 1865 für Soiréen, Diners und Concerte viel getragen, und

Digitized by Google

zwar farbiger, je nach der Farbe des Kleides; auf Sammtroben, wo der Schmelz die Spitzen fast ganz verdrängt hat, sehr reich und prächtig, aber überaus schwer. Im Schmuck, namentlich in den Ohrringen und Brochen, machte sich ebenfalls das Massive immer mehr geltend; oft trugen die Damen wahre Flintenkugeln, allerdings von Gold, in den Ohren und vor der Brust, — mitunter ist freilich das Gold nur Imitation, die ja bekanntlich nirgends täuschender fabricirt wird als in Paris.

So weit unsere verspäteten Mode-Notizen, die aber auch ohnedies vor den Augen der gestrengen Vicomtesse de Renneville wohl nicht allzu viel Gnade finden würden, schon weil wir dieselben so „oberflächlich" gegeben und, mit Ausnahme der Herzogin von Morny, keine Personalien beigefügt haben, — mit Anfangsbuchstaben und Sternchen, was die Referate der Vicomtesse so pikant macht.

Aber was nennen wir nur gleich, um den ernstern Leser mit den vorhergehenden Seiten zu versöhnen? Wenn er in Paris wäre, hätten wir ihn zu dem großen Pferdefleisch-Diner eingeladen, das kürzlich im Grand Hôtel gegeben wurde und zu welchem man gewaltige Anstalten machte. Die Pariser wollten nicht hinter den Lyonern zurückbleiben, und hatten ein eigenes Comité gebildet, um den Küchenzettel zu berathen. Ja, um noch weiter zu gehen als die Schwesterstadt, wollte man sogar einen Eselskopf serviren, trotz des lebhaften Protestes, den einige Akademiker dagegen erhoben. Dem ‚Charivari' gab dies Gelegenheit, sich

Digitized by Google

den Kopf zu zerbrechen, weshalb jene Herren so lebhaft proteſtirten; als wenn das ſo ſchwer hielte, bemerkt der ‚Tintamarre', — und wir unſerſeits wagen nicht zu unterſuchen, welches von beiden Blättern Recht hatte. Die Cervelatwurſt von Pferdefleiſch hatte übrigens ſchon in Lyon einen ſo glänzenden Erfolg gehabt, daß man ſeitdem in vielen Pariſer Delicateſſen-Läden Proben davon ausgehängt ſieht, und das Diner de Paris dieſelbe auch richtig auf die Speiſekarte ſetzte.

Die großen Herren ſpielten unterdeſſen Maskerade, als ob Faſching wäre, oder wie Harun-Al-Raſchid ſeiner Zeit, wenn er verkleidet durch die Straßen von Bagdad auf Abenteuer ausging. Diesmal war es zunächſt Herr Duruy, der Unterrichtsminiſter, der ſolche Späſſe machte, die aber für die Betheiligten ſtets eine ſehr ernſte Wendung nahmen. Im Grunde ſind wir eben kein Verehrer des genannten Herrn, der noch immer nicht aufgehört hat zu rumoren, und der über allem Reorganiſiren noch immer zu keiner eigentlichen Organiſation gekommen iſt. Aber in rein adminiſtrativer Hinſicht, und namentlich in Bezug auf das materielle Wohlſein der Schüler, d. h. der Penſionaire, hat er ſich um die verſchiedenen Lyceen und Gymnaſien ein nicht geringes Verdienſt erworben; viele alte Mißbräuche ſind abgeſchafft und die „Hausordnung" iſt zur Geltung gekommen. Das alte, wenn auch nicht ſehr delicate Sprüchwort, nach welchem man das ſchmutzige Waſſer nicht eher weggießen ſoll, bevor man reines habe, iſt freilich auch hier noch vielfach am

Digitized by Google

Platze; aber ein bedeutender Schritt zum Beſſern iſt jedenfalls gethan. Herr Duruy war bekanntlich den ganzen Septembermonat unterwegs und hat eine Menge Departements beſucht, meiſt incognito und oft wie ein wahrer deus ex machina, zum nicht geringen Schrekken derjenigen, die ſich eines ſolchen Beſuches nicht verſahen, und die den Miniſter in einem Seebade glaubten, wohin er ſich kluger Weiſe durch die Zeitungen hatte ſchicken laſſen.

So klopft er eines Morgens, in Begleitung ſeines Sohnes, bei dem Gymnaſial-Director in B. an.

„Ich möchte Ihnen meinen Sohn vorſtellen, Herr Director!“

„Gut, gut,“ antwortet dieſer von ſeinem Bureau aus und ſchreibt ruhig weiter, ohne Vater und Sohn auch nur zum Sitzen zu nöthigen.

Lange Pauſe. Endlich beginnt der Miniſter von neuem: „Mein Sohn iſt in ſeiner Claſſe etwas zurückgeblieben, Herr Director; ich möchte ihn daher Ihrer beſondern Sorgfalt empfehlen.“

„O Monſieur,“ ruft der Director ärgerlich, „wenn Ihr Sohn ein dummer Teufel iſt, ſo können wir ihn nicht brauchen; da behalten Sie ihn lieber ſelbſt: wir haben dergleichen Waare genug.“

Neue Pauſe. Der Miniſter tritt darauf dicht an den Schreibtiſch und ſagt: „Ich hatte auf einen andern Empfang gerechnet. Sollte es wahr ſein, Herr Director, was man von Ihnen erzählt, daß Sie die Eltern Ihrer Zöglinge ſtets ſo unhöflich behandeln?“

Digitized by Google

„Herr," fährt der Director auf, „wer ſind Sie, daß Sie ſich unterſtehen, mir Unterricht in der Höflichkeit geben zu wollen?"

„Die Lection würde wohl etwas zu ſpät kommen," entgegnete Monſieur Duruy lächelnd; „aber wer ich bin," fügte er ſehr ernſt hinzu, „will ich Ihnen ſagen: ich bin der Unterrichtsminiſter."

Der Reſt der Geſchichte iſt überflüſſig: das neue Schuljahr ſah auch einen neuen Gymnaſial-Director in B.; was aus dem alten geworden, meldet man uns nicht.

Schon vor den Ferien hatte der Miniſter ſich in ähnlicher Weiſe in den Süden nach T. begeben. Kaum in der Stadt angekommen, wo ihn ebenfalls Niemand erkennt, geht er in's Lyceum und, da es gerade Mittagszeit iſt, direct in den Speiſeſaal. Die Eleven ſind bereits beim zweiten Service, und Monſieur Duruy verlangt mit lauter Stimme von den Aufwärtern den Braten. Es war juſt ein Donnerstag, und das Speiſe-Reglement ſchreibt für alle Regierungsanſtalten Donnerstags und Sonntags einen Braten vor. Die Aufwärter ſehen den „fremden Herrn" mit großen Augen an, erwidern nichts und bringen auch nichts. Der Miniſter geht nun in die Küche, wo in eben dem Moment für den Director und die Profeſſoren angerichtet wird: ein appetitlicher Kalbsbraten und gebratene Hühner. Seine Excellenz nimmt den erſtern, trägt ihn höchſt eigenhändig in's Refectorium und befiehlt, ihm die übrigen Schüſſeln nachzutragen. Alle Welt ſteht ver-

Digitized by Google

blüfft, als plötzlich der Director erſcheint, den man von dem ſeltſamen Beſuche in Kenntniß geſetzt hat, und mit wichtiger Amtsmiene fragt, was vorgeht.

„Sie ſehen, Herr Director," ruft der Miniſter, „ich laſſe Ihren Eleven den Donnertags-Braten ſerviren!"

„Donnerstags-Braten?" ſtottert der Director und glaubt zu träumen.

„Man hat mir in Paris erzählt," fährt Se. Excellenz fort, „daß Sie ſeit Jahr und Tag den Braten allein äßen. Ich bin in Perſon gekommen, um nachzuſehen; je suis Monsieur Duruy."

Jenem Director aber erging es übel; denn es kamen noch ganz andere Dinge zum Vorſchein, als bloß die unterſchlagenen Braten.

In einem andern Provinzial-Lyceum öffnet ſich plötzlich eines ſchönen Nachmittags die Thür des großen Studirſaales und ein Herr tritt herein, „den Niemand kennt". Dieſer Herr geht, ohne ein Wort zu reden, direct an die Pulte der Eleven, hebt die Deckel auf und ſchaut hinein, nimmt dort ein Packet Cigarren, dort Tabak und Pfeife, weiterhin ein verbotenes Buch, einen Roman von Sue oder Dumas, wenn nicht gar »Napoléon le petit«, auch eine Piſtole mit dem nöthigen Pulvervorrath — kurz Alles, was nicht reglementsmäßig iſt, füllt mit dem confiscirten bunten Kram ſeine Taſchen und geht ſchweigend wieder davon, wie er gekommen. Die ſechszig, achtzig Schüler ſitzen wie gefeit, der Aufſeher desgleichen; aber der bald

Digitized by Google

darauf hereintretende Director löst das schreckliche Räthsel: er hat so eben den Besuch des Unterrichtsministers gehabt, der schon wieder über alle Berge ist, und Se. Excellenz (Herr Duruy verbittet sich übrigens diesen Titel) hat während des Gesprächs und ohne weitere Erklärung eine Menge Dinge der eigenthümlichsten Art aus seinen Rocktaschen gezogen und bei ihm, dem Director, deponirt; der Himmel mag wissen, was das zu bedeuten habe... die Eleven wußten es nur allzu gut. So Harun-Al-Raschid-Duruy, dem wir noch weitere glückliche Reise wünschen; vielleicht trifft er auf seinen Kreuz- und Querzügen, wie sein großer Vorgänger, auf einen lustigen Cumpan, der ihm über den Kalifen und sein Regiment dreist die Wahrheit sagt: das wäre alsdann der rechte Profit für ihn und für uns Alle.

Aehnlich wie Herr Duruy macht es der neue General-Post-Director, Herr Vandal, der trotz seines wilden Namens ein sehr höflicher und feiner Mann ist. Deshalb verlangt er aber auch ein Gleiches von seinen Beamten und genirt sich nicht, ihnen in dieser Beziehung stark auf die Finger zu sehen.

Der Finanzminister Fould ... doch bei diesem Namen fällt mir eine Notiz ein, zu welcher ich vorher eine kleine Parantheſe eröffnen möchte (:

Der Finanzminister Fould (wir sind im Jahre 64) ist nämlich von seiner Urlaubsreise wieder zurück, und kein Mensch spricht mehr von seinem Rücktritt: im Gegentheil, er soll dem Kaiser ein großes Finanzproject vorgelegt

Digitized by Google

haben, das aller Budgetnoth und allen Deficits auf lange hin ein glückliches Ende zu machen bestimmt ist: eine neue National-Anleihe von einer Milliarde. Mit diesen tausend Millionen, die er in wenig Monaten zusammenzubringen glaubt, will Herr Fould den leeren Staatssäckel füllen und alsdann getrost „weiter regieren", zur Bestreitung der Zinsen aber die fünfhundert Millionen aus Mexico in zehn jährlichen Raten von je fünfzig Millionen verwenden. Nach zehn Jahren wird man alsdann weiter rathen, auch wird höchst wahrscheinlich alsdann ein anderer Finanzminister da sein. Ich sehe hier von meinem Schreibtische aus das spöttische Lächeln des Lesers; aber, Scherz bei Seite, ich habe es selbst in einem Salon gehört, wo wenigstens zwei bis dreihundert Millionen repräsentirt waren — man achtete nicht auf mich, denn ich spielte mit dem Schooßhunde der Hausfrau, aber ich horchte keck nach der Fensterbrüstung hinüber, wo jene Herren das Project ernsthaft besprachen —; und wenn in der nächsten Session des Corps Législatif die Rede auf diese Fould'sche Milliarde kommt, so erinnere man sich gefälligst an meine kleine Prophezeiung. Ich beeile mich übrigens, meine Parantheſe zu schließen, die mir in Paris theuer zu stehen kommen könnte...).*)

*) Die Anleihe ist auch wirklich in der Session von 1865 am 20. Mai zur Sprache gekommen; aber nur verhüllt und andeutungsweise und nicht als Regierungsvorlage. Ohnehin soll Fould später die Veräußerung der Staatswaldungen einer directen Anleihe vorgezogen haben, aber

Digitized by Google

Der Finanzminiſter Fould beklagt ſich einſt bei Herrn Vandal über die Unhöflichkeit, vulgo Grobheit des untern Beamtenperſonals in den verſchiedenen Poſt-Bureaux, erzählt ihm auch einige derartige Fälle, und macht, als Herr Vandal dies nicht glauben will, demſelben einfach den Vorſchlag, die Beamten in Perſon auf die Probe zu ſtellen. Beide Herren begeben ſich daher eines Abends in ſchlichtem Paletot, wie die verkleideten Kotzebue'ſchen Fürſten, in das große Bureau an der Madeleinekirche und treten an einen der Schalter. Ein ſauberer, faſt eleganter junger Mann ſitzt hinter dem Gitter und lieſt in einem Journal. Schon dies war eine Contravention; denn in allen Pariſer Poſt-Bureaux iſt, ſo lange dieſelben dem Publicum geöffnet ſind, den Beamten das Zeitungleſen auf das ſtrengſte verboten.

„Geben Sie mir gefälligſt für einen Franken Vier-Sous-Marken," ſagt Fould.

Der junge Mann hört nicht, oder thut, als wenn er nicht hört, und Fould wiederholt ſeine Bitte; jener, faſt ohne von ſeiner Zeitung aufzuſchauen, wirft ihm mechaniſch fünf blaue Marken hin.

„Entſchuldigen Sie," beginnt Fould von neuem, und ſtets in ſehr höflichem Tone, „ich habe mich

---

auch dieſes Project, das auf eine ſo gewaltige Oppoſition ſtieß, wurde zurückgelegt. Aufgeſchoben iſt freilich nicht aufgehoben, und vor der Hand wirthſchaftet Herr Fould, tant bien que mal, mit ſeinen drei Milliarden Schulden weiter.

Digitized by Google

geirrt, ich wünschte Zwei-Sous- und nicht Vier-Sous-Marken."

Da reißt dem Andern die Geduld, und er fährt grob heraus: „Herr, wenn Sie nicht wissen, was Sie wollen, so lassen Sie mich ungeschoren!"

„Sie sind nicht sonderlich höflich, Monsieur," bemerkt Fould schüchtern.

„Höflich, höflich!" entgegnet der Grobian. „Was geht es Sie an, was ich bin?"

„Geben Sie dem Herrn die verlangten Marken," sagte plötzlich eine andere und zwar sehr barsche Stimme, diejenige Vandal's, der aus dem Schatten hervorgetreten ist, „und dann gehen Sie nach Hause. Auch brauchen Sie morgen nicht wieder zu kommen, denn Sie sind abgesetzt. Der Herr, den Sie eben so grob behandelt haben, ist der Finanzminister, und ich bin Vandal."

Unser Patron ist wie vom Blitz gerührt und wäre gern in die Erde gesunken, wenn nur der Fußboden eine Versenkung gehabt hätte.

Der General-Post-Director ist unterdessen in's Bureau getreten, um mit dem Chef ein ernstes Wort zu reden.

Die folgende Scene spielt an einem andern Abend und in einem andern Bureau.

„Wie viel kostet ein Brief nach China?" fragt Fould wieder und zwar wieder sehr höflich, was er, unter uns gesagt, im gewöhnlichen Leben gar nicht ist.

Digitized by Google

„Wir ſchicken nichts nach China," antwortet kurzweg der Beamte, dies Mal ein alter mürriſcher Kauz mit blauer Brille und Tabaksdoſe, und ſchreibt weiter.

„Pardon," beginnt Fould von neuem, „aber unſer Geſchwader iſt noch in den chineſiſchen Gewäſſern; man muß alſo auch Briefe dahin befördern können."

„Ich weiß von keinem Geſchwader," brummt der Alte, „und ich wiederhole Ihnen, wir ſchicken nichts nach China."

„Unbegreiflich," ſagt Fould; „man hat mir doch geſagt, daß Briefe dahin befördert würden."

„Reiſen Sie ſelbſt hin," bellt der Alte und dreht ihm den Rücken. „Wer Ihnen geſagt hat, daß wir nach China expediren, iſt ein Dummkopf."

„Ich habe es geſagt," ruft auf einmal Vandal, der wieder aus dem Hintergrunde hervortritt, „und wenn Sie keine Auskunft geben können, ſo kennen Sie das Reglement nicht: jeden Mittwoch und jeden Samstag geht vom Marine-Miniſterium der Courrier nach Indien und China ab. Ich werde Sie auf Wartegeld ſetzen laſſen, Monſieur, und Sie lehren, gegen das Publicum höflich zu ſein! Der Herr da iſt der Finanzminiſter Fould, und wer ich bin, ſollen Sie gleich erfahren!"

Der Schluß der Scene wie oben, mit demſelben Verſenkungswunſche.

Man ſieht, auch dieſe Geſchichten ſind ſo übel nicht, und wir thun vielleicht ganz gut, dieſelben, exempli gratia, nach Deutſchland hinüber zu berichten.



Digitized by Google

Es war übrigens, wenn ich nicht irre, ein preußischer General-Post-Director, der bei seinem „Regierungsantritt“ zu seinen Beamten sagte: „Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß nicht das Publicum für uns da ist, sondern wir für das Publicum.“ Möglich, daß sich Herr Vandal daran ein Muster genommen.

Digitized by Google

## Der „Lapin Blanc“ in der Cité.

Der Demolitionshammer ruht nicht, namentlich hat er in den letzten Jahren auf der Insel (in der sogenannten Cité) aufgeräumt.

Es ist Alles, Alles dahin: jene berüchtigten und verrufenen Gassen und Gäßchen, manche von ihnen so schmal, daß man mit den ausgestreckten Armen rechts und links die Häuserreihen berühren konnte ... die Rue aux Fèves, die schlimmste und gefährlichste von allen, in welche Eugène Sue nicht ohne Grund die schauerlichsten Scenen seiner »Mystères de Paris« verlegte ... die Rue des trois Bornes mit dem „Lapin Blanc“ rechts am Eingange. Diese Kneipe — „zum weißen Kaninchen“ — verdient es wohl, daß wir ihr einen kleinen Nachruf schreiben.

Er hatte also doch Recht, der gute Monsieur Leroy, als er uns sagte: „Sie wollen Paris kennen und sind noch nicht im „Lapin Blanc“ gewesen? Beeilen Sie



Digitized by Google

sich, das Versäumte nachzuholen, bevor es zu spät wird; denn seine Tage sind gezählt."

Monsieur Leroy ist ein angesehener Weinhändler, der viele höhere Beamten des Hôtel de Ville zu seinen Kunden zählt. Er konnte mithin von dem neuen Demolitionsproject in der Cité bereits wissen, bevor es im großen Publicum bekannt wurde.

Der „Tapis Franc", der ebenfalls in den Sue'schen „Geheimnissen" eine so große Rolle spielt, war uns auf diese Weise entgangen: er wurde bei der Construction der Centralhallen mit hundert andern Häusern abgebrochen; die Tagesblätter widmeten ihm sogar einen Nachruf, aber eben, als er nicht mehr existirte. Jetzt stand dem „Lapin Blanc" ein gleiches Schicksal bevor. Wir gelobten ihm daher einen Besuch vor seinem Ende, und das lieber heute als morgen. Der freundliche Monsieur Leroy, »qui sait tout Paris par coeur«, erbot sich sogar, uns zu begleiten, und gab uns auch vorher noch einige historische Notizen.

Der „Lapin Blanc" war ein Marchand de vins, dessen Wirth sich zugleich Gargotier nannte, weil er eine Garküche besaß. Das Etablissement wurde im vorigen Jahrhundert, noch unter Ludwig XV., gegründet, man sagt, von einer Marketenderin, die stets ein zahmes, weißes Kaninchen auf ihrem Schenktisch hatte. Als das Thier starb, wurde es ausgestopft und unter die Decke am Eingange aufgehängt. Dieser Umstand erklärt die seltsame Ausschmückung der Decke; denn zu dem Kaninchen gesellten sich nach und nach verschiedene andere ausge-

Digitized by Google

stopfte Thiere: Hunde, Katzen, Vögel, sogar ein Crocodil befand sich darunter. Das weiße Kaninchen war längst ein schwarzes geworden; aber es hing beständig, wenn auch vertrocknet und unkenntlich, an seinem alten Platz. In der Revolutionszeit spielte der „Lapin Blanc" eine große, wichtige Rolle; denn da er dicht neben dem Justizgebäude und der Conciergerie lag, so versammelten sich dort alltäglich die untern Gefängnißbeamten, und wer Neuigkeiten vom Schreckenstribunal hören wollte, ging in jene Weinschenke. Wer von den Gefangenen die Mittel hatte, sich etwas bessere Kost zu verschaffen, ließ sich dieselbe aus dem „Lapin Blanc" holen. Auch Marie Antoinette hat während der drei letzten Wochen vor ihrer Hinrichtung, wo sie in der Conciergerie gefangen saß, ihr kümmerliches Frühstück und Mittagsessen von dorther erhalten. Auf der Speisekarte standen damals stets »côtelettes à la Reine«, und der „Lapin Blanc" hatte noch mehr Zuspruch als sonst; denn jeder »citoyen« wollte eine Cotelette essen, wie man sie für die Königin bereitete. Eines Morgens erscheint im „Lapin Blanc" eine Gesellschaft sansculottes mit lautem Lärm, unter ihnen der schreckliche Santerre, jener Bierbrauer aus dem Faubourg Saint-Antoine, der die Pariser Nationalgarde am Tage der Hinrichtung Ludwig's XVI. commandirte, der neben dem König auf dem Schaffot stand und ihm zurief, als der Monarch das Volk anreden wollte: »Monsieur, vous êtes ici pour mourir et non pas pour parler.« Santerre wirft einen Blick auf den Küchenzettel und

Digitized by Google

findet die »côtelettes à la Reine«. Fluchend ruft er die Wirthin, zeigt ihr das gefährliche Wort und fragt, ob sie auch zu den „Feinden des Volkes" gehöre. Die Wirthin, die schon ihren Kopf wackeln fühlt, ist mehr todt als lebendig. Der Brauer zieht darauf seinen rothen Bleistift (die Revolutionsmänner hatten stets rothe Kreide in der Tasche) und schreibt »à la Ex-Reine«; dann bestellt er für sich und seine Genossen das so umgetaufte, patriotische Gericht. Die Wirthin kam mit dem bloßen Schrecken davon, ein Glück, was nicht Jeder damals hatte; denn es gehörte oft viel weniger dazu, um als „verdächtig" eingezogen zu werden, und wer eingezogen war, wußte, was ihm bevorstand.

In spätern Jahren ging mit dem „Lapin Blanc" eine merkwürdige Veränderung vor, die um so unerklärlicher war, als die Schenke dem Justizpalaste, der Polizei-Präfectur und den Gefängnissen fast vis-à-vis lag. Es wurde nämlich eine berüchtigte Diebeshöhle daraus, und die Abenteuer Rodolphe's in der Rue aux Fèves, wie wir sie in den »Mystères de Paris« lesen, waren ganz ort- und zeitgemäß. Die Polizei hatte vielleicht ihre Gründe, diese und ähnliche Schlupfwinkel bestehen zu lassen; denn wenn eine große Razzia angestellt wurde, so wußte man, wohin sich zu wenden, um sofort die Haupt-Banditen zu fangen. Es liegt ein seltsamer Widerspruch in diesem Umstande; denn man sollte denken, daß die Spitzbuben und Gauner sich andere, abgelegenere Orte zu ihren Zusammenkünften

Digitized by Google

gewählt hätten. Aber nein; alles zweideutige Gesindel, alle entlassenen Sträflinge, alle Vagabunden und Tagediebe zogen stets in den „Lapin Blanc", wie auf ein neutrales Gebiet, wo man sie auch in Ruhe ließ, so lange sie nichts Neues verschuldeten. Nach hinten stieß eine leere, halb zerfallene Kirche an das nicht minder baufällige Gebäude des „Lapin Blanc". Man hatte nach und nach die eine Mauer durchbrochen und sich in der Kirche selbst etablirt, auch in den unterirdischen Kellern, die damit zusammenhingen und sich bis an die Seine erstreckten. Nur die Eingeweihten wurden dort zugelassen, und was alles in jenen dunkeln Räumen passirt ist, wer mag das wissen? Dies Nest wurde aber bereits unter Louis Philippe ausgehoben, und die Kirchenwand wieder zugemauert. Schon damals sprach man von einer Demolition des berüchtigten Hauses. Trotzdem fristete die Schenke ihre zweideutige, unheimliche Existenz bis in die neueste Zeit, obwohl sie seit dem Kaiserreiche viel von ihrer frühern Bedeutung verloren hatte. Man besuchte sie als ein Curiosum des dortigen Quartiers, und unter diesem Vorwande gingen auch wir hin. Doch der Besuch anständiger Leute mußte dort längst etwas Gewöhnliches geworden sein; denn man nahm keine weitere Notiz von uns.

Aber in jenen Tagen, wo bereits der „Lapin Blanc" dem Erdboden gleich gemacht und somit verschwunden war, hat derselbe sich noch ein Mal, wie zum Abschied, aufgerichtet, man möchte sagen als ein Gespenst mit einer schrecklichen Larve. Der Demoli-

Digitized by Google

tionsplatz wurde plötzlich eines Morgens mit Militair umstellt und von aller Communication abgesperrt. Das Publicum sah mit Befremden diese ungewöhnlichen Vorkehrungen, und welch eine Menschenmenge sich hinzudrängte, kann sich Jeder leicht vorstellen, der die Pariser kennt. Die Chaussée vor dem Justizpalaste mußte ebenfalls besetzt werden, um sie für die Passage offen zu halten. Wer stehen blieb, wurde sofort von den Stadt-Sergeanten zum Weitergehen aufgefordert. Die abenteuerlichsten, schrecklichsten Gerüchte circulirten: sie waren dies Mal aber weder entstellt noch übertrieben, sondern scheinen im Gegentheile noch hinter der Realität zurückgeblieben zu sein. Man hatte nämlich in den Kellergewölben des „Lapin Blanc" eine bedeutende Anzahl menschlicher Gerippe aufgefunden, nach Einigen neun, nach Andern gar dreizehn. Die herbeigerufenen Gerichts-Aerzte wollten bei den meisten derselben deutliche Spuren von Verletzungen erkannt haben, so daß jene Menschen, zumeist Frauen, eines gewaltsamen Todes gestorben wären: zugleich die einfachste und natürlichste Annahme; denn wie kämen sonst die Skelette an jenen Ort, wo nie ein Begräbnißplatz gewesen? Die Sachverständigen behaupteten ferner, daß die Gerippe etwa zwanzig bis dreißig Jahre dort gelegen haben mochten. Die eingeleitete Untersuchung konnte nichts weiter aufklären.

Das Gute hat nun doch unbestreitbar die neue Ordnung der Dinge hier in Paris — die kaiserliche —, daß durch jene Demolitionen gewaltig aufgeräumt

Digitized by Google

und Luft gemacht wird. Und gewiß! wenn ſich dieſelben immer nur auf ein Stadtviertel erſtreckten, wie das in Rede ſtehende, ſo müßte man der Regierung noch Dank wiſſen für die zahlloſen Ruinen. Aber — doch der Leſer kennt dies Aber ſo gut wie wir und überhebt uns der Mühe, es von neuem zu motiviren. Machen wir es lieber wie die Pariſer, d. h., laſſen wir den Stadtrath ſorgen und ziehen wir allenfalls noch, wenn wir höflich ſein wollen — in Paris iſt alle Welt höflich — den Hut vor Herrn Hausmann, der unermüdlich weiter demolirt und jetzt gar den ſchönſten Boulevard der Hauptſtadt, und zwar auf beſondern Befehl des Kaiſers, nach ſeinem Namen benannt hat.

Digitized by Google

## Die alten und neuen Theater.

Der vielbesprochene Umzug der Boulevard-Theater war ein wichtiges Ereigniß für die Pariser, denen ohnehin die Theater eine der ersten Lebensfragen sind. Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit die Expropriationssummen, von denen wirklich einige außerordentlich hoch waren. Der Glücklichste unter den sechs Directoren war auch hier wieder, wie schon so oft bei ähnlichen Expropriationsfällen, der kleinste und letzte, M. Huet, der Director des Lazari-Theater, »le petit Lazari,« wie man dasselbe im Volke nannte. Noch steht es übrigens, und wir führen den Leser gern hinein, der vielleicht noch nie davon gehört hat, wie wir selbst bereits mehrere Jahre lang in Paris waren, ohne von jener Bühne mehr als den Namen zu kennen. Es ist auch die allerletzte dem Range nach, und zumeist nur für die Pariser Gamins bestimmt, deren Zahl aber bekanntlich Legion ist. Das Theater kann gegen zwölfhundert Personen fassen, die allerdings nicht allzu bequem

Digitized by Google

placirt ſind. Aber das iſt Nebenſache für den Gamin; und dann kann man auch billigerweiſe für vier und ſechs Sous keinen Fauteuil mit rothem Sammt verlangen, wie in der großen Oper für zehn Franken. Auch das Repertorium des kleinen Lazari iſt weniger klaſſiſch, als dasjenige des Théatre-Français; aber ein Mal hinzugehen, iſt doch der Mühe werth, denn, was man dort ſpielt, iſt luſtig genug. Unten befinden ſich abgeſchloſſene Logen für „vornehme Leute“, die ganze Loge zu quarante und bei „außerordentlichen“ Vorſtellungen zu cinquante sous. Hier kann man ſich unbeſorgt und gefahrlos hinſetzen, was von den andern Plätzen weniger behauptet werden darf, denn dort fliegen Einem alle möglichen und unmöglichen Dinge um und auf den Kopf. Man gibt gewöhnlich nur einactige Stücke, Luſtſpiele und Poſſen mit „Geſang“, den glücklicherweiſe weder Meyerbeer noch Roſſini zu hören bekommen. Auf der obern Galerie, die auch hier den ſchönen Namen „Paradies“ führt, kann man ſogar für zwei Sous ein Billet bekommen, darf aber in dieſem Falle nur ein Stück mit anſehen. So wie der Vorhang gefallen iſt, wird alsdann das Paradies von zwei Gardiſten geräumt, — keine Engel mit feuerigen Schwertern, wohl aber bärtige, handfeſte Soldaten, die rechts und links die Nachzügler über die Bänke werfen und über die Corridors nach der Ausgangstreppe drängen. Auf der andern Treppe ſtürmen unterdeß zwei- bis dreihundert neue Zuſchauer heran und placiren ſich, ſo gut es gehen will, bis auch ſie

Digitized by Google

wieder ihrerseits abziehen müssen, um andern Cameraden Platz zu machen, die schon unten auf dem Boulevard in langer Reihe warten, bis für sie die große Viertelstunde schlägt. Alles Burschen von vierzehn bis achtzehn Jahren, mit und ohne Blouse, mit und ohne Mütze, Gesicht und Hände noch schwarz von der Druckerwerkstatt oder irgend einer Fabrik des Temple-Quartiers; ungezogenes, wildes Volk, „außer Rand und Band," die aber doch während der Vorstellung selbst sich sehr ruhig verhalten, um nicht sofort an die Luft gesetzt zu werden. Das „schöne Geschlecht" ist im Lazari-Theater nur wenig vertreten und wagt sich namentlich nicht auf die obern Galerieen; vom „Paradiese" ist es aber reglementsmäßig ausgeschlossen. Man sollte nun kaum glauben, daß unter solchen Auspicien der Director des Lazari glänzende Geschäfte gemacht habe; es muß dies aber doch der Fall sein. Denn die Expropriations-Jury hat ihm über eine halbe Million als Entschädigung zuerkannt, von welcher Summe nur 260,000 Frcs. auf das Terrain kommen, da das Gebäude begreiflich keinen großen Raum einnimmt. Dabei war Herr Huet stets der eigene Dichter und Componist seiner Stücke, so daß er kein Autoren-Honorar zu zahlen hatte. Wenn ihm von fremder Hand hier und da ein Stück geliefert wurde, so mußte der Verfasser, irgend ein Anfänger unter den Pariser Musensöhnen, noch Geld zugeben, um seine „Schöpfung" aufgeführt zu sehen. Nun will Herr Huet sich in's Privatleben zurückziehen, vielleicht in Passy oder sonst wo

Digitized by Google

ſich ankaufen, um den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zu verbringen; man ſagt auch, daß er ſeine Memoiren ſchreiben will, die intereſſant genug ſein mögen. Vorher wird er noch ſein Privilegium und ſein Material verkaufen und gewiß nicht billig; denn untergehen darf das Lazari-Theater nicht, dieſe „Bildungsſchule der Volksjugend“. So nennen nämlich die Recenſenten der kleinen Localblätter jenes Etabliſſement. Wir erlauben uns jedoch, anderer Meinung zu ſein, und würden tüchtige Abendſchulen und namentlich Geſellen-Vereine vorziehen, an denen es leider in Paris noch fehlt. Die letztern, mit Ausnahme des einzigen in der deutſchen Miſſion, kennt man hier gar nicht. Aber das iſt ein anderes Capitel und gehört nicht hierher, zumal man nach Oben hin eine ganz abſonderliche Antipathie gegen alle „Vereine“ hat. „Die Hälfte unſerer Bevölkerung und ein Dritttheil unſerer jungen Soldaten,“ ſagte Picard kürzlich im corps législatif, „kann weder leſen noch ſchreiben“ — aber Theatercouplets können ſie ſingen und manches Theaterſtück wiſſen ſie halb auswendig, hätte er recht gut hinzuſetzen können. Doch Picard gehört zur Oppoſition und mithin zu denen, die Alles „ſchwarz“ ſehen. Wie er, denken freilich Viele, die es aber nicht ſagen dürfen, weil ſie auf ihrem Rocke nicht den ſilbergeſtickten Abgeordnetenkragen haben.

Doch laſſen wir das, und bleiben wir bei unſerm Thema, welches noch keineswegs erſchöpft iſt; denn die Theater-Expropriation hat noch mehr Glückliche gemacht,

Digitized by Google

Seigneur ausweichen mußte, wenn man Sr. Gnaden in den Weg kam.

Die Demolition aller jener Theater ist aber sonst kein Unglück, im Gegentheil eine wahre Wohlthat; denn die Gebäude waren sämmtlich alt und baufällig, und die innern Räume mit ihren schmalen Treppen und Corridors unpraktisch und bei vollem Hause sogar gefährlich. Unsere Großväter bauten eben ihre Theater wie ihre Straßen eng und gedrängt, vielleicht weil sie einfacher und bescheidener waren und sich besser dicht neben einander vertragen konnten, als wir. Auch hat die Einwohnermasse, wenigstens in Paris, in den letzten dreißig Jahren so gewaltig zugenommen, daß Alles zu eng und zu klein geworden ist.

Von den niedergerissenen Theatern kommt man unwillkürlich auf die neu erbauten zu reden, die außerordentlich schnell fertig geworden sind. Auch hier wollen wir den Leser in eines führen, und wir wählen zu diesem Besuch das größte und prächtigste, das „Théatre du Chatelet", wie sich merkwürdig und unpassend genug der frühere „Cirque Impérial" nach seinem Umzuge nennt.

Der Name stammt von dem gleichnamigen Platze, dem frühern Place de Grève, der dem alten, nun auch fast durchweg neu gewordenen Palais de Justice gegenüber liegt. Aber was ist aus dem Grèveplatz geworden, dem fürchterlichen, wo noch vor hundert Jahren gerädert und geviertheilt wurde, und wo man noch kürzlich das Hôtel de Bessières demolirt hat, von

Digitized by Google

dessen Balconfenstern aus die Herren und Damen vom Hofe den Hinrichtungen zuschauten, die gewöhnlich mehrere Stunden währten, und wobei die Henker und Büttel sich in der „Arbeit“ ablösten. Mit dem genannten Hôtel ist die letzte Spur jener Zeiten verschwunden: ein schöner, eleganter Square voll Laubwerk und Blumen ist an seine Stelle getreten, in der Mitte eine prächtige Fontaine und rechts und links zwei ungeheuere Gebäude. Das eine ist das erwähnte Théatre du Chatelet und das andere das Théatre Lyrique. So ist aus dem schrecklichen Executionsplatz ein heiterer Theaterplatz geworden: ein eigenthümlicher, aber gewiß trostreicher Contrast, der aber auch wieder (denn die Menschheit ist und bleibt ja ein ewiges Räthsel) seine Aehnlichkeiten hat, nämlich die vielen Tausend Beifall klatschenden, Bravo rufenden Zuschauer, die, wie damals, so auch jetzt hier zusammenkommen werden. Diese paradoxe Aeußerung bedarf einer kurzen Erklärung. Wir finden dieselbe in einer Flugschrift, die in den Januartagen 1754 in unzähligen Exemplaren an das „gute“ Pariser Volk verkauft wurde, unter dem Titel: „Proceß, Folter und Execution des fluchwürdigen Königsmörders Damiens, der seine teuflische Hand gegen unsern vielgeliebten König Ludwig ausgestreckt, u. s. w.“ Ludwig XV. führte bekanntlich den Beinamen, »le bien-aimé«; Gott weiß, wie er dazu gekommen. Am Schluß, wo die Hinrichtung selbst geschildert wird (Damiens wurde im bloßen Hemde auf einer Kuhhaut nach dem Grèveplatz



Digitized by Google

geschleift, dort zuerst mit glühenden Zangen gezwickt und endlich geviertheilt) heißt es: „Jedes Mal, wenn die Pferde anzogen, um ein Bein oder einen Arm loszureißen, erhob sich in der versammelten Menge lauter Jubelruf und Beifallklatschen, so groß war die Freude des Volkes, den Mörder des geliebten Königs bestraft zu sehen.“ — „Acht Henkersknechte,“ lesen wir weiter, „waren außer dem eigentlichen Scharfrichter bei der Hinrichtung beschäftigt; vier, die auf den Pferden saßen und sie mit Sporn und Peitsche antrieben, und vier andere, die mit Beilen den Körper des Mörders umstanden, um die losgerissenen Glieder vollends vom Rumpfe zu trennen. In der schön drapirten Balcon-Loge des Hôtel de Bessières saßen viele Hofdamen und sonstige vornehme Leute.“

Wie gesagt, vor kaum hundert Jahren! Die finstersten Epochen des Mittelalters bieten kaum etwas Entsetzlicheres — und wenn wir auch sonst der „guten, alten Zeit“ manchmal gern das Wort reden, so wollen wir doch in dieser Beziehung froh sein, sie hinter uns zu haben.

Von Außen läßt das Théatre du Chatelet freilich viel zu wünschen übrig; nur die östliche Façade mit einer offenen Säulenhalle ist schön und in edelm Stil, die drei andern Façaden zeigen nichts als einförmige, lange Fensterreihen. Man hat eben die äußere Schönheit der innern Bequemlichkeit geopfert. Und diese versöhnt auch sofort und verwischt den ersten ungünstigen Eindruck, so daß man im Publicum das Théatre

Digitized by Google

du Châtelet sofort als das non plus ultra aller Schauspielhäuser proclamirte. Man hatte einigermaßen Recht, wenigstens im Hinblick auf die alten Pariser Theater, von denen wirklich eines unpraktischer, unschöner und mangelhafter als das andere ist. Nur das Odeon und etwa noch die italienische Oper machen eine Ausnahme; die große Oper keineswegs. Aber auch das neue Opernhaus nähert sich ja seiner Vollendung, und wird selbstverständlich das Théatre du Châtelet wieder tief in Schatten stellen. Vor der Hand ist aber dies letztere noch eines der vielen Wunderwerke der berühmten Seinestadt und wohl eines Besuches werth.

Durch die drei hohen Doppelthore des Haupteinganges können bequem hundert Menschen zugleich aus- und eingehen; die Treppen sind von wahrhaft majestätischer Breite, die Corridors hinter den Logenreihen ebenfalls; die Logen selbst, namentlich die des ersten und zweiten Ranges, sind geräumig wie kleine Zimmer, und alles ist mit einem Luxus ausgestattet, der sogar die Pariser, die doch dergleichen schöne Dinge täglich vor Augen haben, sehr überrascht hat. Am interessantesten ist der Erleuchtungsapparat und die Ventilation. Der lästige Kronleuchter ist verschwunden, die gewölbte Decke besteht aus einer ungeheuern, mattgeschliffenen Glaskuppel, über welcher gegen dreihundert Gasflammen brennen, die in den ganzen weiten Raum, bis in die entlegensten Winkel, eine blendende Tageshelle gießen, welche Helle aber, eben weil man die Flammen nicht



Digitized by Google

sieht, die Augen nicht angreift. Nur ein Uebelstand ist bei dieser neuen Methode: die untern Parterrelogen, die sogenannten »baignoirs« sind ebenfalls hell erleuchtet, und das gefällt dem Publicum jener Logen nicht, das fast nur aus der demi-monde besteht .... „Im Dunkeln ist gut Munkeln," sagt ein altes Sprüchwort, das eigentlich französisch lauten müßte, weil es hier in gewissen Regionen weit praktischer realisirt wird, als daheim im ehrbaren Deutschland, wo man auch in dieser Beziehung um ein halbes Jahrhundert hinter dem civilisirten Paris zurück ist. Uebrigens wird wohl die demi-monde auch im Théatre du Châtelet zu ihrem Rechte, d. h. zu dunkeln Logen kommen; denn die Direction weiß sehr gut, was jene Herrschaften ihr einbringen, und möchte es vielleicht lieber mit der kaiserlichen Loge, als mit ihnen verderben. Die Pariser Sitten sind einmal so.

Nach der Erleuchtung kommt die Ventilation, ja, man möchte diese fast vor jener nennen, wir wenigstens, die wir jahrelang in allen Pariser Theatern nicht bloße Schweißtropfen, sondern wahrhafte Angstschweißtropfen schwitzten. Das muß man erlebt haben, um es zu glauben und zu begreifen; denn in keiner Stadt der Welt sind wohl die Theater so besucht wie in Paris und zugleich so heiß, so eng und unglücklich wie hier. Also Licht und frische Luft! Das Problem der Ventilation ist nun im neuen Theater vielleicht noch besser gelöst als das der Erleuchtung; jedenfalls erforderte es mehr Kopfzerbrechen und noch großartigere Vor-

Digitized by Google

kehrungen. Unter der Bühne streicht von der Straße her die frische Luft herein, geht durch das Parterre und alsdann durch die hohlen Säulen sämmtlicher Logenreihen bis zur Galerie und von da endlich zu dem Gasflammenheerd des Erleuchtungs-Apparates, der ebenfalls frischer Luft bedarf. Theoretisch mag diese Procedur dem Leser vielleicht ebenso unklar bleiben, wie den meisten Zuschauern; aber praktisch und an Ort und Stelle würde er dieselbe sofort an dem Resultat erkennen, wie es uns und tausend andern Leuten ging. Denn jenes Resultat ist wirklich staunenswerth: die Temperatur des Schauspielhauses ist selbst im hohen Sommer nur um einen, höchstens um anderthalb Grad höher als draußen. Die überall angebrachten Thermometer lassen darüber gar keinen Zweifel aufkommen. Im Winter wird die frische Luft in den Kellergewölben erwärmt und auch dann ist wegen der steten Erneuerung keine lästige Hitze zu befürchten. Auf den Treppen, in den Corridors und im Foyer herrscht dieselbe gleichmäßige angenehme Temperatur. Daß das Foyer prächtig ist, bedarf wohl keiner Versicherung; von der offenen Säulenhalle übersieht man die ganze Cité und die Seine mit allen ihren Brücken, Abends ein unendliches, flimmerndes, tanzendes Lichtmeer, das am äußersten Horizont mit den Sternen des Himmels verschwimmt: ein wundervoller Anblick! Und wahrlich, ein anderer und schönerer, als früher in dem alten Gebäude, wo man nur Kaffeehäuser sah und das einförmige Droschken- und Omnibusgewühl der Boulevards.

Digitized by Google

Von der Vorstellung selbst im neuen Theater sagen wir nichts; es war noch immer der „Rothomago“, der mit allen seinen Albernheiten und Hexereien, freilich auch mit seinen schönen Costümen und Decorationen und den noch schönern Licht- und Feuerwundern aus dem alten Circus in den neuen hinübergezogen ist. Man geht auch nur hinein, um das Gebäude zu sehen und um darin gewesen zu sein, da es zum guten Ton gehört; das Stück an sich ist Nebensache. Aber die armen Schauspieler, die nun schon hundert und siebenzig Abende hintereinander ohne Unterbrechung immer ein und dasselbe spielten, tanzten, sangen u. s. w., und die kaum Hoffnung hatten, vor der dreihundertsten Vorstellung erlöst zu werden! Und wie sich dabei die „edele Schauspielkunst“ zurechtfindet, werden jene „Künstler“ wohl selbst nicht recht wissen.

Das neue „Théatre Lyrique“, das dem „Théatre du Châtelet“ gegenüber liegt, wurde einige Monate später eröffnet und ebenfalls das dritte in der Rue Saint-Martin, das unter dem Titel „Théatre du Prince Impérial“ die alte „Gaité“ ersetzt. Beide, obwohl noch immer groß und schön, stehen doch weit hinter dem „Théatre du Châtelet“ zurück; die Neuerungen in der innern Einrichtung findet man natürlich auch bei ihnen. In weniger als zwei Jahren hat man alle jene Gebäude aufgeführt, und noch zwei andere neue Theater stehen uns, außer der großen Oper, in nächster Aussicht. Diese, um doch schließlich auch von ihr ein Wort zu sagen, geht vornehm und lang-

Digitized by Google

sam ihrer Vollendung entgegen, wie sich dies für ein Gebäude geziemt, das „die erste Bühne der Welt“ sein wird und dessen Baukosten auf sechszehn Millionen angeschlagen sind. Der Bauplatz ist übrigens abgesperrt und abgeschlossen und dergestalt mit hohen Bretterwänden umgeben, daß jedes profane Hineinschauen unmöglich geworden ist. Eines schönen Morgens wird uns alsdann ein Freund auf der Straße begrüßen und uns im Vorbeieilen zurufen: „à propos, haben Sie schon das neue Opernhaus gesehen? Es ist fertig und wirklich ganz hübsch!“ ... und damit läuft er weiter.

Digitized by Google

## Die Deutschen in Paris.

Reden wir nun auch einmal von unsern hiesigen deutschen Landsleuten, von ihrem Thun und Treiben und von der Stellung, die sie in der Weltstadt einnehmen. Bekanntlich leben in Paris, d. h. zu dauerndem Aufenthalt, weit über 100,000 Deutsche; ja es kommen wohl über 150,000 zusammen, wenn man die zahlreichen Fabrikarbeiter und Tagelöhner aus Luxemburg und aus Lothringen hinzurechnet. Es gibt einzelne Quartiere, z. B. in den Vorstädten St. Martin und St. Antoine, wo fast nur Deutsche wohnen und wo man nur Deutsch reden hört, freilich zumeist in seltsamen, schwer verständlichen Dialecten. Der leichtfertige Franzose, der stets von der Oberfläche schöpft und nie tiefer in die Sache eingeht, beurtheilt alsdann nach diesen Dialecten unsere edele, schöne Sprache und sagt ganz keck: „Haben wir nicht Recht, wenn wir das Deutsche la langue des chevaux

Digitized by Google

nennen?“ Wenn man in Frankreich Deutsch lernte, wie in Deutschland Französisch, so würde selbst ein wenig Gebildeter einen solchen Unsinn nicht auszusprechen wagen. Aber ganz Europa hat einmal in dieser Beziehung die Franzosen verzogen und eitel gemacht; denn überall spricht ja die feine, vornehme Welt Französisch, in Petersburg und in den Gasthöfen am Rhein und in allen Badeörtern und wo sonst die Mode und der Luxus ihr Reich aufgeschlagen haben.

Sagen wir zunächst ein Wort über das deutsche Element an sich und über die Art und Weise, wie dasselbe von den Franzosen gewürdigt wird.

Die deutsche Sprache ist im letzten Decennium in Frankreich sehr zu Ehren gekommen. Sie wird jetzt auf allen öffentlichen Schulen und Gymnasien gelehrt und zumeist von tüchtigen Professoren — nicht mehr, wie im ersten Jahrzehnt der Regierung Louis Philippe's, wo man, weil eben großer Mangel an gebildeten deutschen Sprachlehrern war, eine Menge Polen und Elsasser, sogar Holländer und Dänen anstellte, die als ehrliche Leute ihr Amt so gut wie möglich versahen, aber doch viel zu wünschen übrig ließen. Man trifft noch manchmal in einem entlegenen Provinzialstädtchen einen solchen Veteranen, der nur allzu sehr an einen alten deutschen Feldwebel erinnert, und äußerst verlegen wird, wenn man ihn deutsch anredet.

Der Lehrstuhl für deutsche Literatur an der pariser Universität, der bereits seit Jahren versprochen ist, steht freilich noch leer, da man einen deutschen Professor berufen

Digitized by Google

wollte (man sprach sogar von Julian Schmidt und Wolfgang Menzel); aber bei der alljährlichen großen Preisvertheilung in der Sorbonne werden seit 1854 Medaillen und Bücher für die besten Arbeiten in deutscher Sprache gegeben, unter den letztern, was charakteristisch ist, zumeist Klopstock's Messiade. Allerdings eine seltsame Ideenverbindung und zugleich eine eigenthümliche Zumuthung; denn welcher Franzose, schon als solcher, hätte wohl den Muth, jenes Werk zu lesen, und was würde Richelieu unter seinem stolzen Marmor-Denkmal in der Sorbonne-Kirche zu dieser Wahl sagen!

Vor der Hand repräsentirt noch immer Philarète Chasles die deutsche Literatur an der Universität und zwar, was wieder echt französisch ist, ohne Deutsch zu verstehen. Aber Philarète Chasles hat als Akademiker einen gewissen Ruf; er hat auch Deutschland bereist, ist in Berlin gewesen, wo er Humboldt einen Besuch gemacht, und in Weimar, wo er Göthe's Haus besehen hat; das alles will für Paris viel sagen. Philarète Chasles ist für seine Zuhörer eine Autorität, und man glaubt ihm auf's Wort, wenn er Heine mit Beranger und Schiller mit Racine vergleicht, wenn er die Stolberge zum schwäbischen Dichterbund rechnet und wenn er einzelne Verse aus Uhland's Gedichten dem Göthe'schen Faust in den Mund legt, wie wir dies alles selbst gehört haben. Ihm zur Seite steht als Kritiker St. René Taillandier, der die deutsche Literatur in der ‚Revue des deux mondes' vertritt. St. René versteht

Digitized by Google

allerdings Deutsch, ist auch mit den neuen Erscheinungen auf dem deutschen Büchermarkte nicht unbekannt, aber zu einem freien selbstständigen Urtheile kann er sich nicht erheben und seine Kritiken sind eigentlich nur Referate und Analysen. Aber er ist Mitarbeiter an der ‚Revue des deux mondes', der ersten Zeitschrift Frankreich's, wo nicht gar der Welt, wie sie wenigstens selbst glaubt, und das genügt, wie oben bei Chasles der Universitätslehrstuhl, so auch hier für St. René, ihn beim großen Publicum als Meister zu empfehlen.

Dabei haben jene Herren, und nicht die beiden Obengenannten allein, sondern fast alle französischen Gelehrten und Schriftsteller, die sich mit der deutschen Literatur befassen, eine Anzahl Stich- und Schlagwörter, gewisse Phrasen und Gemeinplätze, die sie mit Geschick in ihre Prosa hineinbringen. Dadurch wird dieselbe pikant und sie haben natürlich die Lacher auf ihrer Seite. Zunächst ist es die deutsche Philosophie, die speculative, die transcendentale, die apokalyptische, und was dergleichen Beiwörter mehr sind, die herhalten muß. Lustige Geschichten und Anekdoten werden erzählt, so von Hegel, daß er kurz vor seinem Tode erklärt habe, er sei nur von einem Schüler verstanden worden und dieser habe ihn mißverstanden, u. s. w.; freilich ist Hegel ein eben so glücklicher wie leichter Gegenstand für die Spaßmacher, und nicht für die französischen allein. Aber spricht man in Deutschland noch von Hegel? Dann kommt die deutsche Gefühlsschwärmerei, die Werther'sche Ueberschwänglichkeit

Digitized by Google

an die Reihe, und man erzählt den Lesern ganz ernsthaft, daß in Deutschland ein unglücklich Verliebter noch heute stets den durch Werther's Leiden klassisch gewordenen blauen Frack mit gelben Knöpfen und Nankingbeinkleidern trägt (die letztern doch wohl nur im Sommer), und das Publicum glaubt das unbefangen und ehrlich. Auch Sauerkraut und Bier und die langen Tabakspfeifen werden nicht vergessen und natürlich in einer Weise ausgemalt, als lebte man in Deutschland tagaus tagein von nichts Anderm als von Sauerkraut und Bier und als ginge man mit der Tabakspfeife zu Bette. Und man glaube nicht, daß nur einzelne unbedeutende Schriftsteller derartige Albernheiten zu Markte bringen, oder daß etwa nur Witzblätter ihren Lesern solche Späße auftischen. Bewahre! wir finden dieselben in ernsten Büchern namhafter Autoren und in den ersten Tagesblättern und Zeitschriften von Paris.

Tritt nun manchmal deutsches Verdienst in wissenschaftlicher, künstlerischer und rein literarischer Beziehung allzu glänzend und ruhmvoll an's Licht, so weiß man sich wieder recht geschickt zu helfen: man macht aus jenen Koryphäen entweder geradezu Franzosen, oder wenn dies nicht geht, so doch der Denk- und Sinnesweise nach Bürger der großen Nation. Bei der Schillerfeier 1859 nannten alle Zeitungen den großen Todten einen Citoyen français, und sie hatten auch in so weit Recht, als Schiller wirklich, wie ja allbekannt, vom französischen National-Convent das Ehrenbürger-

Digitized by Google

Diplom erhalten hat. Die liberalen Blätter hätten dies aber gewiß nicht so laut ausposaunt, wenn sie gewußt, was Schiller im Jahre 1792 an Göthe schrieb: „Wissen Sie mir Niemanden der gut und gründlich in's Französische übersetzt? Ich möchte nämlich gern eine Vertheidigungsrede des unglücklichen Königs Ludwig XVI. schreiben, die man vielleicht berücksichtigen würde, weil sie von einem deutschen Schriftsteller käme." Auch an Schiller's Abschiedslied an einen deutschen Fürsten, der über den Rhein in jenes Land reiste, „wo deutsche Treue vergeht", haben jene allzu eifrigen Verehrer wohl nicht gedacht. Und wie viele andere Stellen aus Schiller's Werken, die echt deutsch, mithin durchaus antifranzösisch sind, könnte man citiren. Als Alexander von Humboldt starb, sahen wir ein ähnliches Manöver. Der Staats-Minister schrieb alsbald einen Rapport an den Kaiser, in welchem er auseinandersetzte, daß Humboldt, obwohl in Deutschland geboren, dennoch seinem geistigen Wesen nach Franzose gewesen, was er durch einen jahrelangen Aufenthalt in Paris und durch seinen steten Verkehr mit französischen Gelehrten (auch wohl durch sein doppelzüngiges Verhalten seinen Gönnern gegenüber, hätte der Minister recht gut hinzufügen können) hinreichend bewiesen, und bat Se. Majestät um die Erlaubniß, die Statue des Verstorbenen in Versailles im Saal der großen Männer Frankreichs aufstellen zu dürfen, was Napoleon natürlich sofort bewilligte. Habeat sibi! Es war ein kitzlicher Fall, denn der berühmte Arago, der

Digitized by Google

größte Naturforscher und Astronom des modernen Frankreichs, hatte sich in der Vorrede seiner Werke einen Schüler Humboldt's genannt, was er auch wirklich war. Es galt hier also die Nationalehre zu retten, ohne dem mehr als europäischen Ruhm Humboldt's Eintrag zu thun. So wurde auch Meyerbeer zum Franzosen gemacht und Heine nicht minder, obwohl sich der Letztgenannte, vor dessen Spott allerdings nichts sicher war, mehr als irgend ein anderer Schriftsteller über Frankreich und die Franzosen lustig gemacht.

Doch kehren wir zu unsern Landsleuten in Paris zurück.

Drei Viertheile der hiesigen deutschen Bevölkerung gehören den untern arbeitenden Klassen an; sie liegen mithin außerhalb des Gegenstandes unserer heutigen Notiz. Man halte dies nicht für Geringschätzung von unserer Seite, gewiß nicht. Ehre dem deutschen Arbeiter, der redlich und mühevoll sorgt und strebt, um das tägliche Brod für sich und die Seinen zu gewinnen! Ehre ihm, der umgeben von Wohlleben und Luxus, von Hoffart und Sünde, von Schwindel und Schein, den glaubenstreuen, ehrlichen Sinn bewahrt hat und, wie ein verstoßenes Kind an seine Mutter, so an seine ferne Heimath wehmüthig zurückdenkt, von welcher er vielfach nur allzu stiefmütterlich behandelt wurde! Was nun den höherstehenden, d. h., den intelligenten und gebildeten Theil der deutschen Bevölkerung von Paris betrifft, so ist derselbe, obwohl der Anzahl nach gering, so doch in dem großen, socialen

Digitized by Google

Ganzen der Hauptstadt nicht ohne Bedeutung. Und gerade in den letzten Jahren hat das deutsche Element sich mehr geltend gemacht und ist mit größerm Selbstbewußtsein aufgetreten. Deutlich konnte man dies bei dem bereits erwähnten Schillerfeste wahrnehmen, welches dadurch wirklich zu einem nationalen Ereigniß wurde. Man sah, vielleicht zum ersten Male, gegen sechstausend Deutsche aus allen Ständen beisammen, in einem großen Gedanken vereint: den Lieblingsdichter ihrer Nation zu feiern. Leider bot jenes Fest dem unbefangenen Beurtheiler nicht geringe Schattenseiten, und die Discussionen im Comité, vorzüglich in Bezug auf das große Festessen, zeigten nur allzu deutlich die verschiedenen Coterieen und kleinlichen Persönlichkeits-Miseren: ein klägliches Spiegelbild der sogenannten deutschen Einheit im Vaterlande selbst. Doch waren diese Mißhelligkeiten und Zänkereien zu untergeordneter Natur, um auf die Gesammtheit nachtheilig zu wirken, und der gesunde Sinn der Menge gab auch hier den Ausschlag.

Von jener Zeit datirt aber wirklich ein regeres Leben unter den Deutschen, von denen gewiß Manche erstaunt waren, zu sehen, daß sie so viele Landsleute in Paris besitzen. Ein deutscher Hülfs-Verein existirt schon seit vielen Jahren in Paris, und der Verein deutscher Aerzte hat bereits sein fünfundzwanzigjähriges Stiftungsfest gefeiert. In letzter Zeit ist nun auch das Project eines sogenannten deutschen Gesellschaftshauses aufgetaucht und findet, wie es scheint, nicht

Digitized by Google

geringen Anklang. Es soll auf Actien gegründet werden und eine Art Universal-Etablissement sein, das alle gesellschaftlichen Elemente und Hülfsquellen in sich vereinigt. Der Erfolg wird lehren, ob der Plan nicht etwa zu großartig angelegt ist.

Wenn es gelingt, die höher gestellten, vornehmen hiesigen Deutschen zum Beitritt zu bewegen und dadurch aus ihrer Isolirung herauszuziehen, so könnte allerdings etwas Bedeutendes, Solides zu Stande gebracht werden. Der neu ankommende Deutsche fände sofort einen angenehmen, zweckmäßigen Anknüpfungspunkt zu weitern Verbindungen und Bekanntschaften. Das Gesellschaftshaus will sich ferner die Aufgabe stellen, Deutsche von Distinction, Gelehrte, Künstler, Schriftsteller u. s. w. anständig zu empfangen und ihnen den Aufenthalt in der Weltstadt bequemer und angenehmer zu machen; ein sehr lobenswerther Zweck, der alle Anerkennung verdient. Ein großartiges deutsches Lesecabinet und eine reichhaltige Bibliothek sollen ebenfalls mit der Anstalt verbunden werden. Endlich, wie hier Alles gleich in's Große geht, will man ein hôtel meublé von dreihundert Zimmern und bürgerliche Mittagstische zu verschiedenen Preisen hinzufügen. So wenigstens sagt die Fama, die aber wohl wie immer, vergrößert und übertreibt, — denn, wie gesagt, bis jetzt ist Alles nur Project. Wenn indeß einer der hiesigen deutschen Banquiers oder der deutschen Fabrikbesitzer die Initiative ergriffe, so wäre es leicht, das schöne, verdienstliche Project zu verwirklichen.

Digitized by Google

So weit über die socialen Bestrebungen der hiesigen Deutschen, die sogar einige Jahre lang in der ‚Deutschen Pariser Zeitung' ein Organ gefunden hatten zu gegenseitiger Annäherung und Verständigung. Diese Zeitung (leider ist sie wieder eingegangen) erschien freilich nur ein Mal wöchentlich, war aber ein gut redigirtes Blatt. Freilich hatte es, eben weil so verschiedenartige, oft sogar heterogene Interessen zu vertreten oder doch wenigstens zu berücksichtigen waren, keine entschiedene Farbe, welcher Uebelstand indeß nicht der Redaction, sondern den gegebenen Verhältnissen zur Last gelegt werden mußte.

Doch schon der Umstand, daß kein deutsches Blatt im Stande ist, sich auf die Dauer in Paris zu halten, beweist die Zersplitterung der pariser Deutschen, die sich an den Engländern ein Muster nehmen sollten, wenigstens in dieser Beziehung; denn deren große Zeitung, ‚Galignani's Messenger', ist nicht allein in Paris in mehr als 10,000 Exemplaren verbreitet, sondern geht auch viel nach England und Nordamerika.

Aber wir dürfen unsern heutigen Bericht über die deutschen pariser Zustände nicht schließen, ohne der deutschen Mission Erwähnung zu thun, die seit länger als zehn Jahren anspruchslos und segensreich wirkt und (um ein deutsches Kernwort zu gebrauchen) einen wahren Gotteslohn verdient für all' das Gute und Nützliche, das sie bereits gestiftet. Der Name des ehrwürdigen Paters Chable, der diese Mission gegründet und bis zu seinem Tode geleitet hat, ist und bleibt



Digitized by Google

im Gedächtniß vieler tausend Deutschen, und das frühe Hinscheiden dieses vortrefflichen Mannes ist ein großer, nie ganz zu ersetzender Verlust. Seine würdigen Nachfolger indeß, von dem edeln Geiste des Verstorbenen beseelt, setzen das schöne Liebeswerk fort, das sich auch einer stets wachsenden Theilnahme und Anerkennung erfreut.*)

*) Die neue Kirche ist jetzt, zu Ende des Jahres 1865, fast vollendet, freilich noch nicht zur Hälfte bezahlt; aber die guten Väter verlieren deswegen den Muth nicht.

Digitized by Google

# Emile Augier.

— 1863 —

Es war am letzten November des verfloſſenen Jahres, als die Mitternachtsſtunde uns noch im Café de la Rotonde im Palais Royal fand, wo wir uns ausnahmsweiſe verſpätet hatten. Wenigſtens müſſen wir dies für den deutſchen Leſer hinzufügen, der uns vielleicht ſonſt wieder einmal über die Achſel anſehen und uns tadeln könnte, zu ſo ſpäter Stunde noch „umherzuſchwärmen.“ Wir ſaßen übrigens in einem der hintern Salons ruhig bei einer Bowle, die (beichten wir nur vollſtändig, um ſo leichter wird uns verziehen) allerdings nicht die erſte war. Sie ſollte aber doch die letzte ſein, was wir freilich bei den vorhergehenden auch gelobt hatten. Die Geſellſchaft war zahlreich. Mehrere Franzoſen, welche direct aus Italien kamen und Garibaldi und Alexander Dumas perſönlich kennen gelernt hatten; ein Ungar (von dieſem hielt ich mich am entfernteſten), der mit Koſſuth in England



Digitized by Google

gewesen; mehrere Deutsche aus aller Herren Länder, erklärte Bierfreunde, die sich auch bereits verabredet hatten, vor dem Nachhausegehen noch dem Café du Grand Balcon einen Besuch zu machen, wo bekanntlich das beste, freilich auch das theuerste Bier von ganz Paris verzapft wird... man denke!

Ich ging jedoch endlich mit Max leise davon, ohne Abschied und Gute Nacht; denn sonst wären wir gar nicht fortgekommen. Als wir an die Ecke der Rue Montpensier gelangen, die dem Théatre Français gegenüber liegt, hören wir bei dem dortigen Marchand de vins, trotz der späten Stunde, verworrenen Lärm, von einzelnen schreienden Stimmen übertönt. Zuerst dachten wir natürlich, es sei ein gewöhnliches Gelage, und da wir uns ja selbst nicht ganz vorwurfsfrei fühlten, wollten wir still vorübergehen, als wir auf einmal befremdliche Worte vernehmen. Einer von den Gästen, der noch dazu auf einem Stuhle stand, rief nämlich mit lauter Stimme: „Hundertzehn Franken sind geboten; Niemand mehr als hundertzehn Franken?“ „Hundertzwanzig,“ rief es aus einer Ecke. „Hundertdreißig!“ schrie endlich ein dicker Mann, der am Schenktisch stand, indem er sein Glas so unsanft auf die Zinnplatte setzte, daß es leicht hätte zerbrechen können. „Hundertdreißig und keinen Sou mehr. Wenn mich nur der Fürst D. nicht im Stiche läßt? Bis hundertfünfzig Franken sollt' ich gehen, hat er mir gesagt; sind also noch immer zwanzig dabei verdient.“ Es bot auch Niemand darüber und der Dicke erhielt

Digitized by Google

den Zuschlag für jene Summe. Was wurde ihm denn aber zugeschlagen?

Wir waren unterdessen, bien entendu mehr aus Neugier als aus Durst, in das Weinhaus getreten, und in demselben Augenblicke wurde uns auch die befremdliche Sache klar. Die Contremarken-Verkäufer verhandelten nämlich dort in der Mitternachtstunde die Theaterbillets für die erste Vorstellung des »Fils de Giboyer« von Emile Augier.

Ein kurzes Wort über diesen eigenthümlichen Handel im Allgemeinen, das übrigens um so kürzer sein kann, weil wir schon früher, wenn ich nicht irre, einige Bemerkungen darüber gemacht haben.

Die erste Vorstellung irgend eines Theaterstückes in Paris ist immer ein Ereigniß; assister à une première représentation ist für alle reichen und vornehmen Pariser ein großer Magnet und in allen Salons für einen jungen Mann die glänzendste Empfehlung. Wenn die und jene Gräfin oder Herzogin für ihre Soirée die Wahl hätte zwischen einem Erzherzog, der direct von Wien, oder einem Gandin, der direct aus einer ersten Vorstellung kommt, so würde sie eben nicht lange wählen und Se. k. k. Hoheit müßte zurückstehen. Vollends bei Stücken von namhaften Autoren, oder auch bei solchen Stücken, die schon im Manuscript der Theatercensur-Behörde böses Blut gemacht haben, wohl gar verboten und später nur durch einen kaiserlichen Machtspruch freigegeben wurden, wie dies bei dem in

Digitized by Google

Rede stehenden Augier'schen Stücke der Fall gewesen sein soll, da kennt die Neugier und mit ihr die Verschwendung keine Grenzen. Die Befürchtung des erwähnten dicken Mannes, der Fürst D. werde ihn im Stiche lassen, war daher ganz unbegründet; der Fürst Demidoff, denn er war es, hätte auch das Doppelte bezahlt.

Ist eine erste Vorstellung definitiv festgesetzt und angekündigt, so melden sich schon einige Tage vorher die Contremarken-Händler an der Theaterkasse und kaufen, außer dem Parterre (in der großen Oper sogar auch dieses) und der obern Galerie alle Plätze auf, natürlich zu den gewöhnlichen Preisen, die sich für das Théatre Français auf ungefähr 6000 Franken belaufen. Die Direction darf nämlich nie die Eintrittspreise erhöhen, noch sonst mit den Billetten Handel treiben; sie hat auch bei neuen Stücken einfach ihre gewöhnliche, nur auf Monate hinaus gesicherte regelmäßige Einnahme und weiter nichts.

Sind nun die Contremarken-Händler (an allen größern Pariser Theatern finden sich deren zehn bis zwanzig) im Besitz der Billette, so beginnt der Schacher nach allen Seiten hin. Zunächst haben sie wieder ihre festen Abnehmer, die natürlich schon theuerer bezahlen müssen und die sich dann ihrerseits vom Publicum ebenfalls theuerer bezahlen lassen. So kostet dasselbe Billet, das an der Kasse einfach fünf Franken gekostet hat, bevor es durch die zweite, dritte und vierte Hand zu uns gelangt, schon fünfzehn und zwanzig Franken.

Digitized by Google

Aber wie mancher reiche Fremde gibt dies gern, um eine neue Oper, ein neues Ballet oder Drama zu ſehen, vorzüglich wenn er nur wenige Tage in Paris bleiben kann. Die Oberkellner in den großen Hôtels machen mit den Theaterbilletten ſehr gute Geſchäfte. Man gibt ja ſchon gern ein paar Franken, nur um des oft ſehr langen Weges nach dem Theater überhoben zu ſein, wenn man ſich ſelbſt ein Billet holt, und wohl gar queue machen zu müſſen, was ſehr langweilig iſt. Bis dahin läßt ſich alſo nicht viel gegen dieſen Billetten-Handel einwenden, zumal es unmöglich iſt, demſelben zu ſteuern; denn ein Theaterbillet iſt ſo gut eine Waare wie jede andere, und wenn mir heute beikommt, zwanzig, dreißig Billette zu kaufen, ſo kann mir dies Niemand verwehren, ſo wenig man es mir verwehren kann, dieſelben nachher wieder zu verkaufen und zwar gleichviel zu welchem Preiſe, wenn ich nur Käufer finde. Dies Raiſonnement hören wir wenigſtens als Antwort auf die Beſchwerden derjenigen, die ſich beklagen, ihre Billette drei oder vier Mal ſo theuer als an der Kaſſe bezahlt zu haben.

Weit großartiger wird aber dieſer Handel bei den außergewöhnlichen neuen Theaterſtücken, jenen Tendenz-Dramen und Schauſpielen, wie ſie heute faſt überall an der Tagesordnung ſind, und hier auf den Pariſer Bühnen ſeit Jahren die erſte Stelle einnehmen. In einem ſolchen Falle werden die Billette alsdann öffentlich an den Meiſtbietenden verſteigert und erreichen eine Höhe, wie jene Summe, die der dicke Mann im Auf-

Digitized by Google

trage des Fürsten Demidoff für einen Fauteuil im Orchester bezahlte, — was nicht einmal der höchste Preis gewesen ist, denn bis auf 175 Franken soll an jenem Abend ein Platz in einer Prosceniumsloge gestiegen sein. Für die »Marchands de contremarques« ein glänzendes Geschäft, von welchem, wie gesagt, die Theater-Direction nichts profitirt, eben so wenig wie der Dichter, der sich mit dem Ruhm begnügen muß und mit seiner Tantième, die aber im vorliegenden Falle zwischen drei- und vierhundert Franken für jede Vorstellung betrug. Ein hübsches Stück Geld, nebenbei bemerkt, vorzüglich wenn das Schauspiel seine hundert Vorstellungen erlebt, wie dies bei den »Effrontés« desselben Verfassers und auch mit dem »Fils de Giboyer« geschehen ist.

Wahrlich ein hübsches Stück Geld, das leicht verdient ist, fast leichter, als die Billet-Verkäufer das ihrige verdienen. Denn sie müssen es sich oft sauer genug werden lassen, schon der Concurrenz wegen, die sich auch dieses Industriezweiges längst bemächtigt hat, und weil sie das Risico tragen müssen, manchmal mit ihren Billetten sitzen zu bleiben oder sie unter dem Preise loszuschlagen. Bei dem »Fils de Giboyer« hatten sie freilich die letzte Alternative nicht zu fürchten, denn das Pariser Publicum war wie vernarrt in dieses Stück, und noch bei der fünfzigsten Vorstellung sah man die »queue« des Parterre schon gegen fünf Uhr Nachmittags beginnen. Die eigentliche Hausse war allerdings längst verschwunden; beim Marchand de vins in der

Digitized by Google

Rue Montpensier ging es allabendlich ruhig her, und auch wir bezahlten dort unsern Sperrsitz mit 4 Frcs. 50 Cts., also einen halben Franken billiger als an der Kasse. Auch hatten wir es uns schon zwei Franken kosten lassen und das Buch gekauft, um das Stück vorher zu lesen, bevor wir es sahen, was man des bessern Verständnisses wegen stets thun sollte. In diesem Falle aber war dies wirklich überflüssig; denn das vielbesprochene Schauspiel, das bei seinem Erscheinen so großen Lärm machte, daß man acht Tage lang die mexicanische und die griechische, ja sogar die Baumwollenfrage darüber vergaß, ist, ehrlich gestanden, sehr unbedeutend und hohl. Der Leser glaube nicht, daß wir das Werk allein vom politischen oder religiösen Partei-Standpunkte aus beurtheilen, gewiß nicht; denn alsdann erscheint dasselbe geradezu schlecht und verwerflich. Aber auch als Kunstproduct ist es schwach und geht nicht über die weite Sphäre der Mittelmäßigkeit hinaus, in welcher seit langen Jahren mit sehr wenigen Ausnahmen das moderne französische Drama und Schauspiel sich bewegt. Das Lustspiel der Franzosen steht noch immer obenan, und es muß ein ganz Anderer auftreten als Emile Augier, um ihm den Rang streitig zu machen. Scribe ist noch immer nicht ersetzt.

Bevor wir den »Fils de Giboyer« analysiren, was übrigens auch mit wenig Worten abgemacht werden kann, wollen wir einen kurzen Rückblick auf die dramatische Laufbahn des Dichters werfen, den eine gewisse Partei auf hohem Schilde trägt und den die

Digitized by Google

Einen den modernen Molière, die Andern gar den französischen Schiller nennen. Beide Vergleiche hinken gewaltig. Den Molière mögen sie allenfalls citiren, obwohl Augier mehr Schauspiele als Comödien geschrieben, aber den Schiller, unsern Schiller, sollen sie uns in Ruhe lassen, sonst werden wir unangenehm. Augier und Schiller! Der Dichter des Wallenstein und des Tell, und der Verfasser des »gendre de Monsieur Poirier« und der »Effrontés«, zwei geistesverwandte Gesinnungsgenossen! Und jene beiden Stücke machen doch mit dem hier besprochenen die Hauptpfeiler von Augier's dramatischem Ruhme aus. Es gehört wirklich französische »effronterie« dazu, um solchen Unsinn mit ernster Miene drucken zu lassen und in die Welt zu schicken. Emile Augier selbst ist hoffentlich vernünftig genug, um darüber zu lachen.

Seine dramatische Laufbahn begann mit den dreißiger Jahren; aber die Romantiker mit ihrem großen Chorführer, Victor Hugo, ließen den kleinen Augier nicht aufkommen, dessen glatte zierliche Verse und feine elegante Prosa mit ihren himmelstürmenden Rhythmen und phrasenreichen Tiraden allzu sehr contrastirten. Auch als Dichter, wo er gewissermaßen zwischen Lamartine und Musset und zwar auch hier noch in bescheidener Entfernung steht, ward Augier nur in kleinern Kreisen bekannt und beliebt; populär, im wahren Sinne des Wortes, wie die beiden eben genannten Schriftsteller, oder gar wie Béranger, ist Augier als Poet bis jetzt nicht geworden. Noch unter Louis Philippe,

Digitized by Google

kurz vor der Februar-Revolution, erschien sein vieractiges Lustspiel: »Le Gendre de Monsieur Poirier,« das mit außergewöhnlichem Erfolge auf allen französischen Bühnen gegeben wurde, und das den eigentlichen Grund zu seiner dramatischen Berühmtheit legte. Dies Stück behandelt das später fast bis zum Ueberdruß ausgebeutete Thema der reich gewordenen Parvenüs, wie man sie seit der Juli-Revolution in Folge des commerciellen und industriellen Aufschwunges überall auftauchen sah, im Gegensatze zu dem verarmten und vielfach verkommenen Adel, der von seinen alten Privilegien und Pergamenten nicht lassen wollte, die ihm doch der unerbittliche Revolutionssturm genommen und verweht hatte. Damals war dies unleugbar ein glücklicher Wurf; denn damals bildeten die Emporkömmlinge eine neue Kaste in der socialen Welt, voll Ehrenhaftigkeit und Energie, und bedeutende Männer wie Jacques Lafitte und Casimir Perier gehörten zu ihnen, wohingegen der Adel wirklich der Reorganisation bedurfte, um gar viele unreine Elemente aus der Restauration auszuscheiden; — wie gesagt, das war damals vor zwanzig und fünfundzwanzig Jahren. Jetzt hat sich das Blatt längst gewendet: die Parvenüs sind degenerirt und der Adel ist wieder emporgekommen, dies letztere Wort im guten Sinne genommen. Das erwähnte Lustspiel Augier's nun stellte sich die Aufgabe, beide Parteien zu versöhnen, und verfolgte somit wirklich einen höhern moralischen Zweck, der sich auch über die Bühne hinaus in der Pariser Gesellschaft heilsam kund-

Digitized by Google

gab, wo gar mancher »Monsieur Poirier« einem »Marquis de vieille race« durch seine Thaler wieder zu Ehr' und Ansehen verhalf.

Dennoch waren die damaligen Bestrebungen Augier's nur einseitig, zumal er den eingeschlagenen Weg nicht weiter verfolgte, sondern sich wieder seiner frühern leichten Manier überließ und überhaupt nur wenig producirte.

Die Februar-Revolution kam und mit ihr der oben angedeutete Umschlag in der Pariser socialen Welt. Handel und Industrie, die mächtigen Hebel des modernen Frankreichs wie der gesammten modernen Civilisation, wurden durch Börsenspeculationen verdrängt, und mit diesen erschien der Actienschwindel, die unsinnige Bereicherungswuth und der grenzenlose Luxus: reichlicher, wenn auch nicht gerade begeisternder Stoff für einen dramatischen Schriftsteller, der wie Augier „berufen ist, die Gebrechen seiner Zeit in ihrer Nacktheit hinzustellen und zu geißeln." Mit dieser gewagten hyperbolischen Phrase bezeichnen nämlich die Freunde des Dichters dessen Streben und Wirksamkeit.

Aber ein Anderer kam ihm darin zuvor: Ponsard mit seinen beiden Stücken »l'honneur et l'argent« und »la Bourse«, die beide, namentlich das erstere, ganz den großen Erfolg verdienten, den sie erlangten, und wirklich über die letzten Schauspiele Augier's zu stellen sind.

Dieser war mittlerweile Akademiker geworden, membre de l'Institut, eine Würde, die man be-

Digitized by Google

kanntlich, wenn auch nicht ohne Mühe, doch auf ganz eigenthümliche Art erlangen kann und wobei persönliche Verbindungen die Hauptsache sind. Dieser Uebelstand der hohen gelehrten Körperschaft ist oft gerügt worden, aber er ist so groß, daß man ihn nicht oft und laut genug rügen kann.

Ein Mitglied des Instituts, Einer der Vierzig, hat nun das volle Recht, auf seinen Lorbeeren zu ruhen, und die meisten thun es auch, woher es denn kommt, daß man beim zufälligen Durchblättern des Staats-Kalenders in der Liste der Akademiker auf ganz obscure Namen stößt. Einige machen aber eine lobenswerthe Ausnahme, wie Montalembert, Guizot, Lamartine, Villemain, Dupanloup, Broglie, Viennet, trotz seiner achtzig Jahre, u. s. w., und auch Emile Augier verdient, zu ihnen gezählt zu werden.

Sein fünfactiges Schauspiel »les Effrontés«, mit welchem er im Herbst des Jahres 1861 wieder vor die Oeffentlichkeit trat, fand außerordentlichen Beifall, und der Name des Verfassers war eine Zeit lang in Aller Munde. Wir wissen nicht, ob das Stück auf deutschen Bühnen gegeben worden ist; wohl kaum, da die Tendenz allzu französisch ist, ein Bedenken freilich, das die Uebersetzer nicht immer in Betracht ziehen. Die ernste Kritik wies schon damals auf die polemische Seite des Schauspiels hin, und warnte den Dichter vor dieser gefährlichen Klippe. So sollte die Hauptfigur Vernouillet eine Copie des Banquiers Mirès sein, und auch sonst glaubte man darin persönliche Anspielungen

Digitized by Google

zu finden. Viele vertheidigten damals Augier gegen diesen Vorwurf, schon wegen des Princips der unverkürzten Dichterfreiheit in Sittenschilderung und Charakterzeichnung; jetzt sehen wir aber, daß man in der Vertheidigung zu weit gegangen, denn in dem »Fils de Giboyer« tritt jene Schattenseite unzweideutig und schlagend hervor. Was dort nur verhüllt und andeutungsweise ausgesprochen wurde, wird hier mit deutlichen Worten so geradezu gesagt, als ob man mit dem Finger auf die betreffenden Personen hinwiese. Die »Effrontés« waren ein Tendenzstück mit polemischer Färbung, der »Fils de Giboyer« ist ein Pasquill mit rein persönlichen Beziehungen. Jenes machte seiner Zeit Aufsehen, dieses wirklichen Scandal, und dieser Umstand ist auch zugleich die beste Erklärung für den großen Erfolg desselben.

Eine nähere Analyse des »Fils de Giboyer« ist, vollends jetzt, wo das Stück so gut wie vergessen ist, überflüssig; das kleine, dem gedruckten Schauspiel vorangeschickte Vorwort genügt beinahe schon zur Kritik des Stückes selbst; es stellt wenigstens den Leser sofort auf den richtigen Standpunkt. — „Wer sich entschuldigt, eh' man klaget, der gibt sich selbst als Thäter an," lernten wir bereits als Kinder in der Schule, und die „Rechtfertigung" Augier's gehört ganz in jene Kategorie. Kann es auch wohl etwas Befremdlicheres und zugleich das Schicklichkeitsgefühl Verletzenderes geben, als wenn ein dramatischer Autor gleich von vornherein erklärt: den und den habe ich mit der

Digitized by Google

und der Perſon meines Stückes nicht gemeint, ſo groß auch die Aehnlichkeit ſein mag; — das Börne'ſche Bonmot fällt uns dabei ein, der in Bezug auf Zeitungsneuigkeiten ſagte: „Jedes Mal, wenn ich leſe: »aus ganz ſicherer Quelle erfahren wir,« ſo glaub' ich es erſt recht nicht.“ Und Augier geht noch weiter. Nach jener Verwahrung in Bezug auf einzelne Perſönlichkeiten fügt er hinzu: „Nur eine Ausnahme laſſe ich beſtehen, dieſe iſt Deodat; den mag das Publicum erkennen. Ich habe ihn abſichtlich ſo gezeichnet, denn der Patron verdient es nicht beſſer.“ Und perfid genug ſchließt er mit den Worten: „aber der iſt ja ſo ſtark und kann ſich ſo gut vertheidigen.“ Mit dieſem Deodat iſt Niemand anders als Louis Veuillot gemeint. Der arme Veuillot! Er ſelbſt mag immerhin lächeln über dieſe Mücken- oder Nähnadelſtiche; uns aber ſchmerzt es, die öffentliche Meinung in Bezug auf ihn und viel mehr noch in Bezug auf die Sache, die er vertritt, ſo gefliſſentlich berückt und verwirrt zu ſehen. Deodat iſt nämlich in dem Stücke der käufliche Pamphletiſt, der die Sache der Religion und der Kirche vertheidigt, eben weil ihn die betreffende Partei zu gewinnen und am beſten zu bezahlen gewußt hat; er würde ſeine Feder auch jeder andern Tendenz und Anſicht gewidmet haben, wenn er dadurch mehr profitirt hätte. Ueberdem iſt er todt, und es handelt ſich darum, ihn zu erſetzen, bis ſich endlich der alte Giboyer dazu verſteht, weil er dadurch ſeinem Sohne Anſehen und Einfluß zu verſchaffen hofft. Um dieſen Punkt dreht ſich die Haupt-

Digitized by Google

intrigue des ganzen Stückes. In zweiter Reihe erscheint die legitimistische Partei, die ebenfalls in einem lächerlichen und gehässigen Lichte dargestellt wird. Das ist mit zwei Worten die Analyse des »Fils de Giboyer«. Wie wäre es möglich, daß ein solches Stück einen derartigen Erfolg haben konnte, wenn nicht eben des Scandals wegen, den es hervorgerufen? Ob es wirklich anfangs von der Theatercensur verboten war, ob man ferner den Verfasser genöthigt, einzelne allzu grobe und allzu anzügliche Stellen zu verändern oder ganz zu streichen, ob endlich Augier an den Kaiser appellirt, um alle übrigen Bedenken zu beseitigen — das können wir begreiflich, da es nur gerüchtsweise zu uns gelangt ist, nicht weiter verbürgen. Man erzählte sogar, daß der Dichter seine Arbeit in einer intimen Soirée der Kaiserin vorgelesen und der Kaiser am Schluß gesagt habe: »Si ce n'est que ça, qu'on la donne donc, votre pièce.« Dieses kaiserliche Wort, schon weil es nichts weniger als kaiserlich ist, wollen wir erst recht nicht verbürgen.

Oft werden derartige Gerüchte, nach Pariser Manier, absichtlich verbreitet, um die Neugier des Publicums aufzustacheln. In gleicher Weise war die strenge Kritik, welche viele der bessern Pariser Zeitungen über das Stück brachten, eine weitere Empfehlung desselben. Es wurde dadurch immer bekannter und pikanter, und die Logen und Bänke des Théatre Français wurden nie von Zuschauern leer. Als nun bald darauf gar Louis Veuillot seinen Brief und Victor de Laprade

Digitized by Google

seine Verse gegen Augier veröffentlichten, wurde der »Fils de Giboyer« zu einem Ereigniß, zu einer cause célèbre, und beim Marchand de vins in der Rue Montpensier stiegen die Preise der Billette wieder um ein Bedeutendes. Man hat sowohl Veuillot wie Laprade ihr Auftreten gegen Augier vorgeworfen, auch die Bessergesinnten, die das Theaterstück selbst nach seinem geringen Werthe ganz richtig würdigten — wir glauben, mit Unrecht. Vorzüglich scheint uns Veuillot zu seiner Entgegnung berechtigt gewesen zu sein, schon wegen der oben angeführten perfiden Insinuation Augier's, daß er, Veuillot, sich ja so gut vertheidigen könne. Jedermann weiß aber, daß Veuillot so gut wie gar nicht schreiben darf, daß man, seit der Unterdrückung des ‚Univers', der Veröffentlichung aller seiner Artikel und größern Arbeiten die raffinirtesten Hindernisse in den Weg legt, ja, daß er noch heute (ich habe es aus seinem eigenen Munde) jedes Manuscript erst in das Ministerium des Innern schicken muß, bevor er es drucken lassen kann. Veuillot ist mithin wirklich der „Adler mit gelähmten Schwingen," von dem der Dichter singt; oder wem diese Worte zu „hochtrabend" scheinen, der vergleiche ihn mit dem sterbenden Löwen in Phädrus' bekannter Fabel, der allen Unbilden und Beleidigungen sämmtlicher Thiere ausgesetzt ist, weil er ihnen nicht mehr schaden und sich selbst nicht mehr wehren kann .... zuletzt kommt noch gar der Esel von hinten herbeigeschlichen und gibt ihm einen heimlichen Fußtritt. Armer, beklagenswerther Leu! Und doch



Digitized by Google

paßt auch wieder die Fabel von dem sterbenden Löwen nicht recht, und ein gefangener Löwe im Käfig wäre richtiger — — die Eisenstäbe könnten alsdann eines Tages brechen, und auch dem Adler könnten die Flügel unterdessen wieder wachsen, wie jenem Manne in der Bibel das Haupthaar.... Philister über dir! Simson! und die Pfeiler wankten und der festliche Saal stürzte über den Zechenden und Schmausenden zusammen! —

Pardon! Wir fallen aus der Rolle des ruhigen Berichterstatters, der heute sogar ein unbefangener Kritiker sein soll. Sagte mir doch schon kürzlich der Dr. B.: „Nun, den Augier werden Sie gut abfertigen, da er Ihnen den Veuillot so arg mitnimmt.“ Distinguons, s'il vous plaît! Veuillot ist hier nur der Repräsentant der Sache, die Augier angreift, und so lieb uns auch persönlich der Repräsentant sein mag, so haben wir doch nur die Sache im Auge. Aber diese ist eine so heilige, so große und zugleich in unsern Tagen so ernste, daß wir nicht gleichgültig zusehen dürfen, wenn man Koth und Steine auf Diejenigen wirft, die sie vertreten; vorzüglich, wenn dies einem Manne wie Veuillot gilt, von dem jedes Kind weiß, daß er ein starrsinniger Cato ist an Unbestechlichkeit und Freimuth, und daß er Geld, Ansehen und äußere Ehren mehr als ein Mal bescheiden und fest zurückgewiesen, um unabhängig und frei zu bleiben und seiner Fahne getreu. Wie gesagt, das weiß hier alle Welt, und die eifrigsten Gegner lassen ihm darin Gerechtig-

Digitized by Google

keit widerfahren. Mithin ist der feile, bestechliche Deodat im »Fils de Giboyer«, „der seinen eigenen Vater nicht mit seinen Epigrammen verschont haben würde, wenn man ihn nur gut dafür bezahlt hätte“ (so bezeichnet der Marquis wenigstens den Ersatzmann) — in Bezug auf Veuillot eine elende, verächtliche Lüge. Sie ist um so elender und verächtlicher, als der Verfasser im Vorwort direct erklärt, den Eiren habe er wirklich gemeint, wie ihn das Publicum erkannt. Unter andern Invectiven nennt der Marquis den Deodat auch einmal den »hussard de l'Orthodoxie«, ein Titel, der uns, ehrlich gestanden, nicht übel gefallen hat. Er hätte auch einen Dragoner oder einen Cuirassier daraus machen können. Wollte Gott, wir hätten nur ein ganzes Regiment solcher Dragoner oder Cuirassiere! Wenn sie denn auch plump dreinschlügen, das machte nichts. Ein zierlicher Galanterie-Degen taugt nicht viel in heißer Schlacht.

Mit Victor de Laprade ist es anders, obwohl wir ihn ebenfalls wegen seiner Philippica gegen Augier keineswegs tadeln. Aber dessen ungeachtet hätte Laprade vielleicht besser daran gethan, seine Erwiderung weniger heftig abzufassen und seine Gegenkritik in etwas mildere Farben zu kleiden. Vielleicht hat er auch, da er recht gut Deutsch versteht, an unser kerniges Sprüchwort von dem groben Klotz und dem groben Keil gedacht und absichtlich dem Monsieur Augier mit gleicher Münze zurückbezahlt. Dieser, der den richtigen Tact hatte, den Veuillot'schen Brief unbeantwortet oder, wie



Digitized by Google

seine Freunde sagen, „unberücksichtigt“ zu lassen, antwortete dem weniger gefährlichen Laprade in einem heftigen Schreiben, an dessen Inhalt man auch ohne die Unterschrift sofort den Verfasser des »Fils de Giboyer« erkennen konnte. Die Polemik, d. h. der Scandal, erreichte dadurch seinen Höhepunkt, zum großen Ergötzen des Publicums, dem hier das, Gott Lob, seltene Schauspiel geboten wurde, zwei Akademiker sich in den Haaren liegen und sich gegenseitig die stärksten Grobheiten sagen zu sehen. Denn auch Laprade ist Mitglied des Instituts, und ein launiger Zufall hat die Sessel der beiden Feinde in der berühmten Rotunde des Palais Mazarin sogar dicht nebeneinander gestellt. Ach! und wie freuen wir uns als echte Pariser schon auf die nächste öffentliche Sitzung der hohen gelehrten Körperschaft, wo wir die zwei Antagonisten, die Einer dem Andern kein gutes Haar gelassen (nicht eines!) so brüderlich nahe sitzen sehen werden. Wenn sich nur nicht die Befürchtung des ‚Charivari‘ bewährt, der bereits prophezeit hat, beide Sessel würden wohl leer bleiben, da sich Augier eben so sehr vor Laprade fürchte, wie Laprade vor Augier. Wie schade, daß Veuillot nicht auch zu den „Unsterblichen“ gehört. Der würde gewiß nicht wegbleiben und wenn auch sein Sessel auf der andern Seite dicht neben demjenigen Augier's stände. Doch Veuillot ist nicht „bedeutend“ genug, um die Schwelle jenes Heiligthums zu überschreiten. Dort will man ganz andere Männer; und um nicht Emile Augier zu nennen, erinnern wir

Digitized by Google

nur an den kürzlich verstorbenen Herzog Pasquier. Auch noch ein anderer Akademiker steht im Hintergrunde, der vermuthlich bei der nächsten Sitzung den Verfasser des »Fils de Giboyer« nicht allzu freundlich begrüßen wird: das ist der Bischof von Orleans, Msgr. Dupanloup. Dieser hat nämlich in seinem Hirtenbriefe zu Gunsten der arbeit- und brodlosen Baumwollenspinner auf einen Passus im dritten Act des Stückes angespielt, wo der alte Giboyer über Wohlthun und Mildthätigkeit gehässige und verdächtigende Bemerkungen macht, was ebenfalls den Zeitungen Stoff zur Polemik gab.

So hat denn das Augier'sche Schauspiel, um schließlich das schöne Wort, das den Parisern über Alles geht, noch einmal auszusprechen, Scandal an allen Ecken und Enden hervorgerufen und den literarischen Ruhm des Verfassers auf eine so zweifelhafte Weise „vergrößert", daß diese „Vergrößerung" in seiner Bilanz fast mit einem Minuszeichen einzutragen ist. Noch ein solches Stück wie der »Fils de Giboyer« und Augier riskirt, den wohlerworbenen, wenn auch bescheidenen Kranz seiner frühern langjährigen literarischen Thätigkeit gänzlich zu verlieren, — wenigstens für die Nachwelt, an die doch ein Dichter, dem man die Ehre anthut, ihn mit Schiller zu vergleichen, ebenfalls etwas denken sollte.

* * *

Digitized by Google

Anderthalb Jahre später trat Augier mit einem neuen Schauspiel auf, das bis jetzt (1865) sein letztes ist: Maître Guérin. Wieder viel Lärm im Lager der Freunde und allerlei Gemunkel von Censur, Verbot u. s. w.; aber es half diesmal nicht viel, und an der kleinen Börse beim Marchand de vins in der Rue Montpensier stiegen die Actien nicht sonderlich hoch. Es ging freilich das Gerücht, Augier sei wegen seines neuen Stückes in Ungnade gefallen, weil er die Intriguen bei den Deputirtenwahlen einerseits zu schroff gezeichnet, und anderseits die dabei betheiligten Personen allzu lächerlich gemacht habe; aber es war nicht so schlimm. Jedenfalls dauerte die Ungnade nicht lange, denn der Dichter wurde nach wie vor bei Hofe gesehen und man ließ sogar die Künstler des Théatre Français nach Compiègne kommen, um das neue Schauspiel dort aufzuführen. Wir wollen indeß den Leser, der es vielleicht bedauert, nicht auch mit zu den glücklichen Eingeladenen gehört zu haben, damit vertrösten, daß er an »Maître Guérin« nicht viel verloren hat, denn dieses neue Stück ist nichts weniger als bedeutend und erreicht an dramatischem Effect nicht einmal den »Fils de Giboyer«. Ein Notar in einer Provinzialstadt ist die Hauptperson: ein schlechter Kerl, aber durchtrieben und schlau und grenzenlos ehrgeizig. Paris mit seinen Börsenspeculationen, ein Sitz in der Kammer und der dadurch erlangte Einfluß, Reichthum und Genuß sind sein Ziel. Herr Guérin ist mithin eine sehr gewöhnliche Figur, wie man sie auf den Pariser

Digitized by Google

Trottoirs und auch anderswo zu Hunderten findet. Sein Opfer ist ein verarmter Edelmann, der sein Vermögen in verunglückten industriellen Unternehmungen verloren hat: ein edeler Philanthrop, aber unpraktisch, leichtgläubig und gutmüthig wie alle Erfinder; seine Tochter steht ihm als Schutzgeist zur Seite. Die Frau und der Sohn des Notars sind ihm anfangs gehorsam und ergeben, weil sie nicht klar sehen; verrathen und verlassen ihn aber später, sobald sie die unsaubern Machinationen des Alten entdecken. Dieser steht am Schluß allein und hat als letzten Trost nichts als die Flasche, um in ihr den Schmerz über all' seine mißlungenen Entwürfe und Projecte zu ertränken. Dieser Schluß ist überaus unerquicklich und unästhetisch zugleich, denn er entbehrt jeder höhern moralischen Wirkung; im ursprünglichen Plan soll der Dichter sogar der Flasche noch eine „Köchin" beigesellt und dieselbe erst auf wiederholtes Zureden seiner Freunde gestrichen haben. Unter den Nebenpersonen sind mehrere recht gelungen, und der Dialog ist angenehm und leicht, wie übrigens, Dank der bequemen französischen Sprache, in allen modernen Stücken der hiesigen Bühnen.

Mit Emile Augier geht es also stark auf die Neige; seine frühern, bessern Schauspiele werden leider nur selten gegeben, und der zweideutige Ruhm, den er mit dem »Fils de Giboyer« erworben, und zu dem der »Maître Guérin« nur ein mageres, welkes Kränzchen hinzugefügt, sollte doch einem Talente wie dem seinigen nicht genügen. „Der Dichter steht auf einer

Digitized by Google

höhern Warte, als auf der Zinne der Partei," — vollends wenn die Partei, wie die, welche Augier vertritt, selbst auf so überaus schwachen Füßen steht.

Und gerade in diesen Tagen (im März 1866), wo wir den obigen Bogen für den Separatabdruck durchsahen, ist Augier, und zwar diesmal im Odeon, mit einem neuen Stück aufgetreten: »la contagion«. Die erste Vorstellung, welcher die Majestäten mit ihrem Hofe und alle literarischen, künstlerischen und sonstigen Notabilitäten und Sommitäten von Paris beiwohnten, war schon aus diesem Grunde eine sehr erfolgreiche; aber das nüchterne Urtheil kam hinterher, und schon nach der vierten und fünften Vorstellung herrschte unter den ehrlichen und durch keine Nebenrücksichten geleiteten Kritikern nur eine Stimme über die entschiedene Mittelmäßigkeit des Schauspiels. Jede, auch die kürzeste Analyse, selbst wenn wir dazu Raum hätten, scheint uns daher überflüssig; denn wenn der Leser dieses Buch in die Hand bekommt, wird die »Contagion« vermuthlich bereits vergessen sein.

Digitized by Google

## Ein Besuch im Lager von Châlons.

— 1865 —

In früheſter Frühe trat Max am Morgen des 13. Auguſt in mein Schlafzimmer, noch dazu geſtiefelt und geſpornt, — was buchſtäblich zu nehmen iſt, denn er trug hohe, blitzende Stulpenſtiefel — und trommelte mich heraus, mich, der nur durch ein »malheur« die Zeit verſchlafen hatte ... unter malheur iſt hier in Paris ein Theater-Abend zu verſtehen, oder eine nächtliche Spazierfahrt auf dem See im Bois de Bologne, oder einfach eine „verlängerte“ Unterhaltung mit neu angekommenen Landsleuten in irgend einem Boulevard-Café, die alle erſt nach ein Uhr Nachts ſchließen. Alſo in früheſter Frühe; und dabei ließ mir der Eilige kaum Zeit zum Ankleiden und noch weniger zum Fragen. „Ich gebe Ihnen zehn Minuten,“ war ſeine ganze Antwort, „eben damit Sie ſchon jetzt einen Vorgeſchmack des Soldaten- und Lagerlebens bekommen.“ — Ich fügte mich, ohne ihn weiter zu verſtehen, bis er ſich endlich näher erklärte.

Digitized by Google

Der junge G., Artillerie-Capitain und Ordonnanz-Officier des Kaisers und mit uns seit Jahren befreundet, hat Max Abends vorher getroffen und ihn und mich zu einem Besuche im Lager von Châlons eingeladen, wohin er, der Capitain, sich am 13. mit den Quartiermachern des kaiserlichen Gefolges begeben mußte. Max hatte natürlich sogleich zugesagt und zwar für mich mit, und mir war der Vorschlag erst recht willkommen; denn ich hatte schon im vorigen Jahre einen Besuch in Châlons beabsichtigt. „Aber nun auch vorwärts marsch und im Geschwindschritt," commandirte Max, „wenn wir den Train nicht versäumen wollen."

* * *

Man reist mit dem Extrazuge, Straßburger Linie, von Paris nach Châlons in drei Stunden. Das Lager liegt noch eine Meile südöstlich über Châlons hinaus, neben dem Dorfe Mourmelon-le-Grand. Dies Dorf ist aber jetzt längst eine kleine Stadt geworden; eine Umwandlung, die das ganze Land dort mit Erstaunen gesehen hat und die noch mit jedem Jahre bedeutender wird. An die Stelle der ärmlichen Bauernhütten sind prächtige Häuser getreten, meist große Hôtels, Cafés und Restaurants mit Concert- und Ballsälen, Läden und Magazine voll Luxus- und Modewaaren, sogar ein Theater mit einer kaiserlichen Loge; Gasbeleuchtung und Asphalt-Trottoirs — fast ein kleines Paris. Im Jahre 1855 zählte Mourmelon nicht über sechshundert

Digitized by Google

Einwohner, jetzt über siebentausend; Alles, Alles Dank dem Lager, das, wenn es auch jedes Jahr nur für zwei bis drei Monate dort aufgeschlagen wird, ein hinreichend großartiges Leben und Treiben mit sich bringt, um auch für den Rest des Jahres den Wohlstand des Landes zu erhöhen. Das Lager liegt in einer weiten, prächtigen Ebene, die von sanften Hügelketten eingeschlossen ist. Hier und da, wie zur Zierde in die Landschaft hineingestreut, größere und kleinere Baumgruppen, meist Fichten und Tannen, die mit den weißen Zelten und dem grünen Rasen sehr hübsch contrastiren. Nirgends Sand oder Haide, überall feiner, dichter Graswuchs, der die Manöver sehr erleichtert, weil er den Staub fern hält, und der auch sonst für die Gesundheit der Truppen sehr vortheilhaft ist. Das neu erbaute Militair-Hospital in Mourmelon, wie alle derartigen Anstalten in Frankreich schön und großartig eingerichtet, ist fast überflüssig; bei unserm Besuche wenigstens trafen wir daselbst nur sechszehn Kranke, von denen noch dazu nur drei bettlägerig waren.

Der Haupttheil des Lagers ist das sogenannte quartier impérial, eine lange und breite, von zierlichen Baracken gebildete Straße, die auf den Pavillon des Kaisers zuführt. Der Pavillon selbst ist eine allerliebste Holzconstruction, halb Villa, halb Schweizerhaus, mit offenen Galerieen und überragenden Dächern, blau und weiß gemalt; auch die Sonnenzelte der Veranda und der obern Balconfenster sind von derselben Farbe. Wir kamen glücklicher Weise früh genug, um, natürlich unter

Digitized by Google

dem Schutze unseres Artillerie-Capitains (ein kaiserlicher Ordonnanz-Officier ist der beste Paß im Lager), das Heiligthum zu betreten; der Kaiser wurde erst in einer Stunde erwartet. Das Innere des Pavillons ist überaus einfach, aber eben so zweckmäßig wie elegant. Das untere Stockwerk, außer den Küchen und den nöthigen Räumen für die Dienerschaft, ist ein großer Speisesaal, der freilich auch zugleich den Empfangssaal bildet. In der obern Etage zunächst ein Gemach für die diensthuenden Centgarden, alsdann rechts das Cabinet und dahinter das Schlafzimmer des Kaisers; links sind ähnliche Räume für den kaiserlichen Prinzen hergerichtet, der seinen Vater jetzt schon nach Châlons begleiten darf; denn er ist trotz seiner zwölf Jahre längst ein perfecter Soldat geworden. Eine bequeme Wendeltreppe führt auf das platte Dach des Gebäudes, von wo aus man das ganze Lager wie ein Panorama überschauen kann.

Dieser Rundblick, den uns die allerhöchste Oertlichkeit, wo wir standen, freilich nur flüchtig gestattete, (Max setzte sich sogar ganz dreist in den grünledernen Fauteuil vor den mit Karten und Plänen belegten Tisch) war wirklich überraschend schön: bis in die weiteste Ferne nach allen Richtungen hin schneeweiße Zeltreihen; die trichterförmigen Zelte der Soldaten stets in einem Kreise um das viereckige größere Zelt des Officiers; die Wohnungen der höhern Officiere aus Bretterwerk, aber in eleganter Form und sauber gemalt; dazwischen kleine Gärten mit grünem Laubwerk

Digitized by Google

(der Garten hinter dem kaiserlichen Pavillon prangte sogar in einen Blumenschmuck, wie wenn man die prächtigen Blumenbeete des Tuilerienparks dahin getragen hätte); endlich das bereits erwähnte quartier impérial in langer Perspective, mit gelbgesandeten Buchsbaum-Alleen, und, zur würdigen Vollendung des schönen Bildes, überall dreifarbige Fahnen und langwehende Wimpel an hohen vergoldeten Masten, Blumenkränze und Blättergnirlanden hinauf und hinunter, bis zu einem stattlichen Triumphbogen, den man am Eingange der Haupt-Allee errichtet hat, und an welchem man gerade noch beschäftigt ist, die letzten Wappenschilder mit Inschriften und Adlern anzubringen. Dabei rings geschäftige Bewegung im ganzen Lager; einzelne Truppentheile ziehen nach verschiedenen Richtungen vorüber, Trommelschlag und Hornsignale, galoppirende Adjutanten und rasselnde Artillerie, und im Hauptquartiere, zu beiden Seiten des kaiserlichen Pavillons, ein buntes Durcheinander von Federhüten und blitzenden Uniformen, von Schildwachen und Ordonnanzen, und eine Menge Stabsofficiere aller Waffengattungen zu Pferde. Die Centgarden rücken aus, voran die über und über vergoldeten Trompeter, wie mittelalterliche Wappenherolde; der glänzende Generalstab ordnet sich. Der Zug setzt sich nach dem Triumphbogen hin in Bewegung, denn von dort soll der Kaiser um 10 Uhr mit einem Extrazuge von Paris eintreffen.

„Um Gottes Willen," rief ich Max zu, „wir stehen hier noch immer auf dem platten Dache der kaiserlichen

Digitized by Google

Villa, ganz als ob wir dazu gehörten!" — „Das ist auch der Fall," entgegnete mein Freund, „Sie wenigstens; denn es fragt sich sehr, ob Deutschland ohne Sie je zu einer Schilderung des Lagers durch einen Augenzeugen käme." Ich unterbrach den redseligen Spaßmacher; aber der Capitain, unter dessen Aegide wir uns nach wie vor befanden, meinte auch, es sei hohe Zeit zum Rückzuge. Er führte uns durch den Garten und durch einige Zeltstraßen in seine Wohnung. Die Lagerhütte (la baraque) eines Capitains besteht aus zwei Räumen: dem Cabinet oder Arbeitszimmer und dem Schlafzimmer; zudem hatte der unserige, als Ordonnanzofficier, noch einen kleinen Bretterverschlag, der seinem Pferde als Stall diente und wo zugleich sein Bursche schlief. Unsere Installation war einfach und in wenig Minuten gemacht: der Capitain hatte in seinem Schlafzimmer für uns zwei Feldbetten aufschlagen lassen, leichte eiserne Gestelle mit einer Matratze, einem Kopfpfühl und einer wollenen Decke.... »à la guerre, comme à la guerre,« sagte er. Max aber lachte heimlich mit einem Seitenblick auf mich, den verwöhnten Pariser, — als wenn er vielleicht weniger verwöhnt wäre. Es war übrigens schon an sich eine große Vergünstigung, uns überhaupt im Lager übernachten zu lassen; wir hatten es zudem selbst gewünscht und mußten nun gute Miene zum bösen Spiele machen.

Auf einmal krachte eine Kanonensalve, noch dazu so dicht neben uns, daß der Boden zitterte und

Digitized by Google

ich unwillkürlich zusammenfuhr. Der Capitain lächelte und rief: „Das ist der Kaiser!“ warf sich auf's Pferd und jagte ohne Weiteres davon. Wir eilten hinaus und durch die Hauptallee dem Triumphbogen zu. Ein ohrbetäubender Trommelwirbel erfüllte die Luft, Trompeten schmetterten laut dazwischen und alle Augenblicke dröhnte ein gewaltiger Kanonenschuß über die Ebene, um dem gesammten Lager und meilenweit in's Land hinein die Ankunft des Monarchen zu verkünden. Der Empfang des Kaisers war indeß, von jenem kriegerischen Lärm abgesehen, sehr einfach. Napoleon war von seinem Intimus, dem kürzlich zum Senator ernannten General Fleury und vom Marschall Vaillant begleitet, — der arme Marschall ist so entsetzlich corpulent geworden, daß man ihm die Noth und Qual ansieht, mit der er sich im Sattel hält. Ein rother englischer General, Lord Paulet, ritt zur Linken des Kaisers, und zu seiner Rechten der kaiserliche Prinz, der fast noch lebhafter und lauter als der Kaiser selbst begrüßt wurde.

Aber die interessanteste Figur im Gefolge des Kaisers war unstreitig Abd-el-Kader, der mit zwei andern arabischen Häuptlingen ebenfalls eingetroffen war. Der Emir sah wirklich wunderschön aus in seinem blendendweißen Kaschmir-Burnus mit dem breiten Purpurbande der Ehrenlegion; und der weiße Turban mit dem Reiherbusche und der blitzenden Diamant-Agraffe stand echt orientalisch zu dem dunkeln scharf markirten Gesichte und dem langen, schwarzen Barte. Er ritt

Digitized by Google

einen prächtigen arabischen Hengst, Sattel und Riemenzeug von hochrothem Leder, das reich mit Gold und Edelsteinen besetzt war. Der Emir erfreut sich in Frankreich einer großen Popularität und hängt, was sich übrigens leicht erklärt, an dem Kaiser und an der kaiserlichen Familie mit fast abgöttischer Verehrung.

Der Maire von Mourmelon hatte, da der Triumphbogen auf dem Grund und Boden seiner Commune errichtet war, es sich nicht nehmen lassen, Se. Majestät in Person zu bewillkommnen. Der gute Mann, ein ehrlicher Marchand de vins, was man ihm auch sofort an der Nase ansehen konnte, debitirte seine Anrede, die ihm vermuthlich irgend ein Gelehrter unter seinen Gästen aufgesetzt hatte, recht und schlecht; der Kaiser hörte freundlich zu, erwiderte ein paar Worte, die wir nicht verstanden, und reichte ihm darauf vom Pferde herab die Hand, was ein deutscher Monarch gewiß nicht gethan haben würde; auch Lord Paulet schien sich darüber sehr zu verwundern; sein langes Gesicht wurde wenigstens noch länger.

Der Kaiser begab sich, seinen Sohn stets zur Rechten, mit dem ganzen Gefolge direct zur Messe, zu welcher der Bischof von Châlons besonders herübergekommen war. Der sonntägliche Gottesdienst wird in allen französischen Lagern stets im Freien gehalten, und außer den abwechselnd dazu commandirten Regimentern steht es den übrigen Soldaten frei, demselben beizuwohnen oder nicht; aber in der Regel sind die Feldmessen außerordentlich besucht. Es ist ein großer

Digitized by Google

Irrthum, wenn man glaubt, daß der französische Soldat heidnisch in den Tag hinein lebe; es sind außerordentlich viel gute, gläubige und praktische Christen unter ihnen, und die höhern Officiere gehen ihnen in dieser Hinsicht fast immer mit dem besten Beispiele voran. Hier ist nicht der Ort, diese Behauptung näher zu begründen und mit Details, obwohl dieselben sehr interessant sein würden, zu belegen; wir wollen nur das Factum als solches constatiren, schon um der Wahrheit die Ehre zu geben.

Nichts auf der Welt ist aber auch wohl schöner und erhebender, als solch eine Feldmesse unter freiem Himmel. Ich möchte irgend einen Verehrer Renan's oder sonst einen von den hunderttausend Freidenkern und Anhängern des modernen Aufklärichts dahin schicken .... schau' hin und hör' zu, — und wenn dann dein Herz kalt und stumm bleibt und deine Seele nicht wunderbar von höhern Gefühlen belebt und erschüttert wird, daß sich der innersten Brust, wie willenlos, das überwältigende Geständniß entringt: Ja, es ist doch nicht Alles im Leben nichtiger, vergänglicher Tand; es gibt ein Etwas über den Sternen, verhüllt und unbegreiflich, aber trotzdem so gewiß wie die helle Sonne oben am Himmel — — wenn nicht, nun so hast du eben weder Seele noch Herz!

Der etwas höher gelegene Altar, mit seinem Baldachin aus Laubwerk, war sinnreich mit Moos und Blumen geschmückt; nur ein rothsammtner Betstuhl, ein einziger, stand dicht an seinen Stufen: für den



Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Kaiser; die ganze übrige Versammlung, die Prinzen und höchsten Würdenträger nicht ausgenommen, wohnen stehend dem Gottesdienste bei und knieen einfach auf den Boden nieder. Und welch eine Versammlung! Wenigstens fünfhundert Stabs-Officiere, die in dichten Reihen den Kaiser umstanden, Marschälle, Generäle, Obersten und Adjutanten, Alle in Gala-Uniform, ein Schimmern und Blitzen von Epauletten, Goldstickereien und Ordenssternen, von Helmen, Czakos und Federhüten, — die Neujahrscour in den Tuilerien ist nicht brillanter. Auch viele ausländische Uniformen sah man, russische und spanische und vorzüglich italienische. Lord Paulet und Abd-el-Kader standen dicht hinter dem Kaiser, auch ein deutscher Prinz (von Solms-Braunfels, sagte man uns) in hannöverischer Cavallerie-Uniform. Weiter nach hinten bildeten die Cent-Garden zu Fuß mit den Cuirassieren einen weiten Halbkreis, und dann kamen zu beiden Seiten die verschiedenen Regimenter in unabsehbaren Massen, im Ganzen gegen 25,000 Mann. Bei der Wandlung ging ein dumpfer Trommelwirbel durch das ganze Lager, die Waffen klirrten zum Präsentiren und alle die Tausende knieeten nieder; die lautlose Stille, die alsdann eintrat und die nur von dem Glöckchen des Meßdieners unterbrochen wurde, hatte etwas tief Ergreifendes. Das dreimalige Domine salvum fac imperatorem am Schluß bildete damit freilich einen seltsamen Contrast: es war so lufterschütternd, wie wir selbst in Paris bei den großen Revueen auf dem Marsfelde niemals etwas Aehnliches

Digitized by Google

gehört haben. Der Kaiser kniete darauf noch lange, wie es schien, in einem tiefen Gebete, — was mich persönlich aber nicht weiter wunderte; denn ich meine immer, ein Monarch müsse länger beten, als Unsereiner.

Gegen zwölf Uhr ging es zu Tische, und da wir nicht die Ehre hatten, zur kaiserlichen Tafel gezogen, oder wie man in Preußen sagt „befohlen" zu werden, so war uns die Einladung des Capitains, uns an den Officiertisch seines Regiments zu führen, doppelt willkommen. Bekanntlich hat in Frankreich jedes Regiment seine »mess«, ein Local, wo alle Officiere (mit Ausnahme natürlich der verheiratheten) zu ihren gemeinschaftlichen Mahlzeiten und zu sonstiger Unterhaltung zusammenkommen; wieder eine Einrichtung, die dem Centralisationsprincip entspricht, das in Frankreich Alles, Alles durchdringt. Sie hat aber bei unverkennbaren socialen Mängeln, vom militairischen Standpunkte aus jedenfalls ihr Gutes.

Doch das Diner, trotz seiner feinen Speisen und seiner noch feinern Weine (man meinte im Palais Royal bei Vefour zu speisen) hielt uns nicht lange; denn wir wünschten sehr, einen Spaziergang durch das Lager zu machen, um dasselbe in seinen Einzelheiten zu besehen. Den Gesammtüberblick hatten wir bereits ein paar Stunden vorher von der Plattform des kaiserlichen Pavillons gehabt. Jetzt stand der Kaiser oben; wir sahen ihn deutlich, von mehrern hohen Officieren umgeben und auch den weißen Burnus Abd-el-Kader's erkannten wir sofort. . . .



Digitized by Google

„So wechseln die Geschicke hienieden," sagte ich scherzend zu Max; „es wird Ihnen wohl Niemand ansehen, daß Sie noch kürzlich in demselben Fauteuil gesessen haben, in welchem jetzt Se. Majestät sitzt."

Ueberraschend war zunächst die Sauberkeit, Eleganz möchte man sagen, die überall im Lager herrschte; beinahe vor jedem Soldatenzelt ein Blumenbeet, und die Zelte der Officiere stets von kleinen Gärten umgeben. Dabei eine Menge Statuen aus Gyps oder ähnlichen Compositionen, sauber gemalt und auf zierlichen Piedestalen; auch große und kleine Triumphbogen, Obelisken und Pyramiden, äußerst geschickt aus leichtem Lattenwerk zusammengesetzt, mit Moos und Laubwerk hübsch überkleidet, mit passenden Inschriften und sonstigen Emblemen versehen. Das neunte Infanterie-Regiment zeichnete sich besonders aus; es muß wirklich wahre Künstler in seinen Reihen zählen. So hatte der Sergeant Wix („lassen Sie ihn, trotz seines unschönen, berlinischen Namens, durch ihren Bericht nur unsterblich werden," bemerkte Max) ein Standbild der Kaiserin ausgestellt, das er selbst aus Thon verfertigt und das, bei der frappantesten Aehnlichkeit, von allen Kennern als ein Kunstwerk bezeichnet wurde; der Kaiser besichtigte es in Person und soll es ebenfalls vortrefflich gefunden und dem Künstler gesagt haben: „Das Kreuz kann ich dir für deine schöne Arbeit freilich nicht geben, denn das muß sich der Soldat in der Schlacht verdienen, aber ich will dir deine Statue für tausend Franken abkaufen." Der Capitain Julien,

Digitized by Google

von demſelben Regimente, hatte in ſeinem Garten eine vollſtändige Feſtung en miniature conſtruirt, ein kleines Wunderwerk an Geſchicklichkeit und Ausdauer. Ein anderer Sergeant, auch vom neunten Regimente, hatte im Garten ſeines Oberſten eine Sonnenuhr aufgebaut und die zwölf Thierkreiszeichen durch Figuren ſeiner eigenen Compoſition dargeſtellt: äußerſt gelungene Caricaturen; ſo den Waſſermann als Pariſer porteur d'eau, die Fiſche als coloſſale dames de la halle, den Schützen als einen dicken, wie ein Amor coſtümirten Sapeur mit Köcher und Bogen u. ſ. w. Auch ein großes Gemälde, das im Speiſezelte der Officiere des 74. Regimentes aufgehängt war, hatte außerordentlichen Erfolg, ſchon wegen ſeines Gegenſtandes: Napoleon I. ſteht ſinnend und trauernd auf dem Helena-Felſen und ſchaut nach Frankreich hinüber; von dort erhebt es ſich wie ein Morgenroth, und ein Adler ſteigt herauf mit einer kaiſerlichen Fahne, deren Inſchrift dem Gefangenen das ſpätere glänzende Aufleben ſeiner geſtürzten Dynaſtie verkündigt. Ganz abgeſehen von der ultra-napoleoniſchen Conception, iſt das Gemälde wirklich vortrefflich und verdiente in jeder Ausſtellung einen Ehrenplatz. Der Künſtler iſt ein gemeiner Soldat, ein früherer Decorationsmaler.

Alle Truppen waren an jenem Sonntage in grande tenue, was den Glanz der Uniformen nicht wenig erhöhte. Die Marketenderzelte waren weit geöffnet und von einer bunten, lärmenden Menge angefüllt; andere Gruppen hatten ſich im Freien gelagert

Digitized by Google

und spielten Karten oder Würfel; weiterhin saßen ein paar Dutzend Kameraden unter einem Baume und hörten einem alten Wachtmeister zu, der ihnen mit lauter Stimme und lebhaften Gesticulationen aus einem Buche vorlas, vermuthlich Schlacht- und Belagerungsgeschichten aus dem ersten Kaiserreich. Ambulante Krämer zogen durch die Reihen und boten ihre Kleinigkeiten feil, fanden aber mehr Liebhaber als Käufer; und diese buntbewegte, pittoreske Welt, die einem Gavarni oder Teniers die pikantesten Genrebilder geliefert hätte, wiederholte sich hundertfach ringsumher.

Abends waren wir in Mourmelon im Theater, noch dazu in der Loge der Adjutanten und Ordonnanz-Officiere, dicht neben der kaiserlichen. Der Kaiser, mit dem bereits oben erwähnten Gefolge, wohnte der Vorstellung von Anfang bis zu Ende bei, was sehr liebenswürdig von Sr. Majestät war; denn die Schauspieler, sämmtlich Soldaten, ließen begreiflich viel zu wünschen übrig. Oder war es gerade diese originelle Seite, die auch uns fesselte und amüsirte? Max wenigstens behauptete, er amüsire sich dort weit besser, als im Vaudeville, wo er das unglückliche, oder richtiger verunglückte, neue Stück Girardin's »les deux soeurs« am Abend vorher gesehen hatte. So hoch wie der berühmte Chef-Redacteur der ‚Presse' hatten sich freilich die Theaterdichter in Mourmelon nicht verstiegen; da war nichts von Ehebruch, von Mord und Selbstmord, keine Tiraden und Phrasen, die an bereits gelesene Zeitungsartikel erinnerten, keine mißverstandene

Digitized by Google

weibliche Seele, die das eiserne Gesetz der Ehe an einen unwürdigen Gatten fesselt, keine zweideutigen Herzöge und kümmerlichen Gesandtschafts-Attachés — nichts von all dem.... Zwei alte Invaliden, die sich von Wagram her böse sind, weil Jeder von dem Andern behauptet, er habe ihn bei der Vertheilung der Ehrenkreuze zurückgedrängt, was übrigens Beide nicht verhindert hat, decorirt zu werden. Das sind die zwei ersten Hauptpersonen des Stückes; die zwei Andern sind hier der Neffe, dort die Nichte der beiden Alten, die sich natürlich heimlich lieben und auf Mittel und Wege sinnen, die bösen Onkel, die im Grunde längst nicht mehr böse sind, von denen aber nur keiner den ersten Schritt thun will, zu versöhnen und ihr Jawort zu erlangen. Dies gibt zu den drolligsten Scenen Anlaß. So namentlich diejenige, wo der Neffe endlich seinem Onkel erklärt, er wolle sich verheirathen. »Mon oncle, je veux me marier.« — »Comment, comment, te marier?« — »Oui, mon oncle.« — »Sapristi! et contre qui?« Dies »contre qui?« rief die allgemeinste, selbst die allerhöchste Heiterkeit hervor. Der alte Haudegen nämlich, der in seinem Leben immer nur gegen den Feind marschirt war, konnte sich auch den Ehestand nicht anders als einen Belagerungsstand denken. Bref, beide Schnurrbärte umarmen sich schließlich und die Kinder desgleichen. Die Nichte wurde von einem hübschen jungen Chasseur gespielt, der sich in seiner eleganten Crinoline sehr gut bewegte. In einem andern Stücke wurden zwei alte Hofdamen aus

Digitized by Google

Ludwig's XV. Zeit in gelben und rothen Reifröcken und hohen Puderfrisuren stark applaudirt. Am Schluß der Vorstellung erschien ein bärtiger Sapeur als Theresa costümirt und trug in der bekannten — ach! noch immer in Paris so beliebten — Manier der Alcazar-Königin einige ihrer populairsten, d. h. gemeinsten Lieder vor, natürlich mit unbeschreiblichen Gesten und Grimassen: eine sehr gelungene Carricatur, die aber dort unter den Soldaten ganz an ihrem Platze war. Napoleon III. lacht höchst selten, kaum daß dann und wann ein flüchtiges Lächeln über seine Züge gleitet, die von Natur freilich den Ausdruck der Gutmüthigkeit und Milde haben — in jenem Momente aber haben wir ihn doch herzlich lachen sehen.

So weit der erste Tag unseres Aufenthaltes im Lager, der uns des Interessanten und Amüsanten so viel gebracht; von der darauf folgenden Nacht konnten wir allerdings nicht dasselbe sagen. Das allzu primitive Feldbett war zunächst der Hauptgegenstand unserer Leiden — ich sage unserer, denn ich rechne Max mit. Er hütete sich freilich, seine Unbehaglichkeit merken zu lassen; aber an seinem beständigen Drehen und Wenden die ganze Nacht hindurch merkte ich sehr wohl, daß es ihm nicht besser ging als mir. Dazu alle halbe Stunden das gegenseitige Anrufen und Antworten der vielen Schildwachen, so wie die kurzen Trommel- und Horn-Signale, die sich just in solchen Zwischenräumen wiederholten, daß man, wenn man eben im Begriff war, endlich einzuschlafen, richtig wieder aufwachte; ferner

Digitized by Google

die frische Nachtluft, die durch die nichts weniger als hermetisch schließenden Fenster und Thüren der Feldhütte strich ... dies alles ließ mir diesmal „Morpheus Arme" etwas hart und unbequem vorkommen. Aber unser Wirth, der selbst vortrefflich geschlafen, wie er uns am andern Morgen gestand, hatte uns ja vorher gesagt: »à la guerre, comme à la guerre.« Auch gewann ich diesem Bivouakren bald seine interessante Seite ab; ich stand nämlich gegen zwei Uhr leise auf, warf einen Mantel über und trat in's Freie. Die Nacht war wunderschön, der Himmel sternenklar, und auf der unermeßlichen Ebene, wo mehr als fünfzigtausend Menschen ruheten, lag es wie ein geheimnißvoller Schleier. Laternen blitzten überall, und um die fernen Höhen wehte dann und wann ein heller Schein. Mir kamen die Worte aus dem Wallenstein in den Sinn:

. . . . „Die Feuer
Des Lagers brannten düster durch den Nebel,
Der Waffen dumpfes Rauschen unterbrach,
Der Runde Ruf einförmig nur die Stille."

Auch aus dem obern Mittelfenster des kaiserlichen Pavillons, der nur wenige hundert Schritte vor mir lag, schimmerte Licht: die Centgarden bewachten den Schlummer des Herrn. Oder war auch vielleicht der Kaiser schon wach und schaute hinaus und hinüber auf die weitgedehnte Zeltstadt seiner Getreuen ...

Digitized by Google

. . . . „So Vielen
Gebieteſt du! Sie folgen deinen Sternen
Und ſetzen, wie auf eine große Nummer,
Ihr Alles auf dein einzig Haupt, und ſind
In deines Glückes Schiff mit dir geſtiegen."

Eigenthümliche Phantaſieen eines deutſchen Feuilletonſchreibers im Lager von Châlons!

Aber ſchon vor Sonnenaufgang wurde ich der praktiſchen, lärmenden Realität völlig wiedergegeben. Die Armee erwachte und rüſtete ſich zur Schlacht. Nur keine Angſt, freundliche Leſerin: es war keine wirkliche Schlacht, ſondern nur eine nachgeahmte Theaterſchlacht, wo keine Kugeln hin- und herflogen, ſondern unſchuldiges Pulver luſtig in's Blaue geſchoſſen wurde, und wo man kein Blut vergoß, ſondern nur die doppelten Weinrationen, die der Kaiſer den Soldaten bewilligt hatte, und aus denen gar viele Helden in der Hitze des Kampfes drei- und vierfache machten.

Wenn das Capitel nicht ſchon ſo lang geworden wäre, könnte es jetzt erſt recht lang werden; denn das Schlachtſchauſpiel (es war die Schlacht von Marengo, die aufgeführt wurde) war überaus großartig und impoſant. „Wir ſelbſt indeß nicht minder," meinte Max. Der Capitain hatte uns nämlich zwei Pferde vorführen laſſen, auf denen wir uns ſehr gut ausnahmen; wenigſtens verſicherten wir uns das gegenſeitig. Ehrlich geſtanden, verloren wir uns aber ziemlich in der Menge; denn nach und nach hatten ſich zahlreiche Zuſchauer zu Wagen und zu Pferde aus Châlons eingefunden, von

Digitized by Google

den Fußgängern, die zu Tausenden herbeigeströmt waren, gar nicht zu reden. Wir sprengten mit einigen berittenen Engländern, die sich uns angeschlossen hatten, (Max in seinen Stulpstiefeln voran) einer nahen Anhöhe zu, ganz als ob wir zum Generalstabe gehörten, und sahen uns von dort das Schauspiel an. Wie bunte Riesenbänder entrollten sich die Infanterie-Regimenter und stellten sich unter rauschender Musik in ihren verschiedenen Positionen auf. Leichte Cavallerie begann darauf eine Art Vorpostengefecht, bis die auf den Hügeln postirte Artillerie die eigentliche Schlacht eröffnete. Der Kanonendonner, der fast ununterbrochen eine gute Stunde währte, hatte etwas ungemein Majestätisches, und auf Augenblicke konnte man sich in eine wirkliche Schlacht versetzt glauben. Immer neue Regimenter zogen heran und hüllten sich von Zeit zu Zeit in weiße Dampfwolken, aus denen man deutlich die Blitze des Pelotonfeuers hervorleuchten sah; silberglänzende Cuirassier-Schwadronen sprengten mit verhängtem Zügel und geschwungenem Säbel über die Ebene, von Husaren und Ulanen gefolgt. Zuletzt postirte sich die ganze Cavallerie in dichten Massen hinter dem improvisirten Hauptquartier, wo der Kaiser mit den Marschällen und Generälen hielt.

Das weitere Schauspiel beschränkte sich alsdann allerdings für uns auf ein stetes Hin- und Herziehen und Vor- und Zurückgehen der Regimenter, die sich oft ganz aufzulösen schienen und sich dann wieder zu dichten Carrés formirten; den eigentlichen Schlachtplan

Digitized by Google

konnte ich wenigstens, um bei der Wahrheit zu bleiben, nicht verstehen. Ich machte es einfach wie die Engländer, die mit uns waren, und die ein lautes beautiful! und splendid! über das andere riefen.

Plötzlich verstummte das Geschütz und auch das Gewehrfeuer hörte auf; die Truppenmassen vertheilten sich nach allen Richtungen hin, und in kaum zehn Minuten war ein vollständiges Lager aufgeschlagen, das nach einer guten Stunde eben so schnell wieder abgebrochen wurde. Aber der dadurch hervorgerufene Contrast — noch eben wilder Schlachtlärm und der Pulverdampf einer gewaltigen Kanonade, jetzt das friedliche Zeltleben und die dampfenden Feldkessel, in denen die Soldaten ihren Morgenkaffee kochten — dieser Contrast war überaus hübsch und fand den allgemeinsten Beifall.

Nach der Schlacht das Défilé unter lautem Vive l'Empereur! vive le prince impérial! und alsdann mit klingendem Spiel wohlgeordneter Rückzug der Regimenter in ihre verschiedenen Quartiere. Wir machten noch einen Ritt durch das Lager, stets von unsern Engländern begleitet, die nicht Worte genug des Lobes und des Rühmens finden konnten. Als auch wir endlich in unsere Feldhütte zurückgekehrt waren, fanden wir den Capitain mit Anordnen der Mittagstafel beschäftigt; denn wir sollten diesmal bei ihm zu Hause speisen, und zwar in Gesellschaft mehrerer Officiere, die er uns zu Ehren eingeladen hatte. »Il faut bien que je vous fasse les honneurs de ma maison,«

Digitized by Google

sagte er lachend, und bat uns, ihm zu helfen, die wackelnden Tischplatten zu stützen und auf dem improvisirten Buffet die Flaschen und Gläser zu ordnen.

Als aber gleich darauf ein Paar Chasseurs zur Aushülfe kamen, überließ ich ihnen die Sorge für die Tafel und ging noch eine Weile draußen in den Zeltreihen auf und ab. Ein glücklicher Zufall ließ mich mit dem Professor Monnier, dem Erzieher des kaiserlichen Prinzen, zusammentreffen. Ich kannte Monnier von der Sorbonne her, als er noch wie wir andern gewöhnlichen Sterblichen dort aus- und einging; nach seiner Erhebung (denn den Namen verdient doch gewiß seine Ernennung) hatte ich ihn nicht wiedergesehen. Der eine oder andere meiner Leser erinnert sich vielleicht, wie damals die wichtige Frage über das Präceptorat der kleinen kaiserlichen Hoheit debattirt wurde; man erging sich in allen möglichen Conjuncturen und Hypothesen, nannte mehrere Bischöfe, sogar den jetzigen Cardinal Bonnechose, die mit der hohen Mission beauftragt werden sollten, und alle Welt war erstaunt, als auf einmal und ganz in der Stille der einfache und so gut wie unbekannte Name Monnier an's Licht trat. Der Kaiser hatte auch hier seinen gewöhnlichen originellen Weg eingeschlagen: den Rath und die Meinung eines Jeden gehört und alsdann allein und auf eigene Hand gewählt, — ganz wie Napoleon I. in allen wichtigen Dingen that. Trotzdem hat vielleicht der verstorbene Cardinal Morlot, der im kaiserlichen Familienrathe bekanntlich eine bedeutende Stimme hatte,

Digitized by Google

einigen Einfluß auf jene Wahl gehabt; er soll wenigstens der Kaiserin einmal den Professor Monnier empfohlen haben und zwar mit den kurzen Worten: »il est dévoué (d. h. gut bonapartistisch gesinnt) honnête, instruit et avant tout bon fils.« Dies letzte Prädicat frappirte die Monarchin, die auch bald erfuhr, daß Monnier glänzende Anerbietungen ausgeschlagen hatte, um bei seiner alten Mutter zu bleiben, deren einzige Stütze er von jeher gewesen. Dieser Umstand war der herz- und gemüthvollen Kaiserin ein wichtiger Punkt für die moralische Würdigung des Mannes, dem die Erziehung ihres Sohnes anvertraut werden sollte; und die Folgezeit hat denn auch genügend bewiesen, wie überaus glücklich jene Wahl gewesen.

Die Gelegenheit war zu günstig, um nicht den Professor, der mir mit alter Herzlichkeit entgegenkam, zu bitten, mich seinem Zögling vorzustellen. Monsieur Monnier lächelte und antwortete: „Mon cher, das ist keineswegs so leicht, wie Sie zu glauben scheinen; der kleine Prinz ist längst eine hohe Person geworden, und um eine wirkliche Audienz zu erhalten, müssen Sie sich an den Oberkammerherrn, den Herzog von Bassano wenden, und auch an den müssen Sie, als Ausländer, sich erst durch Ihren Gesandten empfehlen lassen. So will es die Hofetiquette. Aber," fügte er beschwichtigend hinzu, als er sah, daß ich ein langes und verdrießliches Gesicht machen wollte, „hier sind wir eben nicht bei Hofe und wir können die Etiquette umgehen. Kommen Sie einfach mit mir hinüber in unsern

Digitized by Google

Garten, als ein Freund, der mich besucht, und wir werden dort sehr wahrscheinlich den Prinzen mit einigen kleinen Kameraden finden."

So geschah es auch, und das Glück, das mir schon so oft in ähnlichen Fällen günstig gewesen, blieb mir auch hier getreu. Wir fanden den Prinzen, ganz wie es der Professor gesagt hatte, im Garten und in Gesellschaft zweier Knaben seines Alters, der eine, wie ich nachher erfuhr, ein Sohn des Generals Fleury und der andere ein Sohn des Doctors Conneau. Im Hintergrunde, zur Completirung der Scene, zwei betreßte Lakaien in rothsammtenen Kniehosen und weißen seidenen Strümpfen. Die Knaben eilten sofort auf uns zu und der Prinz begrüßte den Professor sehr herzlich; mich, der mit gezogenem Hute ehrerbietig vor ihm stand, sah er anfangs neugierig an, als aber Monsieur Monnier mich als seinen Freund vorstellte, gab er mir ungenirt die Hand und zog uns dann in eine Seiten-Allee, wo ein kleiner Schießstand eingerichtet war. Zwei andere Lakaien hielten die Scheibe und die Armbrüste, und die jungen Herren setzten ihr Spiel fort. „Charles schießt immer schlechter als ich," rief der Prinz, indem er sich zu uns wandte, „aber er thut es absichtlich, um mich gewinnen zu lassen." — Charles, der Sohn Fleury's, betheuerte lachend, er könne nicht besser schießen; aber Louis Conneau zeigte uns triumphirend ein silbernes Pfeifchen, das er bereits gewonnen hatte, und blies auch eine Melodie darauf, so gut er konnte. Der Prinz trug seine bekannte Cor-

Digitized by Google

porals-Uniform mit dem Kepi und sah allerliebst aus. Ich hatte ihn seit dem damaligen Kinderfeste im Tuilerienparke, im Mai 1864, nicht wieder gesehen, wenigstens nicht so in nächster Nähe; er schien mir bedeutend größer und schlanker geworden, auch hatten seine Züge mehr Ausdruck gewonnen. Aber von napoleonischem Typus war darin keine Spur zu entdecken; der kleine König von Rom hatte übrigens ja auch blaue Augen und blondes Haar.

Plötzlich erschienen auf der hintern Veranda des kaiserlichen Pavillons mehrere Uniformen, so daß mir wirklich etwas unheimlich zu Muthe wurde; denn ich meinte den Kaiser zu erkennen, und der Vater hätte meinen indiscreten Besuch vielleicht mit andern Augen angesehen als der Sohn. Ich beurlaubte mich daher von Sr. kaiserl. Hoheit und seinen Kameraden; der Prinz gab mir mit der liebenswürdigsten und ungezwungensten Manier ein kleines Bouquet, das er im Knopfloch trug, zwei rothe Geranien und eine weiße Rosenknospe, reichte mir auch die Hand zum Abschiede. Die Lakaien, die mich mindestens für einen fremden Gesandten zu halten schienen, begleiteten mich ehrfurchtsvoll bis an den Ausgang des Gartens. Zwei Minuten später war ich sicher und wohlbehalten wieder in unserer Feldhütte angelangt, wo die Herren mit dem Diner auf mich warteten. Daß ich ihnen beim Nachtisch meinen Besuch bei Sr. kaiserlichen Hoheit erzählte, versteht sich von selbst, und als ich gar das Bouquet vorwies, wollten Sie es sofort als Reliquie

Digitized by Google

theilen; aber ich weigerte mich, da ich es als Andenken aufzubewahren wünſchte.

Der Telegraph hatte die Ankunft der Kaiſerin mit großem und hohem Gefolge auf drei Uhr Nachmittags ſignaliſirt. Dieſe Nachricht brachte neue Bewegung in das Lager, und aus Châlons und der übrigen Umgegend zogen ſtets neue Menſchenmaſſen heran, alle nach Mourmelon hin, wo eine zweite Ehrenpforte erbaut worden war, und wohin ſich auch der Kaiſer mit ſeiner Suite begab, als die erſten Böllerſchüſſe das Eintreffen des Extrazuges auf dem nahen Bahnhofe anzeigten. Nach zehn Minuten, während welcher Zeit die Böllerſchüſſe ſich in Kanonenſalven verwandelt hatten, hielt auch ſchon die Kaiſerin im ſechsſpännigen offenen Wagen unter dem Triumphbogen, und nahm mit der größten Freundlichkeit eine Menge Blumenſträuße entgegen, die ihr die weißgekleideten Mädchen des Ortes überreichten. Zuletzt wurden der Sträuße ſo viel, daß die neben der Monarchin ſitzende Herzogin von Montebello dieſelben auf den Rückſitz des Wagens aufbaute und eine hohe Blumenmauer daraus machte. Der kaiſerliche Prinz ſprengte auf ſeinem Pony herbei, begrüßte die Mutter und ritt, als ſich der Zug nach dem kaiſerlichen Pavillon in Bewegung ſetzte, rechts neben dem Kutſchenſchlage, ganz wie ein dienſtthuender Stallmeiſter. In drei andern vierſpännigen Wagen befand ſich das Gefolge; in dem erſten Wagen erkannte ich Fräulein Bouvet, die Vorleſerin und mehr noch die Freundin der Kaiſerin, und



Digitized by Google

zur Zeit vielleicht die reizendste weibliche Erscheinung bei Hofe.*)

Aber für uns hatte damit die Abschiedsstunde geschlagen, wollten wir anders nicht das Kaiserfest des kommenden Tages in Paris versäumen. Wir blieben aber doch bis zum Abend, um den großen Fackel-Zapfenstreich (»la retraite aux flambeaux«) mit anzusehen. Der Anblick war wirklich feenhaft. Gegen sechshundert Soldaten, jeder mit einer brennenden Fackel bilden ein weites Carré; die Musikcorps von allen Regimentern kommen alsdann aus ihren verschiedenen Quartieren still herangezogen und stellen sich in jenem Carré auf; ein Kanonenschuß gibt das Signal zunächst zu einem gewaltigen Trommelwirbel und dann zur Musik selbst. An jenem Abend wurde der Meyerbeer'sche Schiller-Marsch gespielt, und man kann sich die Wirkung jener schönen Composition bei einem solchen Orchester leicht vorstellen. Mit der Nationalhymne »partant pour la Syrie« ziehen zuletzt die verschiedenen Musikcorps wieder davon, jedes einzelne von zehn bis zwanzig Fackeln begleitet, so daß der Platz vor dem kaiserlichen Pavillon endlich ganz leer wird. Aber mit Aug' und Ohr verfolgt man nun die verschwindenden Lichter und Klänge; zuletzt leuchten und

*) Acht Tage später erlitten gerade jene beiden Damen, die Herzogin von Montebello und Fräulein Bouvet, welche die Majestäten auf ihrer Reise in die Schweiz begleiteten, den traurigen Unglücksfall bei Neufchâtel, der ihnen fast das Leben gekostet hätte.

Digitized by Google

wehen nur noch einzelne Funken und Töne herüber, bis auch diese in der Ferne und in der Nacht versinken. Ein wahrhaft poetischer Schluß des lauten, glänzenden, vielbewegten Lagertages, — und auch wir wüßten unsern Bericht, der freilich nur ein schwaches, unvollkommenes Abbild des großen Ganzen gegeben, nicht besser und passender zu schließen.

---



Digitized by Google

## Die Gebrüder Davenport.

— September 1865 —

Es war de Maistre, der zu Anfang dieses Jahrhunderts in Bezug auf die freigeistige, unchristliche Richtung der Zeit die sehr bezeichnenden Worte sprach: „Die Welt wird noch so aufgeklärt werden, daß sie zuletzt an weiter nichts, als an Gespenster glaubt.“ Die Prophezeiung war richtig und ist bereits eingetroffen, wenigstens bei uns in Paris, dem Vaterlande der Extreme. Hier im „Centrum der Civilisation“ ist es nämlich gar nichts Seltenes, gebildeten Männern zu begegnen (dies Adjectivum ist allerdings sehr relativ zu nehmen), die so gut wie gar keine religiöse Ueberzeugung haben, für die Renan und Strauß „noch lange nicht weit genug“ gegangen sind, die den gesammten „Klerisei-schwindel“ abgeschafft wissen möchten und das positive Christenthum mit demselben; die offen erklären, daß alle übernatürlichen Begriffe von Gott, Jenseits und Unsterblichkeit nur dazu gemacht sind, um den

Digitized by Google

gesunden Menschenverstand zu verwirren, und die auf der andern Seite — man sollte es nicht für möglich halten — trotzdem sich als eifrige, begeisterte Anhänger des Spiritismus, mit seinem närrischen Gefolge von Klopfgeistern und sonstigem Spuk bekennen und für seine Vertheidigung und Verbreitung kühn in den Kampf ziehen, nicht mit dem Degen, aber mit der Feder; die sogar langspaltige Zeitungs-Artikel, ja, dicke Bücher darüber schreiben, und die sich entsetzlich wundern oder grob und böse werden, wenn wir, ebenfalls gebildete und vernünftige Leute, ihnen und ihrem Krimskram den Krieg erklären, sie ernsthaft zur Rede stellen oder auch auslachen. Den christlichen Begriff einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode mit Lohn und Strafe, ein tief charakteristischer Grundzug aller Religionen, selbst der rohesten und primitivsten, leugnen sie, nehmen aber dabei eine Art Gespenster-Existenz im Mittelreiche, wie sie es nennen, an und bleiben uns die Antwort schuldig, wenn wir sie auf die logische Unhaltbarkeit einer solchen Theorie aufmerksam machen. Es bleibt ewig wahr: der Mensch ist ein großes, unbegriffenes Räthsel, voll seltsamer Widersprüche in Dunkel und Licht, und der Schlüssel zur Lösung entfällt fast immer auch der geschicktesten Hand, dann vorzüglich, wenn kein höherer Stützpunkt, religiös wie moralisch, die divergirenden Parteien vereinigt, oder doch trägt.

Das freie Nordamerika, das einst so gepriesene, jetzt so kläglich zerrüttete, hat von jeher das eigenthümliche Privilegium gehabt, Europa mit der Spuk- und Ge-

Digitized by Google

spensterwirthschaft zu versorgen. Von dort, dem Vaterlande der Mediums, kamen uns zu Anfang des vorigen Decenniums die kreisenden Tische und die Klopfgeister, und zu Ende desselben der große Meister aller Teufelsbanner und Geisterbeschwörer, Home, und sein ebenbürtiger Nachfolger Squire.*) Jetzt endlich kamen uns von dort vor einigen Monaten die Gebrüder Davenport, dies Mal über London, wo sie Wunderdinge verrichtet haben sollen, denen sie nun, wie alle bedeutenden Künstler und Virtuosen, hier in Paris die letzte Weihe zu geben wünschten. Unwillkürlich drängt sich uns dabei die Frage auf, weshalb denn gerade Nordamerika, das Land der praktischen, materiellen Yankees, zu dieser befremdlichen Prärogative gekommen ist. Die Frage ist leichter als die Antwort. Sie dürfte vielleicht in der grenzenlosen Zerrissenheit des dortigen kirchlichen und religiösen Lebens zu suchen sein, das, natürlich mit Ausnahme der katholischen Bevölkerung, sich nach den neuesten statistischen Berichten in hundert und vierzig Secten auflöst, von den Quäkern herab bis zu den Mormonen, welche alle gesetzlich gleich berechtigt sind. Dadurch würde sich allerdings das obige Wort von de Maistre auf das schlagendste bestätigen.

Man hätte nun glauben sollen, daß nach dem

*) Eines unserer frühern „lebenden Bilder" (im ersten Bande), das, wenn es auch Niemanden überzeugte, wie uns selbst nicht, so doch vielleicht manchen Leser eine Viertelstunde lang amüsirt hat.

Digitized by Google

phantaſtiſchen Home und ſeinem alter ego, Squire, (für uns waren beide ein und dieſelbe Perſon) hier in Paris keine neue Auflage dieſer albernen und abenteuerlichen Geſchichten möglich geweſen wäre; aber die ſo gedacht, bewieſen nur ihre Unkenntniß des Pariſer Publicums. Es war nach dem Auftreten Home's und ſeinem räthſelhaften Verſchwinden Zeit genug verfloſſen, das Alte wieder neu erſcheinen zu laſſen, und außerdem hatte der Spiritismus im Stillen und unter der Hand fortgefahren, Propaganda zu machen. Seine Schriften, und dicke Bücher darunter, wurden ſtark gekauft; ſpiritiſtiſche (wir müſſen den deutſchen Sprachſchatz durchaus um dies geſchraubte Worte bereichern), ſpiritiſtiſche Clubs und Vereine wurden gegründet und ſtark beſucht. Das Unkraut wucherte fort und verbreitete ſich überall hin, freilich nur in den höhern Klaſſen, was wir, da wir ſelbſt dazu gehören, conſtatiren müſſen, ſo peinlich uns dies auch iſt. In den untern Regionen, wo die Sorge des Tages und materielle Intereſſen vorwiegen, hat man natürlich keine Zeit zu dergleichen Lappalien und brodloſen Künſten. Aber noch im vorigen Winter war es nichts Seltenes, in irgend einem großen Pariſer Salon Herren und Damen zu begegnen (auch Damen, Mesdames; es thut mir leid, aber es iſt ſo), die dem Spiritismus huldigten und von irgend einem Medium und deſſen Kunſtſtücken begeiſtert ſprachen. So hatte der Baron X. mit dem citirten Schatten Voltaire's eine längere Unterredung gehabt; ſeine Couſine, die Gräfin S., hatte ſich um-

Digitized by Google

ständlich mit Cagliostro unterhalten, ein anderer Herr hatte mit Beethoven nicht allein gesprochen, sondern sich auch eine Melodie von ihm dictiren lassen, und wieder ein Anderer hatte Friedrich den Großen nach seiner Meinung über Napoleon befragt. Und ein solcher Unsinn — Blödsinn! — wurde auf das Ernsthafteste debitirt und besprochen und fand nicht allein gläubige Ohren, sondern auch neue Anhänger und Adepten. Komisch war dabei -- und dies allein hätte schon genügen sollen, den albernen Hokuspokus zu entlarven und in sein rechtes Licht zu stellen —, daß alle jene Geister überaus bornirt waren und einfältiges Zeug redeten, wie denn auch die Beethoven'sche Melodie eben keine war. Aber der von einer fixen Idee besessene Mensch ist einmal so gemacht: die erhabenen Mysterien der Religion, die gottgeoffenbarten, glaubt er nicht, „weil er sie nicht begreift"; wenn dagegen ein dreister Schwindler oder ein geschickter Taschenspieler im dunkeln Zimmer Geister citirt und mit Bauchrednerstimmen dieselben schwatzen und rumoren läßt, so ist er außer sich vor gläubigem Entzücken und schwört seine höchsten Eide, daß sich die Sache wirklich so verhält und „daß nicht der geringste Betrug mit unterläuft"!

Die Gebrüder Davenport kamen mithin ganz recht; der große Erfolg, den sie in London gehabt (einige kleine „Unannehmlichkeiten" abgerechnet), ermuthigte sie, auch in Paris ihr Glück zu versuchen.

Kluger Weise fingen sie aber ihre Künste klein und halb incognito an, auch nicht in Paris selbst,

Digitized by Google

sondern in dem dicht vor der Hauptstadt gelegenen Asnières. Dort fanden sie sofort ein tolerantes und gläubiges Publicum, und von dort aus bereiteten sie durch geschickte Reclamen ihr späteres großartiges Auftreten im Centrum der Civilisation vor. Asnières dürfte auch dem deutschen Leser, wenigstens dieser „Bilder" nicht ganz unbekannt sein; es ist im Sommer das Haupt-Rendezvous desjenigen Theiles der demi-monde, der in der Studentenwelt des Quartier Latin die frühern Grisetten ersetzt, mithin auch eine jener Pariser Oertlichkeiten, wohin wir, wenn unsere Sittenstudien uns dahin verschlagen, die freundliche Leserin leider nicht mitnehmen können. Aber aus eben jenem Grunde ist der Bal d'Asnières sehr bekannt und gewissermaßen berühmt, selbst jetzt noch, nachdem der Ex-Duc von Braunschweig denselben nicht mehr mit seiner hohen Gegenwart „beehrt", er, der in frühern Jahren dort fast an keinem Donnerstag-Abend, dem Haupt-Balltage, fehlte, und mit seinen weißen Bottinen (die schwarzseidene Perrücke kennt der Leser bereits) die Bewunderung aller Crinolinen erregte. Wird gar aus dem gewöhnlichen Balle eine sogenannte »fête de nuit« mit Concert und Feuerwerk, so zieht die gesammte demi-monde nach Asnières hinaus, und bis lange nach Mitternacht gehen die Extrazüge hin und her. Wer vor dreißig und auch fast noch vor zwanzig Jahren eine solche Wandlung prophezeit hätte, der wäre gewiß mit seltsamen Augen angesehen worden. Damals war Schloß und Park ein Privateigenthum Louis

Digitized by Google

Philippe's, und Madame Adelaide pflegte vorzugsweise gern dort zu wohnen. Das schöne Gebäude, wenn auch jetzt vielfach vernachlässigt und durch die Einrichtung eines prosaischen Kaffeehauses und einer gleich prosaischen Restauration verunstaltet, erinnert trotzdem noch heute an Klein-Trianon, und die hohen, hundertjährigen Eichen und Buchen des prächtigen Parks haben in ihrem Schatten auch ein anderes Geschlecht gesehen. Die Haupt-Allee, ein wunderschöner Laubgang von den großartigsten Dimensionen, einst vornehm-schweigsam, wenn der König mit seinen Ministern im ernsten Gespräche dort auf und ab wandelte, ist jetzt der eigentliche Schauplatz des Bal champêtre, und der dort getanzte Cancan war selbst für uns, die wir doch nachgerade so ziemlich Alles in Paris gesehen haben und an Alles gewöhnt sind, zu stark und scandalös.

Jenes Publicum begründete also, wie gesagt, zunächst den Ruhm der Gebrüder Davenport. Die Geisterbanner hatten ganz in der Nähe des Schlosses ein Landhaus gemiethet und begannen nun ihre übernatürlichen Productionen. Bald ging auch das Gerücht davon durch die Pariser Zeitungen, und die Aufmerksamkeit des großen Publicums wurde rege. Die „Gläubigen" und sonstigen Adepten des Spiritismus erzählten Wunderdinge von dem phantastischen Bruderpaare. Der naheliegende Einwand möglicher Taschenspielerei wurde von vornherein beseitigt und überstimmt; es waren eben übernatürliche Manifestationen aus dem Geisterreiche, und die Gebrüder Davenport standen

Digitized by Google

willenlos unter dem Einflusse einer dämonischen Macht. Das Sprüchwort bewährte sich hier wieder: Gott behüte mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selber schützen. Gerade die übertriebene Propaganda der Freunde sollte den Schwindlern bald darauf den Hals brechen.

Ein magischer Schrank spielte die Hauptrolle bei jenen räthselhaften Productionen. Wir haben das vielverrufene Möbel später selbst gesehen, es von allen Seiten betrachtet, sind auch hineingestiegen und haben uns auf einen der beiden Stühle gesetzt, welche die Brüder während ihrer Operationen einnahmen. Es war allerdings ein Schrank wie hundert andere Schränke, tief genug, um Platz für zwei Personen und auch für drei zu lassen, mit zwei Thüren, die durch ein unverhältnißmäßig breites Brett getrennt waren, die Wände aus starkem schlichtem Holze mit verschiedenen noch stärkern Querleisten. Ein Schrank mithin, der auf den ersten Anblick durchaus nichts Absonderliches und am allerwenigsten etwas Uebernatürliches hatte; aber ein außergewöhnlicher Schrank hätte ja auch sofort Verdacht erregt. Inwendig waren an den Wänden mehrere musikalische Instrumente aufgehängt: eine Guitarre, zwei Trommeln (ohne Trommelstöcke), zwei Tamburins, und dann diverse Glocken, Schellen, Triangel und Pauken.

Das Schauspiel war nun folgendes.

Die Gebrüder Davenport erschienen und zwar von ihrem Helfershelfer Fay begleitet, der, außer andern,

Digitized by Google

vermuthlich wichtigern Rollen, auch die Rolle eines Dollmetschers spielte. Dieser Mr. Fay sprach jedes Mal, noch dazu in schlechtem Französisch, einige einleitende Worte, die er lieber hätte unterwegs lassen sollen. Die beiden Brüder, so erklärte er, ständen als Mediums unter spiritistischem Einfluß, dessen sie sich nicht erwehren könnten; willenlos müßten sie diesem Einflusse folgen; sie selbst wären für gar nichts in den seltsamen Manifestationen, die man gleich sehen werde u. s. w. Durch diese Einleitung sollte von vornherein dem Publicum der Standpunkt seines Urtheils bestimmt werden: der sichere Boden des gesunden Menschenverstandes wurde dadurch den Zuschauern unter den Füßen fortgezogen, um sie gewissermaßen mit Gewalt in den Bereich des Uebernatürlichen hineinzuziehen. Dies war schon eine große Ungeschicklichkeit, welche die armen Leute später schwer büßen mußten. Die beiden Mediums wurden darauf von Fay mit starken Stricken an den Armen, Händen und Füßen, alsdann Jeder an seinen Stuhl und endlich an die innern Querleisten festgebunden; das Publicum wurde auch zur nähern Inspection zugelassen. Dann schloß Herr Fay die Thüren des Schrankes und löschte alle Lichter aus, so daß es stockfinster im Saale wurde. Eine halbe Minute darauf begann nun ein wahrer Höllenlärm im Schranke. Alle Instrumente spielten zugleich; d. h. es hörte sich an, als wenn auf allen zugleich geklopft, geschlagen oder sonst herumgearbeitet würde. Wieder nach einigen Minuten wurde es mausestill; die Lichter

Digitized by Google

wurden wieder angezündet, der Schrank geöffnet und die beiden Brüder saßen gefesselt wie zuvor auf ihren Stühlen. Sogar ein Blatt Papier, das man ihnen unter die Füße gelegt und auf das man sorgfältig den Umriß ihrer Sohlen mit Bleistift gezeichnet hatte, war unverrückt geblieben. Also Taschenspieler der geschicktesten Art; das sahen wir sofort. Aber was der Spiritismus mit diesem albernen Hokuspokus zu thun hatte, konnten wir nicht begreifen. Oder auch, sie ließen sich, wie gesagt, festbinden, (der Schrank wurde stets geschlossen und die dichteste Dunkelheit herrschte während des Operirens) und wenn man nachher die Thüren öffnete, saßen Beide unbeweglich auf ihren Stühlen, aber salva venia im Hemde, ihre Kleider und die Stricke vor ihnen auf dem Boden und die Papierbögen unter ihren Füßen waren auch hier wieder unverrückt. Ein äußerst spaßhaftes und amüsantes Schauspiel, das Einem nur durch den widersinnigen Zusatz spiritistischer Manifestation vergällt wurde. Auch noch anderweitige Kunststücke vollführten die Zauberbrüder. Sie ließen die oben erwähnten Instrumente auf einen runden Tisch in der Mitte des Saales legen, die alsdann von selbst zu spielen anfingen, auch in schwingende oder kreisende Bewegung geriethen und die Köpfe der Zuschauer mehr oder weniger unsanft berührten — Alles im Dunkeln — und ähnliche derartige barocke und verrückte Dinge mehr. Stets, wie Hr. Fay wiederholt pathetisch versicherte, auf Kosten der Klopf- und anderer Geister und ohne alles Zuthun der beiden Mediums.

Digitized by Google

Jene Geister indeß, trotz ihrer übernatürlichen Eigenschaften, mußten denn doch so ganz unfehlbar nicht sein; sie spürten wenigstens eines Abends nicht die Gegenwart eines Mannes, der sich unbemerkt eingefunden hatte, und der ihnen alsbald einen schrecklichen Krieg erklären sollte. Dieser Mann war Monsieur Robin, der bekannte Taschenspieler vom Boulevard du Temple, der auch seinerseits das seltsame Schauspiel mit eigenen Augen ansehen wollte. Monsieur Robin ist ebenfalls ein Hexenmeister und Geisterbeschwörer, aber ein ehrlicher und ganz natürlicher, der schon seit längern Jahren das Pariser Publicum allabendlich mit seinen „Productionen aus der höhern Magie" amüsirt, — der würdige Nachfolger Bosco's und Döbler's, auch des berühmten Robert Houdin, der sich seit Kurzem mit 20,000 Franken Renten in die Stille des Privatlebens zurückgezogen hat. In gewisser Beziehung übertrifft wohl Robin seine Vorgänger, was übrigens natürlich ist, weil die Physik und Chemie im letzten Jahrzehnt so großartige Fortschritte gemacht hat; denn die hauptsächlichsten „Geister" Robin's sind eben galvanische Batterieen, Elektrisirmaschinen und magnetische Apparate, die er mit großer Geschicklichkeit hinter den Coulissen wirken läßt, um seine Zaubereien zu vollführen. Dieser Monsieur Robin nun, für die Gebrüder Davenport wohl der gefährlichste Gast von ganz Paris, erklärte sofort nach der Vorstellung die spiritistischen Manifestationen der beiden amerikanischen Mediums für Taschenspielerkünste und machte sich an-

Digitized by Google

heiſchig, ganz daſſelbe zu thun, und obenein bei den hundertundfünfzig Gasflammen ſeines Theaterſaales.

Sobald dies bekannt wurde, — und die antiſpiritiſtiſchen Journale meldeten es allſogleich — begann auch die Polemik, die von den Zauberbrüdern um ſo heftiger und rückſichtsloſer geführt wurde, als dieſelben bereits ihre erſte Geiſter-Soirée in Paris ſelbſt, durch laute Reclame, annoncirt hatten. Dieſe Soirée am 12. September in der Salle Herz war nun eben jener ſchlimme Abend, wo die Gebrüder Davenport ihr denkwürdiges Fiasco erlebten: eine europäiſche Blamage!

Der Saal war gedrängt voll und die Repräſentanten der Preſſe, wie immer bei ſolchen Gelegenheiten, in erſter Reihe. In der Mitte auf einer erhöhten Eſtrade der ominöſe Schrank, davor die „unter dem Einfluß höherer Geiſter“ ſtehenden Zauberbrüder mit ihrem Dollmetſcher. Als Herr Fay ſich anſchickte, ſie zu binden, drängten ſich einige Herren vor, um dies ſelbſt zu thun, was nach einigem Parlamentiren hin und her geſtattet wurde. Andere unterſuchten mittlerweile den Schrank und entdeckten ein paar verſteckte Federn, wodurch die inwendigen Querleiſten ausgehoben werden konnten, und gerade an dieſe Leiſten mußten die beiden Patrone, ſo wie ſie ſich niedergeſetzt hatten, mit den Stricken befeſtigt werden. Gewaltiger Lärm und Proteſt. Immer mehr Herren ſtürmten auf die Eſtrade und das Geiſtermöbel kam gewaltig in's Wackeln. Dennoch wurde die Ruhe momentan ſo weit hergeſtellt, daß die Brüder wenigſtens ihre Vorſtellung

Digitized by Google

beginnen konnten. Sie stiegen in den Schrank, der zugemacht wurde, und das Gaslicht erlosch im Saal. Dies befremdliche Dunkel intriguirte wieder das Publicum sehr stark. Nach minutenlanger Pause hörte und sah man noch immer nichts, denn, o weh! der eine Bruder war von geschickter Hand dergestalt gebunden worden, daß ihn selbst die Geister nicht zu lösen vermochten. Endlich begann die Musik im Schranke, aber das Pfeifen und Schreien im Saale übertönte sie ganz; es ward Licht und die beiden Amerikaner erschienen, fesselfrei allerdings, aber doch begossenen Pudeln sehr ähnlich. Als sich darauf der Lärm einigermaßen gelegt hatte, trat Herr Fay vor und erklärte, daß die Gebrüder Davenport unter diesen Umständen ihre Vorstellung nicht fortsetzen könnten und wollten. Nun brach das völlige Gewitter los, und zwar dergestalt, daß die Sache für die Hauptpersonen sehr ernst wurde, indem man ihnen geradezu an den Kragen wollte. Unter grenzenlosem Halloh wurde das Eintrittsgeld (10 Franken) zurückverlangt; zwei Polizeicommissäre erschienen als Retter in der Noth, von einem Dutzend Stadtsergeanten begleitet. Die Zauberbrüder waren mit ihrem Dollmetscher unsichtbar geworden, aber ohne Zuthun höherer Geister, indem sie sich einfach durch eine Hinterthür aus dem Staube gemacht hatten. Den Schrank mußten sie im Stich lassen und es war ein Wunder (das einzige, das an jenem Abende passirt war!) daß man ihn eben nicht in tausend Stücke zerschlug. An der Kasse bekam übrigens

Digitized by Google

Jeder seine zwei Thaler wieder, und noch an demselben Abend lief die spiritistische Blamage über alle Boulevards von Mund zu Mund.

Die vernünftigen Leute athmeten auf und hofften, daß den Schwindlern, man möchte fast Gaunern sagen, das unsaubere Handwerk gelegt werden würde, oder daß die Mediums selbst, besiegt von der öffentlichen Meinung, die sich so kategorisch gegen sie ausgesprochen, in der Stille abziehen, „verduften" würden. Aber die Yankees scheinen ein stärkeres Fell zu haben, als andere ehrliche Leute; unsere beiden blieben wenigstens keck auf dem Platze und stellten schon am nächsten Morgen in einzelnen Zeitungsblättern (für ihr Geld konnten sie ja Alles drucken lassen, und sie sollen in den ersten vierzehn Tagen mehr als 20,000 Franken für Reclamen ausgegeben haben) das Ganze als eine abgekartete Kabale hin, und natürlich Monsieur Robin „aus Brodneid" als den Hauptanstifter des Scandals. Aus Brodneid! Die guten Leute hatten in der Hast der Anfertigung ihrer Philippica wohl nicht an das Contradictorische einer solchen Aeußerung gedacht. Sie leisteten übrigens dadurch dem Monsieur Robin den besten Dienst; denn jeden Abend enthüllte derselbe bei gedrückt vollem Hause und einer Einnahme von ungefähr 2000 Franken die Geheimnisse des Zauberschrankes, Notabene bei offenen Schrankthüren und doppelter Beleuchtung. Den Spaß und den Erfolg kann man sich denken. Der Künstler ließ sich fesseln und binden, ganz wie die Gebrüder Davenport, rührte sich auch nicht im Allergeringsten



Digitized by Google

auf seinem Stuhle, und auf ein gegebenes Zeichen begann alsdann die Katzenmusik der Instrumente, die mit versteckten elektrischen Batterieen in Verbindung gesetzt waren. Auch der Stricke entledigte sich Monsieur Robin wie durch magische Gewalt, — kurz, ein Taschenspielerkunststück in höchster Potenz. Dann ließ er Guitarren und Trommeln durch den Saal über die Köpfe der Zuschauer spazieren, oder hängte sie frei schwebend im Raume, d. h. in der bloßen Luft auf; man sah sich die Augen wund nach etwaigen Drähten oder sonstigen Apparaten, und entdeckte nicht das Allergeringste. Selbst der große Home würde sich gewaltig verwundert haben, wenn er dies Schauspiel gesehen hätte; und doch beruhte Alles nur auf einfach-natürlichen Gesetzen der Physik und Mechanik, allerdings durch die außerordentliche Gewandtheit und Geschicklichkeit des Künstlers unterstützt. Monsieur Robin hatte sogar die Güte, uns bei einem Privatbesuche den Mechanismus seines Zauberschrankes und der selbstspielenden Instrumente auseinander zu setzen; aber am Schluß seiner Explication ereiferte er sich gewaltig, ganz gegen seine Gewohnheit — denn er ist ein Gentleman von feinen, gemessenen Manieren — und rief uns mit zornrothen Wangen zu: „Sie haben sich nun mit eigenen Augen überzeugt, meine Herren, wie Alles auf dem natürlichsten Wege zugeht, und nun kommen diese amerikanischen“ ... (ich will hier doch lieber Punkte machen) „und reden von übernatürlichem Einfluß der Geisterwelt, nennen sich Mediums und sprechen von ihrem

Digitized by Google

directen Rapport mit den unsichtbaren Wesen des Mittelreiches, deren Manifestationen sie gehorchen müssen! Und sie haben gar die grenzenlose Frechheit, dies selbst noch jetzt nach ihrem scandalösen Fiasco zu behaupten!"

Die Gebrüder Davenport bekannten sich nämlich keineswegs für besiegt, sondern kündigten nach wie vor ihre Schaustellungen an (»une heure dans les ténèbres«), aber jetzt zu dreißig Franken Entrée und auch nur für sechszig Personen auf einmal: achtzehnhundert Franken Einnahme jeden Abend. Sie bewiesen freilich dadurch, daß sie die Pariser gut kannten, die an und für sich immer schlechte Logiker sind, aber bei solchen Gelegenheiten wirklich an ihrem gesunden Verstande zweifeln lassen. So schilt, um nur ein Beispiel anzuführen, seit bald zwei Jahren jeder anständige Mensch über die Théresa-Manie und nennt es ein beklagenswerthes Zeichen verdorbenen Geschmacks, einer solchen Bänkelsängerin nachzulaufen. Dabei ist aber bis auf den heutigen Tag in dem Café-Concert der elyseischen Felder, wo sie singt, nach sechs Uhr Abends (sie tritt erst um neun Uhr auf) kein Platz mehr zu haben; und von Außen ist der Garten bis nach Mitternacht stets von vielen Tausenden belagert, so massenhaft und dichtgedrängt, daß nicht allein kein Apfel, sondern wie der Franzose sagt, keine Stecknadel zur Erde fallen kann.*)

*) Théresa schloß sogar im Herbst 1865 einen neuen Contract für das kommende Winterhalbjahr mit dem Director des Alcazar ab: dreihundert Franken für jeden Abend bei dreimaligem viertelstündigen Auftreten, — ein Honorar von über hunderttausend Franken jährlich.



Digitized by Google

Waren wir doch selbst mehrfach dort, allerdings unter dem Vorwande der „Sittenstudien“ zu „lebenden Bildern“; und als wir einst Freund Max ebenfalls dort antrafen und ihm unser Erstaunen über seine Gegenwart ausdrückten, antwortete er: „O, ich bin nur gekommen, um zu sehen, ob auch Sie sich bis hierher wagen würden.“ Und ist es mit Rigolo anders gegangen und mit dem Girardin'schen Theaterstück »les deux soeurs«? Man fand den Esel wie das Stück (die Zusammenstellung kommt mir unwillkürlich) albern und abgeschmackt, ging aber doch hin, um jenen wie dieses zu sehen, und die Directoren machten glänzende Geschäfte.

So gab es auch in Paris eine zahllose Menge Menschen, die aus bloßer Neugier den Davenport'schen Geister-Schwindel ansahen, und die obenein reich genug waren, für ihre Neugier 30 Franken zu bezahlen.

Ausgewirthschaftet hatten also die Yankees mit ihrem Zauberschranke noch nicht, trotz Monsieur Robin und dem lauten Pereat, das ihnen von Seiten des gesunden Menschenverstandes und aller derjenigen, die überhaupt noch welchen haben, geworden war; aber gerichtet und verurtheilt ist das einfältige Möbel mit seinem lebenden und todten Inhalte längst: die Gebrüder Davenport als Schwindler, ihre Schaustellungen als Schwindeleien.

Digitized by Google

# Herr Trimm und seine Geschichten.

## Herr Trimm.

Wie die großen (!) Geister sich begegnen! Zunächst freilich nur beim Coiffeur; aber Herr Edmond Lespès in der Rue Vivienne au premier ist mit seinem Miethzins von jährlich sechszehntausend Franken ein vornehmer Mann (kein Senator zahlt so hoch!) und außerdem ein denkender Kopf, »qui a fait une étude de son art,« wie er in seinen Reclamen sagt und auf seinen glacirten Adreßkarten mit Goldschrift druckt.

Seit Langem trafen wir dort im ersten Salon, wohin man geht, um einen kleinen Toiletten-Einkauf zu machen und nebenbei ein Stündchen in den weichen Fauteuils zu rauchen und zu plaudern, häufig einen jungen Mann (nicht ganz jung, aber wenn man selbst das dreißigste Jahr hinter sich hat, so nennt man gern die andern Dreißiger „junge Leute"), der stets viel neue, lustige und pikante Geschichten zu erzählen wußte,

Digitized by Google

in der Tages-Literatur sehr zu Hause war, auch sonst die manchfachsten Kenntnisse zeigte — bref, ein liebenswürdiger, interessanter Mann. Dabei sah er dem Chef des Hauses auffallend ähnlich, und wenn Monsieur Lespès manchmal durch den Saal ging, rechts und links grüßend und ein flüchtiges Wort austauschend (er hat keine Minute übrig, und hundert Köpfe, vorzüglich weibliche, warten stets angstvoll und sehnsüchtig auf ihn), so redete er auch jenen Herrn an, und zwar mit dem vertraulichen Du. Wer sie alsdann so neben einander stehen sah, hätte geschworen, es seien Brüder. Es wäre auch kein falscher Eid gewesen; denn es sind wirklich Brüder: Monsieur Edmond, der Coiffeur, und Monsieur Leo, der Schriftsteller. Später fiel mir denn auch ein, daß ich schon oft den Namen Leo Lespès in Zeitschriften und Bücher-Annoncen gesehen, und eines Morgens brachte man mir als Novität »les quatre coins de Paris«, ein interessantes, vortrefflich geschriebenes Buch über das Leben und Treiben der Weltstadt, Licht und Schattenseiten in geistreicher Schilderung und mit gemüthvollen Anklängen, als wäre ein deutscher Hauch darüber hinweggezogen. Der Verfasser lächelte, als ich ihm diesen letzten Passus meiner Kritik mittheilte, und sagte mir sehr bezeichnend: wenn nur die Pariser nicht so loses, leichtfertiges Volk wären, so schlüge ich gern häufiger jene „deutschen“ Saiten an; aber ich wage es nicht; man nennt mich so schon »le rêveur«. Dabei dürfen wir dem Leser die Notiz nicht vorenthalten, daß Leo,

Digitized by Google

als der jüngere, anfangs bei seinem ältern Bruder Edmond in's Geschäft eingetreten war, um die edele Haarkräuslerkunst zu erlernen; aber er brachte es nicht sehr weit darin. Er ließ sich zu oft mit einzelnen Kunden in literarische und ästhetische Discussionen ein, und vergaß darüber das Rasiren und Haarschneiden. Oder er recitirte den Damen Verse seines eigenen Fabrikats, anstatt sie zu frisiren, so daß endlich eines Tages Edmond ärgerlich seinem Bruder Leo erklärte, er werde nie ein bedeutender Coiffeur werden. Zugleich gab er ihm den Rath, die schon früher versuchte Schriftstellerei wieder aufzunehmen, um mit Feder, Papier und Dinte mehr Glück zu machen, als mit Rasiermesser, Kamm und Pommade. Und wie es scheint, hatte Edmond so Unrecht nicht; denn Leo machte seinen Weg recht und schlecht, und zählte bald zu den geachteten und anständigen Literaten, wenn er auch als Autor nicht auf jene hohe Ruhmesstufe gelangte, zu welcher sein Bruder sich emporgeschwungen, der ohne Widerspruch heutzutage der erste Coiffeur von Paris ist. Was das sagen will, wird auch eine deutsche Leserin verstehen und zu würdigen wissen.

Nach dem oben erwähnten Buche übrigens, das bereits im vorigen Herbste erschien, ließ Leo nichts mehr von sich hören; auch in den Pariser Zeitungen und Zeitschriften traf man ihn nicht mehr, was einigermaßen Wunder nahm, da er bedeutende bellettristische Hoffnungen erweckt hatte. Wir wenigstens, die wir während unseres langjährigen Aufenthaltes in Paris

Digitized by Google

nach und nach eine ganze Bibliothek von allen möglichen Schriften, groß und klein, über die berühmte Seinestadt und ihre Bewohner gesammelt haben (die meisten jener Schriften freilich nur zu flüchtiger Lectüre und nur wenige zu dauerndem Nutzen), wir haben ausnahmsweise die »quatre coins de Paris« besonders zurückgelegt, in der Absicht, das eine oder andere jener Capitel vielleicht später zu einem „lebenden Bilde" zu verarbeiten.

Im Frühling 1864 nahmen darauf die neugegründeten Tages- und Wochenblätter »à bon marché« die Lesewelt sehr in Anspruch, so vor allen ‚Le Petit Journal', ‚Le Grand Journal', ‚Le Journal Illustré' u. s. w., und Leo Lespès wurde über allen diesen neuen Erscheinungen vollends vergessen, zumal man ihn auch nicht mehr im Salon seines Bruders traf, wie früher. Fragte man diesen, wie es dem Leo gehe, so bekam man stets die lakonische Antwort: »il va bien, il travaille«. Auf weitere Détails konnte sich Monsieur Edmond nicht einlassen; denn er war seit seiner Ernennung zum »coiffeur de l'Impératrice« noch beschäftigter und beanspruchter denn je zuvor.

‚Le Petit Journal' hatte bekanntlich einen außerordentlichen Erfolg, und zwar von der Reclame ganz abgesehen, die natürlich auch hier, wie stets, übertrieb und vergrößerte. Man fand das kleine Blatt überall, in jedem Hause, unten beim Portier wie oben im Salon, in der Equipage in den Händen eleganter Damen und auf dem Bock in der Tasche des Kutschers. Die

Digitized by Google

kleinen Ladenmädchen durchblickten es flüchtig, wenn gerade keine Käufer im Magazin waren, die »Calicots« nicht minder; die Commiſſionaire an den Straßenecken hatten ihr Exemplar, und die vornehme Welt der Boulevard-Kaffeehäuſer verlangte Nachmittags zwiſchen vier und fünf Uhr: »d'abord le petit journal« — dann erſt ihren Abſinth, Curaçao, oder was die Herren ſonſt nach Pariſer Sitte vor dem Diner zu trinken pflegen. Nach fünf war nirgends mehr eine Nummer zu haben, und die Zeitungsfrau an der Paſſage de l'Opéra, meine alte Freundin, ſagte mir damals mit wichtiger Miene: »ce petit journal, Monsieur, c'est un grand évènement! c'est moi qui vous le dis«. Das kleine Blatt war auch wirklich gut geſchrieben und amüſant obenein, und dann (ein ſehr wichtiger Punkt!) durchaus anſtändig und angemeſſen: »convenable« ſagen wir hier. Dieſem letztern dürfen wir freilich nicht allzu ſehr auf den Grund gehen, und nicht weiter nachforſchen, ob jenes äußere decente Gewand mehr zur Umhüllung diente, und um das honette Leſe-Publicum, das, Gott Lob, auch in Paris nicht gering iſt, zu beſtechen und zu gewinnen, oder ob wirklich Redaction und Herausgeber einen höhern, edelern Zweck verfolgten, denjenigen nämlich, durch eine anſtändige Tageslectüre auf die Moralität der Maſſen zu wirken und ſo dem verderblichen Einfluß der ſchlechten und unmoraliſchen Schreibereien, mit denen wir hier nach wie vor überſchwemmt werden, zu ſteuern. Wie geſagt, wir dürfen in dieſer Beziehung nicht allzu ſtrenge kritiſiren und

Digitized by Google

analysiren; wir neigen uns lieber, im Hinblick auf den praktisch-günstigen Erfolg, auf die Seite des letztern Motivs, wenn auch nur, um das Gute auf diesem Gebiete, wo es sich zeigt, sofort froh und mit Anerkennung zu constatiren.

Vorzüglich waren es die Hauptartikel, jedes Mal zu Anfang des Blattes (der „Premier-Paris" würde man in einer politischen Zeitung sagen), die dem ‚Petit Journal' gleich von seinem ersten Erscheinen an einen so großen und wohlwollenden Leserkreis verschafften, und das mit vollem Recht, denn jene Artikel waren und sind durchweg vortrefflich geschrieben. Sie behandeln so ziemlich Alles, was in dem bunten, vielbewegten theatrum mundi von Paris über die Scene des Tages zieht: heute eine kleine Geschichte, morgen den Nekrolog eines bedeutenden Todten; dann wieder eine neue Erfindung von allgemeiner Wichtigkeit, oder auch die Besprechung einer socialen Frage; Kunstkritiken, Naturschilderungen, und dann wieder einmal eine kleine Geschichte. Alles ist anziehend, oft fesselnd dargestellt; dabei stets populär und allgemein verständlich, und schließlich mit einer moralischen Tendenz, oder wenn das nicht, und wo der Gegenstand dazu nicht leicht und bequem die Hand bietet, so doch in gemüthlicher Fassung und Färbung, auch ein freundliches, wohlgemeintes Hoffnungs- oder Trosteswort zum Abschied. Sie waren sämmtlich von einem und demselben Verfasser unterzeichnet, der sich Thimothée Trimm nannte, — entschieden ein Pseudonym, da dieser Name

Digitized by Google

bis dahin ganz unbekannt war. Aber er konnte kein Neuling am Schreibtische sein; denn er führte die Feder so geschickt, wie ein alter Soldat den Degen.

Man fragte vielfach nach dem eigentlichen Namen des Monsieur Trimm, aber man erfuhr nichts Bestimmtes, und wollte auch wieder denen nicht auf's Wort glauben, die geheimnißvoll versicherten, Niemand anders sei der Verfasser als Louis Veuillot, Méry oder About. Herr Trimm schrieb unterdessen fleißig fort, und hat seit dem Erscheinen des ‚Petit Journal' bis heute Tag für Tag seinen Platz behauptet, auch nicht einen einzigen Tag gefehlt. Der große Erfolg des Blattes ist gewiß zumeist auf seine Rechnung zu setzen. Wahrlich keine Kleinigkeit, täglich Material für vier Zeitungsspalten zu liefern und in jeder Nummer etwas Neues, Interessantes oder Amüsantes; auch Ton, Ausdruck und Schreibweise von Zeit zu Zeit zu wechseln, um nicht einförmig, und ach — sprechen wir das für uns Feuilletonisten schreckliche Wort nur aus: um nicht langweilig zu werden. Und das Alles einem verwöhnten Publicum gegenüber, das, wie ein verzogenes Muttersöhnchen, anspruchsvoll und launisch, heute Blumenkränze und morgen faule Aepfel für Jeden bereit hält, der irgendwie an die Oeffentlichkeit tritt, und das sich dabei „bescheiden" das erste der Welt nennt. Monsieur Trimm hat sie aber Alle zu gewinnen und zu versöhnen gewußt, und Hunderttausende danken ihm an jedem Nachmittage zehn angenehme und heitere, oder auch belehrende und oft sogar erbauliche Minuten. Jeder

Digitized by Google

bedauert, daß der freundliche, liebenswürdige Gast, der so hübsch zu plaudern und zu erzählen weiß, nicht etwas länger bleibt, und Jeder tröstet sich mit dem Wiedersehen auf morgen.

Der Leser kennt uns längst, sonst könnte er leicht glauben, das vorliegende Capitel sei eine geschickte Reclame für das ‚Petit Journal', die uns Herr Millaud, der Besitzer und Herausgeber, nach einem guten Diner bei Véry oder Véfour mit Hülfe einer Flasche Cliquot abzuschwatzen gewußt habe. Aber dem ist nicht so, obwohl es mit dem Diner so halb und halb seine Richtigkeit hat, nur daß Herr Trimm mit von der Gesellschaft und eigentlich die Hauptperson war.

Wir hatten ihn nämlich doch endlich ausfindig gemacht, und die Scharfsichtigen unter meinen Lesern haben ihn ebenfalls wohl schon errathen. Aber ich muß durchaus kurz erzählen, wie es zuging, zumal ich dadurch Gelegenheit finde, wieder einmal jene bedeutende Persönlichkeit in meinen Bericht einzuflechten, ohne die hier bei uns in literarischen Kreisen nichts Wichtiges passiren kann: Alexander Dumas.

In der oben erwähnten Zeit trafen wir eines Tages den größten aller Romanciers im Salon bei Lespès; eine außerordentliche Seltenheit, wenigstens in jener Nachmittagsstunde. Denn Dumas, der damals in sechs oder acht Blätter zugleich schrieb (oder schreiben ließ), war buchstäblich, wie er selbst sagte, von Sonnen-Aufgang bis Untergang beschäftigt, (er vergleicht sich häufig und gern mit der Sonne) und nur die spätesten Abend-

Digitized by Google

ſtunden gehörten ſeinen Freunden. Zu Lespès kommt er überhaupt nur dann und wann und ganz incognito, und auch nicht, um zu plaudern, — er käme ſonſt im Leben nicht wieder fort, — ſondern nur, um ſein volles Haupthaar, das bis dato allen Stürmen getrotzt hat, ſtutzen zu laſſen. Dabei erzählt man ſich, daß Monſieur Edmond manchmal gar zu ſtark ſtutzt und heimlich hie und da ein nichts weniger als überflüſſiges Löckchen entfernt, und daß er derartige Reliquien bis nach Petersburg, New-York und Rio ſendet, und ſie ſich mit Gold aufwiegen läßt — doch wir dürfen nicht indiscret ſein.

An jenem Tage trat der berühmte Mann aber doch einen Augenblick zu uns; wir erhoben uns ſofort ehrerbietig von unſern Sitzen . . . „ein König iſt unter uns!“ fiel mir aus Schillers Geiſterſeher ein. »Restez assis, restez assis, chers,« ſagte er gnädig und zog haſtig Leo Lespès, der zufällig auch zugegen war, in die Fenſterbrüſtung . . . »Cher Trimm,« redete er ihn an — mehr hörte ich nicht; aber das eine kleine Wort Trimm war mir genug, denn es war eine vollſtändige Enthüllung. Ich hatte mich von meinem Erſtaunen und meiner Freude über die unverhoffte glückliche Entdeckung noch nicht erholt, als Dumas bereits, grüßend und händeſchüttelnd und lebhaft geſticulirend, davon gegangen war.

Nun war es an mir, den guten Leo »mon cher Trimm« anzureden und ihm namentlich Vorwürfe zu machen, ſo lange Verſteck geſpielt und ſelbſt dem Freun-

Digitized by Google

deskreise in der Rue Vivienne die Lösung des Räthsels vorenthalten zu haben. Dabei wunderte ich mich zugleich über mich selbst, daß ich nicht längst den Verfasser der »quatre coins de Paris« in den Trimm'schen Artikeln erkannt hatte, und auch die Uebrigen waren meiner Ansicht, denn die anonyme Autorschaft des Hauptmitarbeiters am ‚Petit Journal' wurde nun bald ein öffentliches Geheimniß.

„Und Sie selbst," fragte mich Lespès, den ich von nun an aber Trimm nennen werde, „was treiben Sie und was schreiben Sie?" Trimm kannte von früher meine literarischen Beschäftigungen; er versteht sogar etwas deutsch und hatte auch schon dann und wann eine „Chronik" von mir gelesen. Zufällig hatte ich meinen letzten Artikel in der Tasche: über die Bäder von Enghien, bei Paris. »Tiens!« rief er aus, so wie er den ersten Blick darauf geworfen, »les beaux esprits se rencontrent! Sie werden diesen Abend auch von mir einen Artikel über Enghien im ‚Petit Journal' finden." Und jetzt sieht auch der Leser, wie die Worte zu verstehen sind, mit denen wir dies Capitel anfingen: Wie die großen Geister sich begegnen!

Später lachte Trimm nicht wenig über die Art und Weise, wie ich die Bäder und Badekuren von Enghien geschildert. Ich hatte nämlich die Heilquellen als sehr unschuldig dargestellt, was sie auch eigentlich sind, und mich über die Pariser lustig gemacht, die mit großer Ostentation nach dem zwei Meilen entfernt liegenden Enghien ziehen und sich dort zwei Mo-

Digitized by Google

nate aufhalten, bloß um später im Herbst von ihrer „Badereise“ erzählen zu können. Ich war vielleicht etwas zu weit gegangen; Trimm wenigstens behauptete, daß die Quellen denn doch kräftiger als „lauwarm Wasser“ seien. Er citirte aus seinem eigenen Artikel die kranke Gräfin, die den Bädern von Enghien ihre Genesung verdankte. Wir wollen die kleine Anekdote um so lieber nacherzählen, weil wir uns dadurch unserm eigentlichen Zwecke nähern, nämlich dem Leser ein paar Geschichten von Trimm mitzutheilen.

Vor mehr als dreißig Jahren, als die Eisenbahnen kaum im Entstehen waren, kam eines Tages ein vornehmer Reisewagen in Wien an und fuhr direct vor das Haus des berühmtesten Arztes der Hauptstadt (dessen Namen Trimm leider nicht nennt). Die Diener hoben mit ängstlicher Sorgfalt eine zarte Dame aus den weichen Kissen und trugen sie die Treppe hinauf in das Sprechzimmer des Doctors. Nachdem dieser die Krankengeschichte der Leidenden aufmerksam angehört, sagte er nach langem Besinnen: „Ihr Zustand ist zu bedenklich und Sie sind zu schwach, als daß ich Ihnen sofort den Besuch eines unserer gewöhnlichen Badeorte empfehlen könnte. Sie bedürfen eines sanften, aber trotzdem heilkräftigen Wassers. Ich kenne nur ein solches, nur eines in ganz Europa, freilich fern von hier. Aber ich rathe Ihnen dennoch, die weite Reise nicht zu scheuen: es sind dies die Schwefelbäder von Enghien, dicht bei Paris.“ So der Doctor. Bei dem Worte Enghien stieß die Kranke einen leisen Schrei aus

Digitized by Google

und rief im höchsten Erstaunen: „Enghien, sagen Sie, bei Paris? Lieber Gott, da hätte ich mir die Reise sparen können; mein Schloß liegt Enghien gegenüber. Ich bin die Herzogin von Montmorency.“ Die Kranke kehrte auch sofort nach Hause zurück, machte eine Badekur in Enghien und wurde vollkommen gesund. „Das Letztere ist übrigens selbstverständlich,“ bemerkt Trimm sehr richtig, wenn auch ziemlich naiv. Der Geschichte würde sonst der passende Schluß fehlen, und die Gelehrsamkeit des Wiener Doctors, die jetzt in ihrem vollen Lichte glänzt, wie nicht minder die Heilkraft der genannten Quellen dann sehr zweifelhaft erscheinen. Die berühmtesten Pariser Aerzte hatten nämlich der Herzogin alle möglichen Kuren verordnet; aber nicht einer von ihnen hatte an Enghien, das allerdings damals kaum bekannt war, gedacht.

So schrieb denn Trimm mehrere Jahre lang täglich seinen Artikel im ‚Petit Journal‘, das nach und nach dadurch zu einem großen wurde und endlich zu einer Abonnentenzahl gelangte, wie sie noch nie ein anderes Blatt in Paris besessen. Gegen Ende des Jahres 1865 betrug dieselbe über 250,000. Dieselbe Nummer wurde vier, fünf und sechs Mal gesetzt, und das Personal in den Druckereien, in den verschiedenen Bureaux und in der Administration und Expedition war auf zwölfhundert Menschen angewachsen. Tag und Nacht gingen die Dampfpressen, und Extrapostwagen jagten jeden Nachmittag über die Boulevards nach den verschiedenen Bahnhöfen, um die ungeheuern Ballen, die für das

Digitized by Google

übrige Frankreich bestimmt waren, abzuliefern. Zuletzt war kein Städtchen, kein Dorf im ganzen Kaiserreich, wo nicht das ‚Petit Journal' gelesen wurde. Thimothée Trimm erlangte dadurch eine Popularität, wie sie wohl kaum ein Schriftsteller in Frankreich, mit alleiniger Ausnahme von Dumas, jemals besessen hat.

Die Seele des Ganzen, so weit es sich nämlich um das Geld handelte, also um die Hauptsache, den nervus rerum, war der reiche Banquier Millaud, der, wie man sagte, gleich von Anfang an mehr als zwei Millionen in das Unternehmen hineingesteckt hatte, das ihm reichliche Zinsen eintrug. Denn außer dem ‚Petit Journal' wurde noch das ‚Journal Illustré' geschaffen, bald darauf ‚La Semaine Politique', ein politischer Wochenbericht, ferner ‚La Semaine Littéraire', ein bellettristisches Blatt. Endlich erschien als Krone des Ganzen ‚Le Soleil', ein Universalblatt, das, wie der Prospectus andeutete, zwölf Journale in sich vereinigen sollte.

Daß viel Reclame, viel „Sand in die Augen" mit unterlief, ist so natürlich, daß wir wohl kaum nöthig haben, dies beizufügen, oder gar besonders zu motiviren; aber das Millaud'sche Unternehmen repräsentirte doch eine Centralisation der Tagespresse, wie sie in so großartigem Maßstabe, wenigstens in Frankreich, noch nie dagewesen war.

Der Rückschlag, die Reaction, konnte mithin nicht ausbleiben, schon um der übergewaltigen, Alles erdrückenden Omnipotenz zu steuern, die jede Concurrenz



Digitized by Google

unmöglich zu machen drohte. Andere Tagesblätter erschienen, oft in einem Monat zu Dutzenden, grüßten flüchtig und verschwanden, wie der Dichter singt: „und schnell war ihre Spur verloren, sobald das Mädchen (d. h. das Blatt) Abschied nahm.“ Als das nicht half, wurde den Millaud'schen Blättern der Krieg erklärt und eine Polemik gegen dieselben eröffnet, die durch ihre Maßlosigkeit erst recht die Bedeutung der Angegriffenen in's Licht stellte. Wie in der commerciellen Welt, so war auch hier nur durch bessere Waare der mittelmäßigen abzuhelfen, aber was die Gegner mittelmäßig nannten, konnten sie leider durch nichts Besseres ersetzen. Dennoch scheint jetzt, zu Ostern 1866, wo wir dies schreiben, der Stern Millaud's und Trimm's zu erbleichen; in Bezug auf den Letztern namentlich kein Wunder, denn Thimotheus ist längst an seinem tausendsten Artikel angekommen und hat nicht einen Tag ausgesetzt, nicht *einen*! — über drei Jahre lang. Mit Recht, und nicht ohne Selbstbewußtsein, sagte er daher zu seinen Concurrenten: „Erst macht es mir nach, und dann wollen wir sehen, wie ihr bestanden habt.“

Und deshalb bieten wir hier unsern Lesern ein paar Geschichten von Trimm, der, wenn auch nur als literarisches Curiosum unserer Zeit, einen besondern, originellen Platz einnimmt. Wir wählen unter der Menge vielleicht nicht gerade die besten, sondern mehr diejenigen, welche die dreifache Seite des Autors am deutlichsten zeigen: die Pariser Sittenstudien, alsdann die

Digitized by Google

gemüthliche populäre Erzählung, und diejenige mit vorwiegend moralischer Tendenz, ferner der leichte, lose Scherz und endlich die bloße Geschichte zum Lachen.

Wir weichen dadurch vielleicht etwas von unserm vorgeschriebenen Plane der „Lebenden Bilder“ ab, indeß nur scheinbar; denn auch diese Geschichten, denen stets französische Sitten und Anschauungsweisen zu Grunde liegen, verdienen ganz jenen Namen. Ein anderes ist es um unsere Mitarbeit, die wir durchaus einräumen müssen. Denn wir haben gar manches verändert oder auch ganz weggelassen, und ferner von dem Unserigen nicht wenig hinzugethan; Alles, selbstverständlich, nicht um zu verbessern, sondern nur um den Text dem deutschen Geschmack, wenigstens demjenigen unseres Leserkreises, mehr anzupassen.

Und nun, nach fast überlanger Einleitung, lassen wir den Vorhang aufgehen.

## I.

### Zwei junge Leute aus der großen Welt.

Mit jedem Winter erscheint auf den Pariser Trottoirs eine eigenthümliche und interessante Menschensorte, die ein einträgliches Handwerk treibt, das freilich nicht auf der Polizei-Präfectur registrirt ist: eine Art Lazzaroni in Mütze und Blouse, jene oft ohne Schirm, diese noch häufiger buntfarbig geflickt; kecke, unterneh-



Digitized by Google

mende Burſchen, aber manierlich und ſehr zuvorkommend, wenn man ſie anredet.

Im vorigen Jahr, um die Weihnachtszeit, traf ich zufällig mit zweien von ihnen zuſammen. Sie ſaßen auf einer Bank vor einem Café und plauderten, und ich hatte mich, des ſchönen Wetters wegen, ebenfalls draußen hingeſetzt. Der Eine rauchte aus einer kurzen Pfeife „ſündhaften Corporal", der Andere aß ein großes Stück Schwarzbrod und eine Knackwurſt dazu: zwei echte Proletarier. Aber ihre Unterhaltung war das Gegentheil ihrer äußern Erſcheinung. Sie drehten mir den Rücken und ahnten wohl nicht, daß ich ſie belauſchte. — „Warſt du geſtern Abend bei Rothſchild?" fragte der Eine. — „Gewiß," entgegnete der Andere, „du weißt ja, daß ich dort nie fehle." — „War es ſehr voll?" — „Nicht ſo viel Menſchen wie gewöhnlich." — „Du biſt alſo nicht zufrieden mit deinem Abend?" — „O doch; ich habe Pereire und Salamanca dort getroffen, den Herzog von Galiéra und den Grafen von Saint-Simon, lauter gute Bekannte. Das hat mich gerettet." — „Ich," begann der Erſte nach einer Pauſe, und klopfte ſeine kurze Pfeife aus, „ich war auf der engliſchen Geſandtſchaft; ihr mögt ſagen was ihr wollt, dort iſt doch die feinſte Geſellſchaft." — „Du kannſt Recht haben," entgegnete der Andere und ſchob das letzte Stück ſeiner Brodrinde in den Mund; auch mir haben die Geſandtſchaften ſtets viel eingetragen." — „Natürlich, denn es ſind vornehmere Leute, als die bloßen Banquiers; der päpſt-

Digitized by Google

liche Nuntius, Fürst Metternich, überhaupt das diplomatische Corps, das sind die besten Kunden für uns."

Ich sah mir die Burschen, die so befremdliches Zeug redeten, von neuem an, und wußte wirklich nicht, was ich von ihnen halten sollte. Es sind vielleicht verkleidete Prinzen, sagte ich zu mir selbst, oder sonst vornehme junge Leute, die incognito auf Sittenstudien ausgehen; vielleicht Russen, die stets in Paris eine besondere Vorliebe zeigen für abenteuerliche Geschichten.

Ich beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen und das Räthsel wo möglich sofort zu lösen. „Kameraden," sagte ich, und machte eine Bewegung, damit sie sich umdrehten, „ihr begeht eine große Unvorsichtigkeit." — Sie schauten mich verwundert an. — „Der eine von euch ißt," fuhr ich fort, „und der andere raucht, und keiner von euch Beiden denkt daran, zu trinken." — „Wir haben wohl daran gedacht, Bourgeois," erwiderte der Eine, „aber der Gedanke allein genügt nicht, und die Zeiten sind schlecht. Das Geld, das mir letzthin der Herzog von Gramont-Caderousse im Jockey-Club gegeben, ist längst daraufgegangen." — „Und was ich von der Gräfin Chevreuse auf dem letzten Ball bei Pillet-Will erhalten, ebenfalls," ergänzte der Andere.

Ich ließ einen Liter Wein und Gläser bringen und lud die wunderlichen „Herren" zum Trinken ein. Sie ließen sich auch nicht lange nöthigen. Als die Flasche beinahe leer war, hielt ich den Moment für günstig, mit meinen Fragen zu beginnen.

Digitized by Google

„Ihr kennt viel vornehme Leute," fing ich an, „denn ihr spracht dort auf der Bank so laut, daß ich fast gegen meine Absicht zuhören mußte."

„O, wir machen gar kein Geheimniß aus unsern Bekanntschaften. Auch haben Sie recht, Bourgeois: viel vornehme Leute. Wir kommen so ziemlich überall hin; bald sind wir im Faubourg Saint-Germain, bald im Faubourg Saint-Honoré. Aber wir sind oft matt und müde von all den Bällen und Gesellschaften, und zur Maskeradenzeit wird es erst recht lebendig werden."

„Ja, das Leben, was wir führen, ist fatiguant," sprach der Andere weiter, „und ich habe mich nie gewundert, wenn ich am Ende der Saison hörte, daß manche zarte Dame, die zu viel Bälle und Soiréen mitgemacht, brustkrank geworden oder gar gestorben sei."

„Seht ihr denn viel schöne Damen?" fragte ich neugierig.

„Gewiß sehen wir viele, und früher, als alle übrigen; wir sehen sie in der ganzen Frische ihrer Toiletten, wenn noch kein Volant an ihrem Ballkleide zerzaust und noch keine Blume aus ihrem Kopfputz gefallen ist."

Wer in aller Welt mögen die Leute sein, sagte ich zu mir selbst, und winkte dem Kellner, einen zweiten Liter zu bringen, um ihnen die Zunge noch besser zu lösen.

„Ein ander Mal, Bourgeois," riefen sie, als sie meine Absicht merkten, „wir wollen nach Hause gehen

Digitized by Google

und uns ausruhen. Morgen ist großer Ball bei Madame Errazu, oben am Rond-Point de l'Etoile, und da dürfen wir nicht fehlen. Wir werden schon die Ehre haben, Sie wiederzusehen; denn Sie gehen doch gewiß auch in die großen Gesellschaften; vielleicht beim Duc de Morny, oder bei der Comtesse Walewska."

Bei diesen Worten standen sie auf, rückten die Mützen und eilten davon. Ich hatte das Nachsehen und bezahlte fast ärgerlich die Flasche Wein: denn sie hatte mir nicht genügend zu meinem Zwecke verholfen. In den darauf folgenden Tagen dachte ich oft an meine beiden sonderbaren Bekannten, die von Grafen und Herzögen, von Rothschild und Pereire wie von ihres Gleichen redeten, und mir fiel dabei stets der Fürst Rudolf aus den „Geheimnissen von Paris" ein, der ja auch, als Proletarier verkleidet, in die untersten Schichten der Pariser Bevölkerung hinabstieg und die unglaublichsten Abenteuer bestand.

Endlich sollte ich die gewünschte Aufklärung bekommen. Ich gehe eines Abends durch die Rue de la Paix und sehe ein hell erleuchtetes Haus auf dem Vendôme-Platze: es war großer Ball beim Marquis d'Aguado. Ich trete näher und bleibe eine Weile, ganz wie ein Kleinstädter, auf dem Trottoir stehen, um die anfahrenden Equipagen, d. h. ihren Inhalt zu betrachten. Plötzlich sehe ich meine zwei räthselhaften Unbekannten, sauber und anständig gekleidet und, was die Hauptsache war, in voller Function. So wie ein

Digitized by Google

Wagen vorfuhr und bevor noch der Lakai herabgesprungen war, hatte der Eine schon den Schlag geöffnet und den Tritt herabgelassen; der Andere entrollte blitzschnell ein Stück Teppich bis zur Hausthür, und eine Dame in blendender Toilette hüpfte leichtfüßig hinüber: in der profanen Umgebung des Trottoir-Publicums eine Erscheinung wie aus einer höhern Welt. Der nachfolgende Herr gab alsdann einem der Burschen ein Trinkgeld ... »Merci, mon prince!« und schon öffnen sie einen zweiten Kutschenschlag. Die Scene spielt von neuem ... »Merci, mon ambassadeur!« und so fort. Sie sparen die Titel nicht bei ihrem Dank, aber unter den „Baron" gehen sie nie. So weit die erste Hälfte ihres Amtes, in der sie leider vielfach von den herrschaftlichen Bedienten beeinträchtigt werden, die natürlich ebenfalls ihre Pflicht thun. Das Regenwetter bietet dabei unsern Industrierittern eine neue Chance, und ein großer Familienschirm, den sie sofort aufspannen, erhöht ihre Einnahmen. Die zweite Hälfte ihrer Functionen bezieht sich auf das Ende des Balles. Alsdann, gegen drei, vier Uhr Morgens, melden sie die Wagen im Vestibüle und in den Vorzimmern an, oder sie eilen auch an die verschiedenen Stationsplätze, wo die Equipagen halten, und lassen vorfahren. Bei dieser Gelegenheit hören sie denn auch die Namen und Titel der Gäste und merken sich dieselben für ein anderes Mal. Auch mit den Domestiken machen sie Bekanntschaft und bewachen die Pferde, während Kutscher und Bedienten beim nahen Marchand de vins ihre

Digitized by Google

Partie Piquet ſpielen: dieſer Liebesdienſt iſt ebenfalls ein Trinkgeld werth.

Das alſo waren meine „Herren“ von neulich: ouvreurs de portières! (der fließende deutſche Ausdruck dafür will mir nicht gleich in die Feder; etwa Kutſchenſchlag-Oeffner?) — nichts mehr und nichts weniger als das. Der freundliche Leſer hat vielleicht nach der obigen Einleitung etwas Bedeutenderes erwartet; dann bedauere ich, daß meine Löſung eine ſo proſaiſche iſt. Aber dieſe Burſchen bilden eben auch einen von den vielen hundert Typen der Weltſtadt und gehören zu der unzähligen Legion Derjenigen in Paris, die von der Hand in den Mund leben und nie für den nächſten Tag ſorgen.

Später begegnete ich noch ein Mal einem meiner beiden Ritter; er erkannte mich ſofort und grüßte mich wie ein Gentleman. Ich fragte nach ſeinem Befinden und wie die Geſchäfte gingen. „Herr Graf,“ antwortete er, und machte dabei eine Miene, wie ein bankerotter Kaufmann, „es iſt ein wahres Unglück; wir kommen auf keinen grünen Zweig; es geht uns, wie überall im Handel und in der Induſtrie: die Concurrenz bringt uns um.“

Digitized by Google

## II.

## Das Hemd der Glücklichen.

Der Glücklichen, d. h. der glücklichen Frau, und nicht des Glücklichen, denn diese Geschichte, kennt bereits Jeder. Und doch will ich sie kurz voraufschicken, zum bessern Verständniß der meinigen.

Im fernen Orient lebte vor vielen hundert Jahren ein König, der wurde krank (auch ein König kann krank werden) und immer schlimmer krank bis zum Sterben (auch ein König muß sterben, wie andere ehrliche und unehrliche Leute). Alle Aerzte des Königreichs umstanden sein Bett, aber keiner wußte Rath. Da erschien plötzlich ungerufen ein steinalter Derwisch, den Niemand kannte und von dem Niemand wußte, woher er kam, und der sagte: „Es gibt noch ein Mittel, den König zu retten; er muß das Hemd eines Glücklichen anziehen!“ — „Wenn nichts weiter! — das ist leicht zu thun,“ sagte der kranke Monarch, „ich habe ja mein ganzes Volk glücklich gemacht, wie wenigstens meine Vezire mir stets versichern.“ — Als man aber umherfragte, war Keiner im Lande ganz und wirklich glücklich; denn Jedem blieb etwas zu wünschen übrig. Der König zog wohl ein Hemd nach dem andern an und aus, aber er konnte nicht genesen, im Gegentheil das viele An- und Ausziehen machte ihn immer schwächer. Endlich, endlich fand ein

Digitized by Google

treuer Diener, der weit, weit nach dem Hemd umhergereist war, einen Glücklichen; es war dies ein armer Bauersmann, der luſtig und vergnügt bei ſeiner Feldarbeit ſang, luſtig und vergnügt ſein ſchwarzes Brod dazu aß, und auf die Frage, ob er glücklich ſei, ein eben ſo luſtiges und vergnügtes Ja antwortete. Aber, aber, als der Diener haſtig ſein Hemd verlangte, und ihm einen ſchweren Beutel voll Gold dafür bot, da lachte der Bauersmann, denn unter ſeinem groben Kittel hatte er kein Hemd; — und ſo mußte der große, mächtige König im Orient ſterben, weil der einzige „Glückliche“ ſeines Reichs kein Hemd beſaß. — ....

Wer hätte nun wohl gedacht, daß dieſe Geſchichte ſich in unſern Tagen wiederholen würde, und zwar bei uns zu Lande, denn ſie ſpielt halb in Paris und halb in Italien.

Vor mehrern Jahren wohnte in der Rue de la Paix eine Dame, reich, vornehm, jung und ſchön, und wegen ihrer Geiſtes- und Herzenseigenſchaften allgemein verehrt. Man nannte ſie vielfach die glücklichſte Frau der Welt; aber man irrte ſich, denn ſie war nichts weniger als glücklich. Freilich konnte ſie auch nicht genau ſagen, was und wo es ihr fehlte; heute war es Langeweile, morgen übele Laune, oder auch Mißmuth und Verdrießlichkeit über nichts und wieder nichts — ich hätte ihr leicht den wahren Grund von all dem ſagen können: ſie war zu ſehr verzogen vom Schickſal. Ihr leiſeſter Wunſch erfüllte ſich, oft bevor ſie ihn ausgeſprochen; kein Steinchen, nicht das kleinſte, lag

Digitized by Google

auf ihren glatten, blumigen Wegen — kurzum, so komiſch es klingt, ſie war zu glücklich, um glücklich zu ſein.

Da las ſie eines Tages zufällig die Geſchichte von dem Hemde des Glücklichen. „Jene Leute haben es ungeſchickt angefangen," rief die Dame lebhaft; „nicht unter den Männern, die nie zufrieden ſind, ſondern unter den Frauen hätten ſie den Glücklichen ſuchen müſſen; die Frauen ſind beſcheidener, anſpruchsloſer und einfacher in ihren Hoffnungen und Wünſchen." An ſich ſelbſt dachte ſie wohl in jenem Augenblicke nicht. „Was gilt's, ich finde das Hemd einer Glücklichen und das hier in Paris, vielleicht gar in meiner Straße!"

Sie ließ anſpannen und fuhr zu einer Sängerin, mit der ſie befreundet war und die ebenfalls in der Rue de la Paix wohnte. Dieſe Sängerin war zur Zeit wohl die berühmteſte in Paris und in ganz Frankreich; wo ſie ſich ſehen ließ, überſchüttete man ſie mit Huldigungen und Blumen. Fürſten und hohe Herren drängten ſich in ihrem Vorzimmer, um die Ehre zu haben, ihr aufzuwarten, und in den Zeitungen redete man von ihr wie von einem überirdiſchen Weſen. — „Ach!" antwortete die Diva, als unſere kleine Dame den Zweck ihres Beſuches erklärte, „wenn die Bravos, die Kränze und Bouquets und die gedruckten Lobpreiſungen glücklich machten (geſtern Abend ließ man ſogar mir zu Ehren weiße Tauben im Opernſaal fliegen), ſo wäre ich es gewiß. Aber ſeit acht Tagen verfolgt und

Digitized by Google

quält mich ein schrecklicher Gedanke. In Mailand ist kürzlich eine junge unbekannte Sängerin aufgetreten, schön wie ein Engel und mit einer Stimme, wie man auf der Welt noch keine ähnliche gehört hat; ich glaube, unser Director hat sie bereits heimlich engagirt .... Nein, meine Theuere! Ich bin weit davon entfernt, glücklich zu sein!"

Die kleine Dame fuhr darauf zu einer andern Freundin, der Ducheſſe Marie, einer reichen, jungen Erbin, glänzend vermählt, und eine der koſtbarſten Perlen in allen Salons des noblen Faubourg. „Ich bin nicht glücklich," ſagte die Ducheſſe, „denn ich bin eine Sklavin der Etiquette und der Form. Mein Mann will mir nicht einmal erlauben, auf den Boulevards ſpazieren zu gehen, wie alle andern Leute; er ſagt, das ſchicke ſich nicht für mich. Und nicht einen Abend kann ich ſtill und ruhig zu Hauſe bleiben, immer von einer Soirée in die andere, und dabei die langweiligen, umſtändlichen Toiletten ... Sie ſehen, jede Andere mag glücklich ſein, aber ich bin es nicht!"

Unſer weiblicher Columbus ſetzte, wenn auch etwas entmuthigt, ſeine Entdeckungsreiſe fort, und befragte eine Griſette, aber eine anſtändige, die immer ſeltener werden. Das junge Mädchen war eine geſchickte Arbeiterin und litt keinen Mangel, denn ſie wohnte bei ihren Eltern. Ihr Verlobter war ein ehrbarer junger Mann, der ein eigenes Geſchäft etablirt hatte; ſie liebten ſich ſehr und in vierzehn Tagen ſollte die Hochzeit ſein. Aber auch die kleine Griſette war nichts

Digitized by Google

weniger als glücklich. „Ach, mir fehlt gar viel, um glücklich zu sein," sagte sie traurig. „Wenn nur die lange Woche zwei Sonntage hätte, statt des einen, so wär' ich schon zufriedener. Aber auf meinen Schatz bin ich böse, denn er will mir den neuen Hut nicht kaufen, um den ich ihn so lange gebeten habe. Wer weiß, vielleicht heirath' ich ihn gar nicht."

Columbus wurde immer verzagter und tiefsinniger; es galt einen letzten Versuch. Diesmal richtete sich die ominöse Frage an eine alte siebenzigjährige respectable Frau, die ein reiches Leben hinter sich hatte, in welchem sie gewiß viel Gutes gethan. Vielleicht, daß sich diese, an der Schwelle des Grabes und am Schlusse einer gesegneten Laufbahn glücklich nennen konnte. Weit gefehlt! „Nichts wie Unglück und Unglück!" rief die Alte; „meine letzte Hoffnung war die Lotterie Saint-Point, und denken Sie sich, die Nummer 11057 gewinnt das große Loos, Hunderttausend Franken! und ich hatte die Nummer 11056! Nichts wie Unglück und Unglück!"

Nun wurde die kleine Dame aus der Rue de la Paix völlig kleinlaut und weinte fast, als gerade ihr Beichtvater zu einem Besuch in ihr Zimmer trat. Diesem klagte sie ihr Leid, freilich ohne von der seltsamen Idee des Hemdes etwas zu erwähnen. Der würdige Priester lächelte. „Weshalb haben Sie mir das nicht gleich gesagt", erwiderte er, „ich hätte Ihnen die glückliche Frau nachgewiesen, denn ich kenne sie wohl."

Digitized by Google

„Sie kennen sie, mon père? Bitte, bitte, geben Sie mir geschwind ihre Adresse!“

„Augenblicklich ist sie nicht in Paris; sie ist in Italien bei unserer Armee!“

„Und ihr Name?“

„Comtesse Amélie de Grandval.“

Schon am nächsten Morgen war unser Columbus unterwegs nach Italien und nach drei Tagen im Hauptquartier der Armee. Anfangs verstand man sie nicht, als sie nach der Gräfin Grandval fragte, die Niemand kannte. Endlich gab ihr der General Mac-Mahon, zu dem sie sich führen ließ, nähere Auskunft. „Die Comtesse de Grandval,“ *) sagte er, „ist eine unserer barmherzigen Schwestern; nur heißt sie bei uns Amélie de la Miséricorde.“ Eine Stunde später stand sie derselben gegenüber. »Ma chère soeur,« sagte die Reisende, „verzeihen Sie mir eine Frage: ist es wahr, daß Sie glücklich sind?“

„Ja, ich bin glücklich,“ antwortete die Schwester

*) Trimm hat hier vermuthlich die junge Gräfin Amélie de Larochejacquelein im Auge gehabt, die im Jahre 1859 zum Erstaunen von ganz Paris den Schleier nahm und als barmherzige Schwester die französische Armee nach Italien begleitete, wo sie durch ihre Frömmigkeit und Herzensgüte, vorzüglich aber durch ihre heroische Selbstaufopferung bald der Abgott des Heeres wurde. Sie empfing nach der Schlacht von Solferino aus der Hand des Kaisers das Officierkreuz der Ehrenlegion: eine wohl nie dagewesene Auszeichnung.

Digitized by Google

mit freundlichem Lächeln, das auf ihrem reinen Antlitz den Schimmer der Verklärung annahm.

„Ganz und vollkommen glücklich?“

„So glücklich, wie man es auf Erden sein kann im Gefühl der erfüllten Pflicht eines schönen, frei gewählten Berufes,“ war die Antwort.

„Hören Sie, liebe Schwester,“ begann die Dame von neuem, „Sie können mir einen großen Dienst leisten, indem Sie mir einen Wunsch erfüllen. Sie werden ihn seltsam finden; aber zürnen Sie mir nicht, mich leitet ein höheres Motiv. Ich habe über zweihundert Meilen gemacht, um Sie darum zu bitten: schenken Sie mir das Hemd, das Sie tragen.“

„Mein Hemd?“ rief die Schwester überrascht und verlegen, „mein Hemd wünschen Sie, Madame?“ Und noch verlegener, setzte sie hinzu: „Es thut mir leid, aber ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen, wenigstens heute nicht.“

„Und weshalb nicht?“

„Mon dieu, Madame, ich habe mein Hemd nicht mehr.“

„Wie! Auch Sie haben kein Hemd? Auch Sie sind glücklich und haben kein Hemd, wie der Arme in der persischen Geschichte?“

„Doch, doch, ich habe eins, nur zufällig heute nicht,“ entgegnete die Schwester und lächelte wieder, aber dies Mal war es ein irdisches Lächeln erröthender Verwirrung. Und leiser fuhr sie fort, als schämte sie sich und als hätte sie etwas Böses zu beichten:

Digitized by Google

„Man brachte gestern Abend noch spät einen verwundeten Soldaten in unsere Ambulanz. Wir legten ihn zu Bette und die Aerzte sagten, es sei nicht gefährlich und der Verband könne die Nacht über so bleiben; man werde ihn morgen in der Frühe besser und sorgfältiger verbinden. Darauf gingen sie fort. Mich dauerte der arme Soldat, der nichts sagte, aber sehr zu leiden schien und mich mit bittenden Augen ansah. Da machte ich mich selbst daran, ihn zu verbinden, und da die Aerzte alles Verbandzeug mitgenommen hatten, fiel mir mein Hemd ein; ich zerriß es und verband ihn damit; den Rest verzupfte ich zu Charpie ..."

## III.

## Geld auf Zinsen.

Es war große Mittagsgesellschaft auf dem gräflichen Schlosse. Man sprach, wie immer bei solchen Gelegenheiten, von allen möglichen Dingen und auch viel von Geld und Güterbesitz, denn die Gäste waren sämmtlich reiche Leute. „Ich weiß nicht," sagte ein dicker Herr, der mit jedem neuen Glase, das er sich einschenkte, röther wurde, „ich habe seit einiger Zeit kein rechtes Vertrauen mehr in den Crédit-Foncier und selbst in die Bank von Frankreich. Man kommt damit kaum auf fünf Procent, und mit den Eisenbahnen macht man jetzt bequem sechs und sieben."

„Alles unsicher," erwiderte sein Nachbar. „Ich



Digitized by Google

halte es mit den liegenden Gründen, mit Wiesen und Feldern, drei Procent und, wenn es hoch kommt, vier. Aber dafür können uns auch die Revolutionen nichts anhaben; denn den Grund und Boden müssen sie uns schon lassen, und Brod wollen die Republikaner so gut essen, wie jede andere politische Partei."

„Und Sie, Herr Pastor," sagte ein Dritter, „womit halten Sie es? Was scheint Ihnen die beste Manier, seine Capitalien sicher und einträglich zu placiren?" Diese Worte, in denen ein leichter Scherz nicht zu verkennen war, richteten sich an den Pfarrer des Orts, der ebenfalls zu jenem Diner eine Einladung erhalten hatte. Der Pfarrer, ein würdiger Greis, lächelte, jedoch ohne alle Verlegenheit, und antwortete: „Meine Capitalien sind, wie Sie wissen, nicht bedeutend; aber während die Ihrigen Ihnen nur Procente eintragen, so sind es dafür bei mir die Capitalien selbst, die sich bis in's Zehnfache vergrößern."

„Das Zehnfache des Capitals!" riefen mehrere Stimmen. „Unmöglich, unmöglich!"

„Es ist doch so," entgegnete der Pfarrer, „nur muß ich es Ihnen erklären. Ich kann dabei nur wünschen, daß Sie, meine Herren, einen Theil ihrer Capitalien ebenso anlegen wie ich. Die paar Thaler nämlich, die mir von meinen kleinen Einnahmen übrig bleiben, gebe ich den Armen, und Sie wissen, daß es in der Bibel heißt: »Der Herr wird es dir zehnfach vergelten«."

Die Gäste lachten, denn sie fanden die Antwort

Digitized by Google

nicht übel; vielleicht gab sie auch Manchem Stoff zum Nachdenken.

„So habe ich diesen Morgen," fuhr der Pfarrer fort, „einer armen Witwe, deren einziger Sohn schwer krank liegt, zehn Franken gebracht, fast die Hälfte meines augenblicklichen Vermögens; aber ich glaube dennoch, mein Geld gut angelegt zu haben."

„Gewiß haben Sie das, Hochwürden," rief der Schloßherr und warf einen Louisdor auf einen Teller, den er alsdann herumreichte und der sich auch bald mit großen und kleinen Goldstücken füllte.

„Sehen Sie, da sind schon über hundert Franken. Wir haben dies Mal für den lieben Gott die Zahlung geleistet."

„Ich habe nur Recht auf das Zehnfache," sagte der Pfarrer scherzend und schob das Uebrige zurück. „Gott möge es auch Ihnen zehnfach vergelten, meine Herren." Hierauf erhob er sich und sprach das Dankgebet; die Gäste zerstreuten sich in den anstoßenden Gemächern.

Den größten Eindruck hatte dies kleine Ereigniß auf Philipp gemacht, der dadurch während des Aufwartens so zerstreut wurde, daß er allerlei ungeschickte Streiche vollführte, die der gestrenge Graf in der allgemeinen Lebendigkeit der Unterhaltung glücklicher Weise nicht bemerkte. Sonst hätte es ihm schlimm ergehen können; denn der Graf, ein so guter Herr er auch anderweitig war, verstand keinen Spaß, wenn die Bedienten bei Tafel ihre Pflicht versäumten. Philipp



Digitized by Google

war noch dazu ein Neuling und nur auf Probe engagirt. Er war ein ehrlicher, guter Bursche aus der Normandie, der auch zu denen gehörte, die dem Berthold Schwarz zu Dank verpflichtet sind; denn für seine Person hätte er das Pulver gewiß nicht erfunden. Ich unterhielt mich übrigens gern mit ihm und amüsirte mich oft an seinen komischen Einfällen. Auch merkte ich wohl, als er mir beim Fortgehen Hut und Paletot reichte, daß er etwas auf dem Herzen hatte.

„Ist es wahr, Monsieur," fragte er mich endlich und sah mich mit seinen großen blauen Augen sehr unschuldig an, „ist es wirklich wahr, was der Herr Pfarrer beim Nachtisch erzählte, daß uns der liebe Gott das Geld, das wir den Armen geben, zehnfach zurückbezahlt?"

„Es steht so in der Bibel geschrieben, und ein Priester sagt immer die Wahrheit. Ueberdies hast du ja selbst gesehen, wie schnell der Herr Pfarrer für seine zehn Franken hundert bekommen hat."

„Das war es auch, was mich am meisten gewundert hat," entgegnete der Bursche. „Als ich aber in der Küche davon sprach, lachten sie mich aus und sagten, die Sache sei ganz natürlich und Gott habe nichts damit zu schaffen gehabt; der Herr Graf habe sich einen Spaß machen wollen und weiter nichts."

„Es sah allerdings so aus," erwiderte ich; „aber kann nicht Gott die Menschenherzen so lenken, daß sie eine gute That begehen, selbst wenn es wie ein Spaß aussieht?"

Digitized by Google

„Mir liegt hauptsächlich daran, zu wissen," begann Philipp von neuem, „ob man wirklich sicher auf die zehnfache Wiederbezahlung rechnen kann."

„An deiner Stelle versuchte ich es einmal," sagte ich und ging davon.

* * *

Nach einigen Monaten traf ich Philipp in Paris. Er war gerade am Abend vorher mit dem jungen Grafen angekommen. Die Eltern wollten erst vierzehn Tage später mit der übrigen Dienerschaft eintreffen, und unserm Philipp war die Ehre zu Theil geworden, den Sohn des Hauses zu begleiten, was ihn nicht wenig stolz machte.

Er stand im großen Hofthor des gräflichen Hôtels und schien sich sehr zu freuen, als er meiner ansichtig wurde.

„Ich denke noch immer an die Geschichte mit dem Herrn Pfarrer," sagte er mir nach den ersten Begrüßungen, „und habe mir vorgenommen, hier in Paris die Sache zu versuchen." Dabei zeigte er mir einen Sou, den er in der Hand hielt.

„Der Tausend!" rief ich lachend, „du bist ein guter Wirth, Philipp; denn du riskirst mit deinem Versuch kein großes Capital."

„Jeder nach seinen Kräften," antwortete er und gab den Sou einem Bettler, der gerade vorüberging. Dieser dankte kaum; aber Philipp schien es nicht zu bemerken. Eine Minute später kam aus dem gegenüber-

Digitized by Google

liegenden Restaurant ein Kellner, der Philipp mit den Worten anredete: „Sie sind der Kammerdiener des Grafen Surville, nicht wahr?“

„Sein Kammerdiener,“ antwortete Philipp und warf sich in Positur.

„Und Sie haben gestern bei uns das Souper für den Herrn Grafen bestellt, mit einer halben Flasche Champagner de l'étoile?“

„Ich weiß nicht, was auf dem Zettel stand, den mein Herr mir gegeben hat,“ sagte Philipp.

„Gleichviel,“ entgegnete der Kellner, „hier sind zehn Sous für Sie. Der Champagner de l'étoile ist eine neue Sorte,“ fügte er mit wichtiger Miene hinzu, „die wir in Aufnahme bringen sollen. Für jede halbe Flasche, die man bei uns nimmt, geben wir zehn Sous Trinkgeld, für jede ganze einen Franken. Adieu!“ und der redselige Garçon lief wieder in sein Speisehaus zurück. Philipp zeigte mir triumphirend das Zehnsousstück: „Da sehen Sie; ich habe meinen Sou schon zehnfach wieder!“

„Der Anfang scheint viel zu versprechen,“ sagte ich mit möglichem Ernst und ging hinauf, um dem jungen Grafen meinen Besuch zu machen.

Als ich nach einer halben Stunde wieder herunterkam, fand ich Philipp noch auf demselben Platze unter dem Hofthore. Er hielt mir dies Mal einen Fünffrankenthaler entgegen. „Das hat mir mein Zehnsousstück eingetragen,“ rief er mit leuchtenden Augen.

Digitized by Google

„Ja, ja, der Herr Pfarrer hat Recht: wer den Armen gibt, dem wird es zehnfach vergolten.“

Ich war nicht wenig neugierig, auf welche Weise Philipp den Thaler erhalten hatte, und ließ es mir erzählen.

Er hatte sich zuerst nach einem neuen Bettler umgesehen, um ihm die zehn Sous zu geben. In Paris braucht man in keiner Straße lange darauf zu warten. Dies Mal war es eine arme Frau, die ein halb verhungertes Kind auf den Armen trug. Der gute Philipp gab ihr rasch seinen halben Franken, und wurde ganz verlegen, als die Unglückliche, über die große Gabe erstaunt, ihm die Hand küssen wollte und ihm alle Freuden des Paradieses wünschte. Er fühlte vielleicht, trotz seiner Beschränktheit, daß er diesen allzu reichlichen Dank nicht verdiente. Er speculirte ja nur. Er blieb deshalb auch ruhig stehen und wartete. Nach einer kleinen Weile trat ein Herr auf ihn zu, so überaus elegant gekleidet, daß jeder Andere, als unser Philipp, sofort den Schneider erkannt hätte, aber einen Schneider der vornehmsten Klasse.

„Ist der Herr Graf schon zu sprechen?“ lautete seine hastige Frage.

„Mein Herr ist kaum aufgestanden,“ antwortete Philipp, „und empfängt vor Mittag keine Besuche.“

Der Schneider aber, der die Ankunft des jungen Elegant erfahren hatte, und dem nicht wenig daran lag, seine Kundschaft zu bekommen, greift in die Tasche und drückt unserm Helden einen Fünffrankenthaler in

Digitized by Google

die Hand: „Mittag ist nicht mehr fern," sagt er schlau, „man muß nur die Pendulen etwas anstoßen, daß sie schneller gehen." So wie Philipp den Thaler sieht, sagt er zu sich selbst: „Meine Rechnung ist richtig, zehn Mal zehn Sous machen fünf Franken," und er läßt den Schneider passiren... er war mir auf der Treppe begegnet.

„Dein Geschäft scheint gut zu gehen," sagte ich scherzend zu dem Speculanten, „und wenn ich wiederkomme, erzählst du mir weiter."

Der Dienst bei seinem Herrn rief Philipp von seinem Observationsplatze, aber am Nachmittage sagte ihm der junge Graf, der eine Menge Visiten zu machen hatte, er könne spazieren gehen, um sich Paris etwas anzusehen und brauche vor sechs Uhr nicht zurückzukommen.

Philipp ließ sich das nicht zwei Mal sagen, zog seinen saubersten Rock an (die Livrée trug er noch nicht), setzte einen Hut auf, der noch gestern seinem gnädigen Herrn gehört hatte, zog ein Paar Handschuhe an, die aus derselben Quelle stammten und machte sich auf den Weg. Er vergaß auch nicht den Thaler einzustecken... man konnte nicht wissen...

So schlenderte er über die Boulevards bis zur Madeleine und von dort über den Concorde-Platz in die elyseischen Felder. Die auf und ab ziehende geputzte Menschenmasse, die hin und her rollenden glänzenden Equipagen und das bunte, lärmende Treiben jener weltberühmten Promenade zog wohl seine Blicke an,

Digitized by Google

und um so mehr, als er das Alles zum ersten Male in seinem Leben sah. Aber er vergaß darüber seinen Hauptzweck nicht. Er suchte wieder nach Bettlern, die auch in den elyseischen Feldern, wie anderswo in Paris, keine seltene Waare sind. Eine gellende Musik, die ihm übrigens ganz hübsch vorkam, traf sein Ohr. Er trat näher und fand einen Krüppel, dem beide Beine fehlten. Der arme Teufel saß, so gut es gehen wollte, auf einem kleinen Schemel und blies aus Leibeskräften auf einer alten Clarinette, und noch dazu immer eine und dieselbe Melodie. Vor ihm tanzte ein Pudel auf den Hinterbeinen, im Maule ein Körbchen, das er geschickt den Vorübergehenden entgegenhielt. Unsern Philipp rührte das Schauspiel sehr, und er wunderte sich, daß fast keiner von den zahlreichen Spaziergängern darauf zu achten schien. Er wußte nicht, daß der Krüppel dort schon zwanzig Jahre lang saß und spielte, und daß er ungeachtet der anscheinenden Gleichgültigkeit des Publicums recht gute Geschäfte machte. Philipp zog seinen Thaler heraus und legte ihn ohne weitere Umstände in das Körbchen des Hundes, als ob es ein Sou gewesen wäre; natürlich glaubte dies auch der Alte, denn er nickte nur einen flüchtigen Dank.

Zwei Ouvriers hatten aber die überreiche Gabe gesehen und sagten es dem glücklich Beschenkten. Dieser wäre gern aufgesprungen und seinem Wohlthäter nachgelaufen, um sich ihm zu Füßen zu werfen; aber er konnte leider weder springen noch laufen. Er begnügte sich damit, sein Glück rechts und links zu erzählen,

Digitized by Google

und die Umstehenden erschöpften sich in Muthmaßungen, wer wohl der großmüthige Herr gewesen sein könne — vielleicht der persische Gesandte, von dem man erzählte, daß er sich oft verkleidet unter die Volksmenge mische, um die Sitten und Gebräuche des Occidents kennen zu lernen, ganz wie seiner Zeit der große Harun-Al-Raschid.

Philipp war schon weit und machte sich auf den Rückweg nach Hause. Er ahnte nicht, daß man ihn mit dem berühmten Kalifen verglichen, aber er war doch neugierig, auf welche Weise er dies Mal zu der zehnfachen Summe seines Almosens kommen würde.

Der junge Graf hatte für den Abend desselben Tages eine Gesellschaft von Freunden gebeten, um seine Ankunft in Paris zu feiern. Nach dem Souper machten die Herren ein kleines Spielchen, das nach einer Stunde ein großes Spiel geworden war; denn wenn einmal eine Landsknechtbank aufgelegt wird, so werden leicht aus den Franken Louisdors. Philipp ging ab und zu, reichte Punsch und Cigarren umher, schaute auch wohl das Spiel an, von dem er aber nichts verstand. Einer der Herren, der gerade die Bank hielt und viel Goldstücke und Banknoten vor sich liegen hatte, ließ eine Fünfzigfrankennote auf den Boden fallen, ohne sonderlich darauf zu achten. „Nimm eine Kerze, Philipp," rief der junge Graf, „und leuchte unter den Tisch."

„Bitte, keine Umstände," rief der Banquier, der just im Gewinnen war und eine neue Reihe Goldstücke einstrich; „es ist wirklich nicht der Mühe werth." Und

Digitized by Google

als ihm Philipp trotzdem die Banknote reichte, machte er eine vornehme Handbewegung, die nur zu deutlich sagte, daß der Diener den Zettel behalten möge.

Philipp steckte ihn auch ruhig ein: fünf Mal zehn macht fünfzig; er hatte also, was ihm gebührte. Aber er schlief in jener Nacht sehr wenig, denn die Sache kam ihm gar zu wunderbar vor.

Am nächsten Morgeu erschien ziemlich früh ein höflicher Herr im Vorzimmer und verlangte den jungen Grafen zu sprechen: „Sagen Sie dem Herrn Grafen nur, es sei für die Armen, und er wird mich gewiß empfangen, trotz der frühen Stunde." Es war ein Commis aus einem Bureau des Vincenz-Vereins, der das wenig beneidenswerthe, aber um so verdienstlichere Amt hatte, die Beiträge in den Häusern der Reichen einzusammeln. Der Graf nahm auch sofort den Besuch an. Philipp ging unterdessen mit sich zu Rathe. Das eine Wort „für die Armen" hatte ihn sofort wieder auf sein Speculationscapitel und auf seine fünfzig Franken gebracht. „Das nächste Mal werden schon fünfhundert daraus," sagte er zu sich selbst. „Ich will keine Zeit verlieren; die Gelegenheit scheint mir günstig."

Als daher der Commis wieder aus dem Cabinette des Grafen herauskam, redete Philipp ihn entschlossen an: „Sie sammeln für die Armen, Monsieur?" — „Für die Armen von Paris, und so viel wir auch sammeln, so haben wir doch nie genug," war die Antwort. — „Auch ich möchte Ihnen gern einen Beitrag

Digitized by Google

geben," sagte Philipp und reichte ihm sein Fünfzigfrankenbillet. — „Fünfzig Franken!" rief der Commis erstaunt (der junge Graf hatte nur hundert gezeichnet) und schien sich zu besinnen, ob er die Summe annehmen solle. — „Behalten Sie es nur," entgegnete der Kammerdiener; „das Geld ist für die Armen bestimmt, und ich nehme keinen Sou davon zurück." — „Welch' ein Haus," dachte der Commis, als er die Treppe hinunterging, „wo sogar die Bedienten fünfzig Franken geben!"

Der gute Philipp war den ganzen Tag über unleugbar in gehobener Stimmung, weniger freilich im Bewußtsein seiner schönen, mildthätigen Handlung, als in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten und ... nicht kamen. Er wartete und wartete; aber, wie gesagt, es kam nichts. Dabei hatte er schon im Stillen sein Plänchen gemacht, und zwar für seinen beschränkten Kopf ein recht artiges Luftschloß: seine fünfzig Franken verzehnfacht, würden fünfhundert Franken betragen; diese fünfhundert Franken hätte er dann noch einmal und zwar zum letzten Male daran gewendet, (selbst gegen den lieben Gott, obwohl er so reich ist, darf man nicht unverschämt sein); und mit den fünftausend Franken hätte er alsdann in seiner heimathlichen Normandie einen stattlichen Meierhof gekauft, um dort seine alten Eltern zu pflegen. Aber die fünfhundert Franken — die er doch jetzt mit Recht beanspruchen konnte, wenn anders der Herr Pfarrer die Wahrheit gesagt — ließen sich nirgends sehen.

Digitized by Google

So verging eine Woche, während welcher Philipp immer kleinlauter wurde. Da kam die gräfliche Familie an, und in ihrer Begleitung der Pfarrer, der es nach jahrelangem Sorgen und Sammeln endlich dahin gebracht hatte, eine kleine Orgel für seine Kirche zu kaufen.

Diesem klagte Philipp sein Leid. Der würdige Mann lächelte wohl über die Einfalt seines Beichtkindes, aber er freute sich auch über dies unschuldige gläubige Herz; war es doch eben jener Glaube, von dem es in der Schrift heißt, daß er Berge versetzt. Er tröstete ihn darauf, so gut er vermochte. „Bedenke doch nur, Philipp," sagte er ihm, „daß alle reichen Leute ihre Procente nur alljährlich bezahlt bekommen, und du verlangst die zehnfache Rückzahlung des Capitals in wenigen Tagen? Als wenn du der Einzige wärest, mit dem der liebe Gott in Abrechnung steht! Sieh' mich an; ich zähle schon fünfundsechszig Jahre und bin noch nicht müde geworden, zu geben und zu helfen, und ich habe noch nicht einmal nachgerechnet, wie viel mir eigentlich zukommt."

„Die hundert Franken damals bei Tische erhielten Sie doch auch gleich an demselben Tage, Herr Pfarrer," erwiderte Philipp, der in seiner eigenen Sache ein besserer Advocat war, als er den Anschein hatte.

„Das wohl," entgegnete der Pfarrer, der sich durch diese feine Dialectik nicht irre machen ließ; „aber ich habe die hundert Franken sofort in die Armencasse der Commune gelegt, und warte seitdem, wie du, auf

Digitized by Google

meine Tausend. Verliere deshalb den Muth nicht, mein Sohn, und fahre nur fort, Almosen zu geben. Ich versichere dir, daß dein Geld gut angelegt ist."

Am Abend, als die gräfliche Familie beim Thee versammelt war, erzählte der Pfarrer die finanziellen Speculationen des Kammerdieners. Der alte Graf ließ ihn kommen und sagte zu ihm: „Philipp, wenn du fortfährst, mir treu und redlich zu dienen, so verspreche ich dir, dich in meinem Testamente mit fünfhundert Franken zu bedenken; hier hast du einen Louisdor auf Abschlag." Philipp empfing das Goldstück und machte eine Reverenz, daß er fast einen kleinen Guéridon umgeworfen hätte; dann ging er.

„Bist du jetzt zufrieden, Philipp?" fragte ihn der Pfarrer, als ihm der Diener die Treppe hinauf in sein Schlafzimmer leuchtete.

„Gewiß, gewiß, Hochwürden; der Herr Graf ist ein so guter Herr, und ich will wünschen, daß er noch recht lange lebe, aber . . ."

„Aber?" wiederholte der Pfarrer fast ungeduldig, „aber was noch?"

„Den Louisdor will ich doch lieber behalten," erwiderte Philipp mit pfiffiger Miene, „und ihn nicht auf's neue daran wagen."

Digitized by Google

## IV.

### Reisen und Abenteuer einer Schachtel Bonbons.

Das Ladenfräulein, eine schöne Dame in seidenem Gewande, mit Spitzenmanchetten, nahm das Kästchen und füllte es mit den feinsten Siraudin'schen Bonbons. Ein vornehmer Herr hatte es bestellt, und kam auch an demselben Nachmittage, um es abzuholen. „Einfach aber elegant" hatte er gesagt, und machte ihr jetzt ein Compliment über ihren guten Geschmack. Das Kästchen; blau mit Silber, war so zierlich und zart, daß es als Brautgeschenk dienen konnte. Der Herr öffnete es und schaute hinein: rosenrothe Liqueurbonbons bildeten die Einfassung, eingemachte Veilchen, das Allerfeinste und Allerneueste aus der Siraudin'schen Officin, lagen wie ein Bouquet in der Mitte, und rings buntfarbige Sternchen in Zuckerguß, Ananas- und Vanille-duftend ... Der Herr musterte all' die schönen Sachen als Kenner, machte noch eine leichte Handbewegung, wie wenn er etwas, fast wie ein Papierchen, in das Kästchen hineingelegt hätte, und schloß dann schnell den Deckel. Das Ladenfräulein wickelte ein rosa Seidenband darum und schlug es dann in blendendes Atlaspapier, das in prächtigen Lettern die Adresse des berühmten Hauses trug. Der Herr legte ein Goldstück auf den Marmortisch und ging mit seinem kostbaren Packet davon.

Digitized by Google

Er eilte durch die Rue de la Paix, am Grand-Hôtel vorüber, in die Chaussée d'Antin, wo er in ein stattliches Haus trat und am Eingang der ersten Etage klingelte. Ein Kammermädchen öffnete und begrüßte ihn mit vertraulichem Lächeln, welches Lächeln sie übrigens für jeden Besucher hatte.

„Ist Madame allein?" fragte der Herr hastig.

„Für den Augenblick allein," entgegnete die Zofe verschmitzt, „aber sie hat schon viel Besuche erhalten."

Der Herr trat vor einen Spiegel, fuhr mit der Hand durch sein parfümirtes Haar, zupfte an seiner Cravatte und an seinem blitzenden Uhrgehänge auf der blauen Sammtweste und warf einen prüfenden und zugleich wohlgefälligen Blick auf seine ganze Figur. Er war ein stattlicher Mann, in den besten Jahren, überaus elegant gekleidet, vom kunstgerecht gescheitelten Wirbel bis zur glanzledernen Zehe: ein Heirathscandidat (es war vielleicht einer?) hätte nicht schmucker aussehen können. Die Kammerjungfer öffnete die Thür des Boudoirs und ließ ihn eintreten. Die Dame ruhte in nachlässiger aber hübscher Lage auf einer chaise-longue. Sie war eine junge Witwe, was man leicht an den Trauerkleidern erkennen konnte, die ihr vortrefflich standen — aber eine von jenen „untröstlichen" Witwen, die kaum das Ende des Trauerjahres abwarten können, um in den Armen eines neuen Gatten den Verlust des ersten zu vergessen. Dabei war sie schön und reich. Es fehlte ihr mithin nicht an Verehrern und Prätendenten.

Digitized by Google

„Madame," ſagte unſer Adonis mit ſanfter und etwas bewegter Stimme, indem er ihr das Käſtchen höflich überreichte, „es iſt morgen Neujahrstag und Sie werden aus dem verfloſſenen Jahre nur das Heitere und nicht das Traurige hinübernehmen. Auch ich bringe Ihnen mein kleines Geſchenk. Es iſt nicht viel; aber ich legte mein Herz mit hinein."

„Der Tauſend!" lachte die Dame, — „Ihr Herz in dieſem Käſtchen? Und noch dazu Bonbons von Siraudin, die feinſten in ganz Paris!"

„Es iſt, wie ich ſage," entgegnete der Anbeter, „und Sie müſſen mir erlauben, nach einigen Tagen wiederzukommen, um zu erfahren, wie Sie den Inhalt meines Käſtchens gefunden haben."

„Sehr gern," ſcherzte die Witwe weiter. „Aber hoffentlich iſt Ihr Herz nicht zu groß; denn ſonſt bliebe gar kein Platz für die Bonbons." Sie reichte ihm dann ihre ſchöne Hand, auf die es ſo viele Bewerber abgeſehen, zum Kuſſe. Der Freund empfahl ſich und ging um eine ſüße Hoffnung reicher nach Hauſe.

Gleich darauf trat ein Fräulein in das Boudoir, eine Couſine der Witwe, ein hübſches junges Mädchen, und legte einen Veilchenſtrauß auf den Guéridon von Roſenholz.

„Merci, Clariſſa," ſagte die Dame. „Deine Blumen ſind mir lieber als die langweiligen Bonbons. Dies hier iſt die zweiunddreißigſte Schachtel," fügte ſie lachend hinzu und zeigte auf das Siraudin'ſche Käſtchen,



Digitized by Google

„die ich in dieſen drei Tagen erhalten habe, und morgen wird wohl noch ein Dutzend ankommen. Nimm es, wenn du willſt; ich ſchenke es dir gern. Ich habe nicht einmal Luſt hineinzuſchauen. Es iſt immer daſſelbe darin.“

Clariſſa kam hochvergnügt nach Hauſe: ihr kleines Veilchen-Bouquet hatte ihr ein ſchönes Geſchenk eingetragen. Sie eilte damit zu ihrer Mutter.

„Kind,“ ſagte dieſe ſehr ernſt, „du weißt, was dir der Arzt dieſen Morgen empfohlen hat: ſaftiges Fleiſch, Bouillon und wenig Gemüſe, und vor Allem weder Kuchen noch Zuckerwerk. Sei artig und folgſam und mache den albernen Kaſten gar nicht auf. Alles, was von Siraudin kommt, iſt doppelt gefährlich, denn ſeine Bonbons ſind ſchwer wie Blei. Ich kaufe dir auch den blauen Sammtgürtel, um den du mich geſtern gebeten haſt.“

„Wie du willſt, Mama,“ entgegnete die Tochter, „aber dann mußt du mir auch erlauben, mit dem Käſtchen anzufangen, was mir beliebt.“

„Recht gern, und was?“

„Die gute Eliſe hat die halbe Nacht an meinem Ballkleide gearbeitet und war dieſen Morgen ſo müde, daß ſie faſt einſchlief, als ſie mich friſirte. Sie wird ſich freuen, wenn ich ihr die Bonbons gebe.“

„Thu' das, mein Kind,“ ſagte die Mutter, und Clariſſa ſchenkte das Käſtchen ihrem Kammermädchen.

Eliſe war eine treue, ehrliche Perſon, nicht eben häßlich, und dabei eine echte Pariſerin. Als ſolche

Digitized by Google

liebte sie über Alles in der Welt die stolze, glorreiche französische Armee, und zwar in einem ihrer nobelsten Repräsentanten. Ihr Vetter Karl diente als Corporal im zweiten Jäger-Regiment, drittes Bataillon, vierte Compagnie, und seitdem er avancirt war, hatten sie sich mit Einwilligung ihrer Eltern verlobt, und zwar schon seit ziemlich langer Zeit. Aber für die Heirath unter nahen Verwandten ist Dispens aus Rom nöthig, und der Weg nach Rom, obgleich so viele dahin führen, ist sehr weit. Unterdessen hatten die beiden jungen Leute einander recht lieb und bauten Luftschlösser für die Zukunft. Diesem Corporal gab Elise das Kästchen. Der Corporal dankte seinem Schatz für das schöne Geschenk, das er freilich nicht nach seinem ganzen Werthe zu würdigen wußte, obwohl ihm Elise gesagt hatte, daß Bonbons in der Schachtel seien, und noch dazu so feine, wie sein General sie nicht besser essen könne.

Aber auf dem Wege nach der Kaserne raisonnirte unser Soldat anders: Was thue ich mit den Bonbons, sagte er zu sich selber, — Leckereien für Kinder! Mir wäre eine Pfeife und ein Packet Tabak lieber gewesen. Ich bringe den Kasten der Frau meines Wachtmeisters. Man muß sich gut mit seinem Vorgesetzten stellen, man kann nicht wissen . . .

Gesagt, gethan. Die Frau Wachtmeister empfing den jungen Mann, der ihr ein so hübsches Neujahrsgeschenk brachte, auf das Höflichste, nöthigte ihn zum Sitzen und bot ihm ein Glas Liqueur an, das Karl auch bereitwillig annahm und leerte. Sie sprach noch



Digitized by Google

an demſelben Abend mit ihrem Gemahl zu Gunſten des Jägers; aber der Alte war nicht bei Laune, was ihm oft paſſirte, wenn er in der Schenke zu viel getrunken und im Rams zu viel verloren hatte. Ein anderes Mal, dachte die Frau, denn ſie war ſehr gutherzig. Das Käſtchen Bonbons, ſchon nach der prächtigen Hülle zu urtheilen, ſchien ihr aber zu vornehm, um es zu behalten und etwa den Kindern zum Naſchen zu geben. Als ſie daher am nächſten Morgen in die Lorenzkirche zur Frühmeſſe ging, nahm ſie die Schachtel mit, um ſie dem alten Pfarrer zu ſchenken, den ſie ſehr lieb hatte; denn ſie war eine fromme Frau, die in ihrer Einfalt nicht weiter bedachte, daß ein ſolches Geſchenk für einen Prieſter nicht eben ſehr paſſend ſei. Der gute Pfarrer nahm das Käſtchen freundlich an, ſchon um die Geberin nicht zu beſchämen. „Feine Bonbons ſind darin?“ fragte er lächelnd. „Schönen Dank, wenn auch nicht für mich, ſo doch für meine Schüler in der Kinderlehre; die werden ſich freuen!“ Er begab ſich in die Sacriſtei, als ihm eine vornehme Dame entgegentrat: die Herzogin von T., ſein Beichtkind. Das kundige Auge Ihrer Durchlaucht fiel ſofort auf das Siraudin'ſchen Packet, das der Pfarrer arglos in der Hand hielt. „Hochwürden!“ ſagte ſie ſcherzend, „man ſollte glauben, Sie machen weltliche Neujahrsgeſchenke, wie wir in unſern profanen Kreiſen.“

„Man hat mir dies Käſtchen für meine Armen gegeben, gnädigſte Frau,“ erwiderte der Pfarrer faſt verlegen.

Digitized by Google

„O, dann ist es käuflich," sagte die Herzogin rasch und holte eine Banknote aus ihrem emaillirten Porte-Monnaie, froh, daß sie die Gabe, die sie schon lange ihrem Beichtvater zugedacht, ihm in so delicater Weise zuwenden konnte.

Der Pfarrer nahm das Zweihundert-Frankenbillet, überreichte der hohen Dame das Kästchen und kniete darauf still in einem nahen Betstuhl, wahrscheinlich um Gott für die glückliche Begegnung mit der Bürgersfrau und der Herzogin zu danken.

Diese fuhr in ihr Palais zurück und das vielgewanderte Kästchen schien nun an seinen wahren Bestimmungsort gekommen zu sein. Schon hatte die Herzogin das umhüllende Atlaspapier entfernt, um sich die kostbaren Bonbons (sie hatte ja zehn Louisdor dafür bezahlt) näher anzusehen, als ein Lakai in den Salon trat und den alten Mathias aus Montereau anmeldete.

Der alte Mathias war der Hauptverwalter der herzoglichen Güter, und schon sein Vater hatte bei den Eltern der Herzogin dasselbe Amt bekleidet. Er war freilich nur ein Bauer, recht und schlecht, aber er gehörte, nach Sitte der alten adeligen Häuser des nobeln Faubourgs, gewissermaßen zur Familie, und war eigens von Montereau herübergekommen, um der gnädigen Herrschaft seine Neujahrs-Glückwünsche darzubringen.

„Das ist hübsch von Euch, père Mathieu," sagte die Herzogin, indem sie ihm die Hand bot, die der Alte kaum zu berühren wagte. „Unten beim Portier liegt ein großes Packet für die Kinder. Wie geht's

Digitized by Google

denn zu Hause? Hat der lange Jean endlich um die schöne Yvonne angehalten, und auf wann die Hochzeit?"

„Durchlaucht sprechen von meinem Aeltesten?" entgegnete Mathias. „Leider hat sich der Jean noch immer kein Herz gefaßt, und das Mädchen kann sich ihm doch nicht anbieten, so gern wir sie auch zur Schwiegertochter hätten."

„Der Jean ist ein einfältiger Tropf," rief die Herzogin, „sagt ihm das nur von mir und daß er sich sputen möge. Ich habe der Yvonne die Aussteuer versprochen." Sie wickelte darauf das Kästchen wieder in das Atlaspapier und reichte es dem Alten: „Feine Bonbons, père Mathieu, wie man sie nicht in Montereau fabricirt; aber ich habe augenblicklich keine andern, und mir fällt ein, daß ich nicht daran gedacht habe, welche in das Packet legen zu lassen. Und nun, Adieu; und vergeßt nicht, dem Jean zu sagen, daß er im neuen Jahre dreister auftreten soll."

Der Verwalter verneigte sich eben so unbeholfen wie tief, steckte das Siraudin'sche Ding in seine breite Rocktasche und ging von dannen.

Als er am Abend heimgekommen war, packte er aus und gab jedem Kinde sein Geschenk. Dann rief er seinen Aeltesten: „Jean, die gnädigste Frau Herzogin ist nicht zufrieden mit dir. Sie läßt dich grüßen und dir sagen, du seiest ein einfältiger Patron."

„Schönen Dank, Vater, die Herzogin ist gar zu gütig."

Digitized by Google

„Nein, sie hat Recht," brummte der Alte, „und du weißt schon, was ich meine. Sie will der Yvonne sogar die Aussteuer schenken, und du hast nicht den Muth, um sie anzuhalten. Ich kann gar nicht glauben, daß du sie so lieb hast, wie du sagst."

„O Vater!" rief der Sohn und wurde feuerroth, „ob ich sie lieb habe, wie kannst du das fragen! Hundert Mal des Tages denk' ich an sie, und hundert Mal nehm' ich mir vor, es ihr endlich zu sagen; aber wenn ich ihr gegenüber stehe, so schnürt es mir den Hals zu und ich kann kein Wort herausbringen."

„Eben weil du ein einfältiger Tropf bist, wie die Frau Herzogin sagt," entgegnete der Alte barsch. Aber nach einer Pause fuhr er sanfter fort: „Da sieh, Jean, was sie mir noch gegeben hat: feine Bonbons, wie sie die vornehmen Herrschaften in Paris essen. Nimm sie und gib sie der Yvonne, oder schick' sie ihr, wenn du dich nicht getraust, sie ihr selbst zu bringen. Die Weiber sind oft klüger als die Männer. Sie erräth vielleicht, was du auf dem Herzen hast."

Gesagt, gethan. Aber der ehrliche verliebte Bursche zog vor, seinen jüngern Bruder mit der Commission zu beauftragen, und schärfte ihm noch ein, ja recht deutlich zu sagen, es sei ein Neujahrsgeschenk von Jean für Yvonne.

Endlich, endlich schien die Siraudin'sche Schachtel in die wahren Hände gelangt zu sein, denn schon eine halbe Stunde später stellte sich Blaise, Yvonne's Vater,

Digitized by Google

bei der Familie des Verwalters ein. Er war seelenvergnügt und rief laut in die Stube: „Nachbar Mathieu, das laß ich gelten. Dein Sohn Jean ist ein Pfiffikus! Ich hab' mich gleich aufgemacht, um euch unser Jawort zu bringen."

„Pfiffikus ... Jawort ..." erwiderte Mathieu erstaunt. „Gevatter Blaise, was soll das bedeuten?"

„Was das bedeuten soll?" lachte Blaise. „Um sie angehalten hat er, und noch dazu ganz wie ein feiner Bürgerssohn aus der Stadt. Er schickt der Yvonne einen Pariser Kasten mit zuckersüßem Kram und eine Liebeserklärung dazu, so hübsch und sauber geschrieben, wie wenn sie der Schulmeister verfaßt hätte."

Bei diesen Worten warf Blaise ein Papier auf den Tisch. Mathieu griff hastig danach, setzte seine Brille auf und las:

„Ich habe dich seit Langem sehr lieb, und mein größter Wunsch ist, dein Gatte zu werden. Antworte mir, willst du mein Herz und meine Hand?"

„Sapristi!" rief Mathias, „Jean, Jean, die Pariser Bonbons sind klüger als du!"

Der arme Jean saß wie verblüfft, aber er mußte sich ergeben und in sein Glück finden, als Yvonne mit ihrer Mutter eintrat und von der ganzen Familie jubelnd umringt wurde.

So spielt das Geschick mit uns. Bei Siraudin in der Rue de la Paix kauft ein verliebter Elegant eine Schachtel Bonbons, legt eine Liebeserklärung hinein

Digitized by Google

und bringt sie der Dame seiner Wünsche und Hoffnungen . . . und nun reist die Schachtel und reist und reist, bis sie endlich in Montereau zwei treue Herzen vereinigt, die ohne sie vielleicht noch lange auf das erlösende Geständniß gewartet hätten.

Wie es dem eleganten Herrn mit der „trostlosen" Witwe in der Chaussée d'Antin ergangen ist, wissen wir nicht, und es thut auch nichts zur Sache. Aber wir wissen sehr gut, daß Jean und Yvonne überglücklich geworden sind.

## V.

### Mein Nachbar in der Rue de Rivoli.

Ein Tagesschriftsteller hat fast immer einen schweren, wenig beneidenswerthen Stand. Er darf nicht seiner Neigung und Stimmung folgen und etwa arbeiten, wenn es ihm gefällt. Er ist an den Schreibtisch gefesselt und muß zur bestimmten Stunde seinen Artikel fertig haben. Nur keine Zerstreuung, kein unterhaltendes Gespräch mit einem Freunde, oder gar einen Spaziergang bei dem schönen Frühlingswetter draußen . . . Ein Blick auf die Pendule: es ist schon halb zwei, und um zwei Uhr ist der letzte Termin abgelaufen — es klopft und der Laufbursche aus der Druckerei tritt ein, der Unausstehliche! Er kommt immer zu früh, sagt kaum guten Tag und spricht auch sonst kein Wort: wir wissen nur zu gut, was er will. Er präsen-

Digitized by Google

tirt sich wie ein stummer Wechsel auf Sicht, der aber unerbittlich ist und auf die Minute bezahlt werden muß. Noch einen letzten Federzug, dann schnell das Manuscript überflogen, um hier und da eine flüchtige Correctur zwischen die Zeilen zu werfen, und fort geht's in die Presse, wo man den Arbeitern auch nur wenige Stunden Zeit läßt zum Setzen und Drucken . . . Alles mit Dampf, mit Dampf und, wer weiß? nach fünfzig Jahren vielleicht mit elektrischen Batterieen. Und dabei muß man noch hübsch interessant und liebenswürdig sein, d. h. schreiben, denn das Publicum ist verzogen und verwöhnt und will für sein Geld (einen Sou die Nummer, lieber Gott! und wenn's hoch kommt, zwei und drei Sous) auch was Rechtes und Ordentliches haben. Und wenn man beim Kaffee und bei der Cigarre die Zeitung verlangt, so soll dieselbe mit dem feinsten Mocca und mit der besten Regalia gleichen Schritt halten. Der Abend bringt allerdings dem Journalisten flüchtige Ruhe und Erholung, aber auch nur theilweise; denn der kommende Tag klopft in der Regel schon des Abends bei ihm an, hier als vorbereitende Lectüre, dort als Gedankenarbeit für den nächsten Artikel, immer aber als ungeduldige Mahnung, seine Pflicht nicht zu versäumen und der einmal übernommenen Verbindlichkeit getreu nachzukommen.

Die Freuden dieses geplagtesten aller Erdenbürger sind, wenigstens im Vergleich zu seinen Leiden, nur gering. Er hat allerdings die erhebende Genugthuung,

Digitized by Google

täglich von hunderttausend und mehr Lesern gelesen zu werden. Aber auch diese höchste Glanzseite seiner literarischen Existenz hat ihre dunkeln Schatten: je größer nämlich die Anzahl der Leser, um so verschiedener und heterogener ihre Ansichten und Meinungen, und um so schwerer daher auch, dieselben alle unter einen Hut zu bringen. Hunderttausend Köpfe unter einen Hut! Noch ist der Herkules von der Feder nicht geboren, eine solche That zu vollbringen. Aber auch hier rettet uns der Glaube: Gott der Herr selbst kann es ja nicht allen Leuten recht machen, um wie viel weniger ein armes Menschenkind, und um noch wie viel weniger ein modester Scribent wie Unsereiner. Ich finde mich daher resignirt in mein Schicksal, und halte es, bei Lichte besehen, gar nicht einmal für so schlimm. Arbeit ist das Loos der Menschen hienieden. Im Schweiße unseres Angesichts sollen wir unser Brod essen, und Jeder von uns kann doch nicht der Herr von Rothschild oder gar der Kaiser sein. Und auch sie haben vollauf zu thun, nur in anderer Weise, denn, wie gesagt, Arbeit ist unser irdisches Loos.

Ich sehe das deutlich an meinem Nachbar, hier in der Rue de Rivoli, der mit nur wenigen Unterbrechungen von Morgens früh bis Abends spät und oft bis in die tiefe Nacht hinein arbeitet, und der doch seiner Stellung nach es nicht nöthig zu haben scheint, und es sich auch gewiß nicht so sauer werden läßt, um Geld zu verdienen.

Wie oft, wenn ich zeitiger als gewöhnlich aufge-

Digitized by Google

ſtanden war, um das durch ein Diner oder durch einen Theaterbeſuch Verſäumte des geſtrigen Tages nachzuholen, und an mein Manſardenfenſter trat, um mir den Himmel zu betrachten, dem ich in meinem ſechsten Stocke viel näher bin, als die meiſten meiner Mitbürger, die ſich nie „ſo hoch verſteigen“ ... ein Blick auf das große Gebäude mir gegenüber: mein Nachbar ſaß richtig ſchon an ſeinem Schreibtiſche, vielbeſchäftigt wie immer. Er war mithin noch früher aufgeſtanden als ich. Oder wenn ich aus einem der eben erwähnten Gründe gegen Mitternacht und ſpäter nach Hauſe kam und beim Schlafengehen noch ein Mal hinüberſchaute: mein Nachbar ſaß noch an ſeinem alten Platze, vor dem großen Bureau, von Papieren und Schriften umgeben, die er emſig durchblätterte und ordnete. Zwei helle, grünbeſchirmte Lampen erleuchteten ſein Cabinet und warfen ihren Schimmer bis auf die Bäume und Blumenbeete des Tuileriengartens, wo Tag und Nacht die Schildwachen in ihren hohen Bärenmützen auf und ab gehen.

Nach und nach fing ich an, mich für meinen Nachbar zu intereſſiren und beobachtete ihn näher, d. h., ſo gut es die Entfernung, die uns trennte, geſtattete; und jetzt will ich, ſelbſt auf die Gefahr hin, etwas indiscret zu ſein, dem Leſer das Reſultat meiner Beobachtungen mittheilen.

Jedenfalls iſt es ein reicher Mann, denn er wohnt im erſten Stock, und die Einrichtung ſeines Arbeitszimmers, ſo viel ich wenigſtens allabendlich beim Lam-

Digitized by Google

penſcheine erkennen konnte, iſt überaus elegant. „Um's liebe Brod," ſagte ich mir daher manchmal, wenn ich ihn ſo angeſtrengt ſchreiben ſah, „um's liebe Brod, wie wir Andern, arbeitet der nicht. Es iſt vielleicht Paſſion bei ihm, oder ſonſt Geſchmacksſache; aber ſo viel iſt gewiß, daß er, wie man im gewöhnlichen Leben zu ſagen pflegt, alle Hände voll zu thun hat."

Folgendes iſt ungefähr ſeine tägliche Lebensweiſe, ſo weit meine Nachforſchungen reichten, in denen mich noch überdies einige Freunde, die meinen Nachbar ebenfalls recht gut kennen, unterſtützt haben.

Er ſteht, wir wiſſen es ſchon, früh auf und arbeitet, faſt ohne den Schreibtiſch zu verlaſſen, bis zum Frühſtück, gegen halb elf Uhr. Während der ganzen Zeit hat er oft ſtundenlang nichts anderes gethan, als Randbemerkungen auf die verſchiedenen großen und kleinen Papiere gemacht, die ihm ein ſchwarzgekleideter Diener leiſe auf die Nebentiſche rechts und links legt. Dieſer Diener, der übrigens eine breite ſilberne Halskette trägt, verbeugt ſich jedes Mal tief, wenn er kommt und geht. Gewiß, mein Nachbar muß ein vornehmer, vielvermögender Mann ſein.

Das Frühſtück dauert nicht lange. Der Nachbar iſt überaus mäßig in Speiſe und Trank, aber eine Taſſe Kaffee verſchmäht er nicht, und eine feine Havannah-Cigarre noch weniger. Dann geht er zu ſeinem Söhnchen hinüber, das mit ſeinem Präceptor in einem Nebenzimmer ſtudirt, ſo gut oder ſchlecht, wie eben ein achtjähriges Bürſchchen ſtudiren kann. Der Vater

Digitized by Google

ſetzt ſich neben den Lehrer und hört zu. Oft richtet er auch Fragen an den Kleinen, vorzüglich aus der Geographie und Geſchichte, und wenn die Antworten gut ausfallen, ſo folgt die Belohnung auf dem Fuße. Dieſe beſteht darin, daß der Sohn den Vater in ſein Cabinet begleiten darf: für den Kleinen ſtets ein großes Glück, denn der Herr Papa zeigt ihm alsdann auf einem großen Globus die bedeutendſten und intereſſanteſten Länder der Erde, und vorzugsweiſe diejenigen Gegenden, wo die franzöſiſchen Heere ſeit dem letzten Jahrzehnt ihre ruhmvollen Kriege geführt: hier die Krimm und Italien, dort China und Mexico („ich erinnere mich des Kaiſers und der Kaiſerin von Mexico recht gut, als ſie damals hier auf Beſuch waren," ſagt der Kleine mit wichtiger Miene, als hätten die Majeſtäten ihn beſucht) und ſonſt mancherlei geographiſche und hiſtoriſche Merkwürdigkeiten. Der Sohn hört dem Vater aber nur halb zu und ſetzt plötzlich eine große hölzerne Kanone auf die Fenſterbrüſtung — das Fenſter iſt gerade offen — ſteckt einen Korkball in die Mündung, zieht den Stöpſel: feu! und der Ball fliegt dem Grenadier unten im Garten an die Bärenmütze ... Der alte Soldat rührt ſich aber nicht, ſondern präſentirt obenein das Gewehr. Da wird der Herr Papa böſe, macht haſtig das Fenſter zu und der kleine Wildfang muß zurück in das Nebenzimmer zu ſeinem Präceptor, um weiter zu ſtudiren. Mein Nachbar ſetzt ſich alsdann wieder an ſeinen Schreibtiſch, von dem er kaum aufſchaut, bis gegen zwei Uhr Nachmittags.

Digitized by Google

Nun ändert sich die Scene: der schwarze, silberbekettete Diener tritt leise herein, so leise, wie wenn er auf Eiern ginge, zieht im Hintergrunde des Cabinets die schweren Portièren auseinander und öffnet die Flügelthüren eines großen Saales. Dort sind bereits mehrere Herren versammelt. Mein Nachbar tritt mit freundlichem Gruß unter sie, nöthigt sie zum Sitzen und unterhält sich angelegentlich mit ihnen allen. Jeder hat ein sauberes Mäppchen von grünem oder rothem Maroquin, aus welchem er verschiedene Papiere nimmt und dieselben dem Nachbar überreicht, der sie entweder unterzeichnet und sofort zurückgibt, oder bei Seite legt zu späterer Durchsicht. Manchmal spricht auch einer der Herren anhaltend und eifrig, fast wie eine Rede. Der Nachbar hört mit den Uebrigen aufmerksam zu, ja aufmerksamer als die Uebrigen, denn er macht viel Notizen, und spricht dann seinerseits zum Schluß. Wenn er gesprochen, so scheinen die Herren sämmtlich seiner Meinung zu sein. Dies dauert eine gute Stunde, oder auch länger, je nachdem die Herren viel zu erzählen haben; dann beurlauben sie sich mit tiefen Verbeugungen. Der schwarze Diener tritt wieder ein, schließt die Flügelthüren, zieht die Portièren zusammen und verschwindet — Alles wie ein Uhrwerk.

Mein Nachbar macht unterdessen Toilette, die aber nur wenige Minuten dauert, obwohl er immer sehr gut angezogen ist. Auch kleidet er sich stets allein an und aus und duldet keinen derartigen Dienst für seine Person, wenngleich er mir reich genug scheint, einen

Digitized by Google

Leibkammerdiener zu halten oder auch zwei. Nur die Thüren seiner Wohnung braucht er niemals weder zu öffnen noch zu schließen. Gott mag wissen, wie sie eingerichtet sind, aber es sieht aus, als gingen sie alle von selbst auf und zu. Jetzt fährt der Nachbar spazieren, gewöhnlich in einem einfach eleganten offenen Phaëton, mit wunderschönen Pferden. Ich bin überzeugt, daß er für „Stall und Remise“ (écurie et remise, wie man in Paris sagt) viel Geld ausgibt. Zwei Diener schwingen sich gewandt auf den Rücksitz und der Nachbar, der selbst kutschirt, und „die Zügel vortrefflich zu handhaben versteht“, fährt davon. Er muß außerordentlich viel Bekannte haben, denn alle Welt grüßt ihn. Er erwidert diese Grüße mit freundlichem Kopfnicken nach rechts und links. Seinen Hut kann er unmöglich jedes Mal abnehmen, denn er müßte ihn beständig in der Hand halten, und dadurch vielleicht riskiren, die Zügel fallen zu lassen, und das darf er um Alles in der Welt nicht, im Gegentheil „er hält die Zügel sehr fest“. Er fährt durch die Rue de Rivoli in die elyseischen Felder und von da in's Bois de Boulogne. Manchmal lenkt er sogar seinen Wagen beim Abfahren direct durch die große Hauptallee des Tuilerienparks, die doch sonst Niemand, weder zu Wagen noch zu Pferde, passiren darf: das ist mir immer sehr merkwürdig gewesen und hat mir Stoff zu allerlei Gedanken gegeben. Im Bois de Boulogne fährt er um den großen See herum, hält an den neuen Anlagen still und betrachtet dieselben sehr genau, winkt

Digitized by Google

auch wohl einem Aufseher, der schleunigst herbeieilt und mit gezogenem Hute und starken Reverenzen die nöthigen Erklärungen gibt: mein Nachbar scheint Alles zu bemerken und sich für Alles zu interessiren. Vielleicht ein Staatsrath, sagte ich bei solchen Gelegenheiten zu mir, oder sonst ein hochgestellter Mann. Einmal sah ich ihn sogar den Phaëton anhalten, als eine prächtige, vierspännige, offene Kalesche mit Vorreitern und Jockeys ihm entgegenkam. In der Kalesche saß eine schöne, reich gekleidete Dame, etwas blaß und leidend, neben ihr ein hübscher Knabe, der eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Kanonenschützen hatte, wovon ich oben erzählte. Der Nachbar sprach mit Beiden sehr vertraulich und ungenirt, grüßte leicht und fuhr dann weiter. Hochvornehme Bekanntschaften, sagte ich wieder zu mir selbst; entschieden ein Senator oder gar ein Minister.

Schon vor fünf Uhr ist mein Nachbar wieder zu Hause und setzt sich, als ob er die versäumte Zeit nachzuholen hätte, von neuem an den Schreibtisch. Dort sind unterdessen wieder viele Papiere eingetroffen, und er hat Mühe, sich durch den Wust hindurchzuarbeiten. Was er aber fertig macht, legt er alles sorgfältig und in bewunderungswürdiger Ordnung auf die Nebentische. Der schwarze Diener hat mittlerweile die Lampen gebracht ... Es ist halb sieben geworden: der Nachbar begibt sich zur Tafel. Er speist höchst selten allein; denn er hat immer Gäste, meistens Fremde von Distinction. Er selbst kürzt die Tafelzeit in der



Digitized by Google

Regel ab, und kaum eine Stunde später finden wir ihn auf's neue in seinem Cabinet und an der Arbeit. Diesmal breitet er auf einem großen Tische lange Papierrollen aus: geographische und militairische Karten. Er setzt auf die vier Ecken brennende, grünbeschirmte Kerzen, damit die Rollen hübsch glatt bleiben und zugleich hell beleuchtet sind, und beginnt dann mit rothen und blauen Strichen und Linien verschiedene Zeichnungen und Entwürfe; man meint, einen General zu sehen, der Kriegs- und Schlachtpläne macht. Zwischen neun und zehn Uhr verläßt er sein Cabinet und begibt sich in die Gemächer seiner Gemahlin, wo fast immer zahlreiche Gesellschaft versammelt ist, oft sogar große Soirée mit Concert und Ball. Er nimmt an Allem, wenn auch nur flüchtigen Antheil; aber er verläßt die Gesellschaft nicht, ohne vorher jedem Eingeladenen, vorzüglich jeder Dame, irgend ein freundliches oder verbindliches Wort gesagt zu haben. Um elf Uhr ist er gewöhnlich schon wieder in seinem Cabinet, das, wie der Leser sieht, die Hauptrolle in dem Leben und Tagewerk meines mysteriösen Nachbars spielt. Dasselbe ist der Fall, wenn er aus der Oper oder sonst einem Theater heimkehrt; nur daß er alsdann später an seinen Schreibtisch gelangt, freilich auch, um ihn desto später zu verlassen. Den Schlaf scheint er zu fliehen wie den bösen Feind. Vielleicht erinnert er sich der Worte eines seiner Vorfahren, der sich zu Anfang dieses Jahrhunderts einen großen Namen gemacht: „Die Zeit, während welcher ich schlafe, ist für mich verloren."

Digitized by Google

Und gerade in jenen nächtlichen Stunden hat mein Nachbar oft die bedeutendste, ernsteste Arbeit. Er löst mit geübter Hand die großen Actenstöße, die man ihm gebracht hat, hier die Schluß-Verhandlungen der Assisenhöfe, dort die End-Urtheile des Appellhofes, und liest aufmerksam und anhaltend, Seite für Seite, Blatt für Blatt, Bogen für Bogen. Fast bewegungslos sitzt er stundenlang da ... Die Lampen werfen ihren geisterhaften Schein auf sein dunkeles, sinnendes Antlitz ... Die Morgenhelle ist manchmal schon am östlichen Horizont entglommen und hat ihn noch lesend gefunden, denn an seiner Lectüre hing ein Menschenleben: es waren die Proceßacten zum Tode verurtheilter Verbrecher. Ein Federzug von seiner Hand und die eiserne, unerbittliche Justiz nimmt ihren Lauf; ein Federzug von seiner Hand und der Unglückliche ist begnadigt und dem Leben wiedergegeben, zur Reue, zum Besserwerden, zur Hoffnung. Wahrlich, in solchen Momenten erscheint mir mein Nachbar, der sonst so freundliche, sanfte Mann, gewaltig und schrecklich!

Aber glücklicher Weise bringt ihm die Mitternachtsstunde nicht immer so ergreifende und erschütternde Scenen, obwohl sie ihn fast immer an seinem Schreibtische findet. Im Gegentheil, in der letzten Zeit habe ich ihn oft in Manuscripten blättern und sogar Correcturen lesen gesehen, ganz wie Unsereiner. Post ardua quies! Für diesen rastlos thätigen Geist ist eine literarische Arbeit, die bei uns Schriftstellern die volle Kraft in Anspruch nehmen würde, Erholung und



Digitized by Google

Genuß. Mein Nachbar hat sich übrigens einen stolzen, würdigen und durchaus ebenbürtigen Gegenstand zu seinem Werke gewählt: den größten Mann des Alterthums — eine schöne, wenn auch schwierige Aufgabe, der er aber wohl gewachsen sein dürfte. Hat man doch seinen oben erwähnten Vorfahren vielfach den größten Mann der Neuzeit genannt. Die gebildete Lesewelt Frankreichs, ja, ich sage nicht zu viel, Europa's, war im höchsten Grade gespannt auf dies Werk, das auch bald unter dem Titel: „Das Leben Cäsar's" erschien... denn mein Herr Nachbar (der Leser hat es natürlich längst errathen) ist Niemand anders als der Kaiser Napoleon III.

## VI.

### Führe uns nicht in Versuchung.

Soirée und Ball bei dem reichen Banquier in der Rue Lafitte. Die Hofthore stehen weit offen. Aus den Gaslaternen, welche die steinernen Engel am Eingange in den Händen halten, sind lodernde Gasfackeln geworden, die ihren hellen Schein auf das prächtige Gebäude werfen, dessen hohe Fenster im ganzen untern Stockwerk blendend erleuchtet sind. Ein dunkelrother Teppich liegt auf der breiten Marmortreppe und erstreckt sich bis weit auf die Pflastersteine des Hofes hinaus, als hätte man auch Pferde und Wagen vor dem Schmutz bewahren wollen. Im Vestibül ein

Digitized by Google

Wogen und Drängen von Lakaien und Dienern, die in ihren gold- und silberglänzenden Livréen, mit ihren Federhüten und gepuderten Perrücken fast eleganter und schöner aussehen, als die vornehme Gesellschaft in den Sälen selbst. Und draußen auf der Straße neugierige Gesichter, meist von armen, schlecht gekleideten Leuten, die einen Augenblick an der Einfahrt stehen bleiben, bis der Kutscher eines abfahrenden oder neu ankommenden Wagens sie durch Peitschenknall oder durch einen groben Zuruf verscheucht.

In einem Nebengebäude, dessen Fenster ebenfalls auf den Hof hinausgehen, befinden sich die Bureaux des großen Bank- und Handelshauses: eine lange Reihe von Zimmern, mit grünen Vorhängen, und einförmig mit hohen Pulten möblirt, an denen täglich von Morgens bis Abends eine Menge Commis und Schreiber emsig arbeiten, Zahlen und Summen aneinander reihen und in die verschiedenen Bücher eintragen. Zu dieser späten Stunde aber sind die Räume dunkel und leer; nur in dem letzten Zimmer ist noch Licht. Dort sitzt der erste Buchhalter des Hauses, der zugleich Cassirer ist, und macht den monatlichen Rechnungsabschluß. Rechts und links von seinem Platze befinden sich zwei eiserne Geldschränke, feuerfest und mit einer Menge Sicherheitsschlössern und sogar mit Selbstschüssen versehen .... eine unbefugte räuberische Hand, wenn auch mit den nöthigen Schlüsseln, aber unbekannt mit dem Geheimniß einer kleinen verborgenen Feder, würde eine Explosion hervorrufen, um die ganze Straße in Be-

Digitized by Google

wegung zu bringen und außerdem die verbrecherische Kühnheit vielleicht mit dem Leben bezahlen. Jetzt aber sind diese gefährlichen Schränke ruhig und friedlich geöffnet. Der Cassirer nimmt aus den verschiedenen Fächern von Zeit zu Zeit eine Menge Goldrollen und starke Packete Banknoten heraus, überzählt dieselben, legt andere Werthpapiere dazu, dann alles auf einen Haufen und notirt endlich die Summe, die er laut und deutlich ausspricht: siebenmalhundertundfünfzigtausend Franken. Der Monatsabschluß war mithin ein sehr bedeutender, aber der Chef des Bankhauses ist auch ein zwanzigfacher Millionair. Der Cassirer hielt inne und athmete tief auf. Seine Blicke hefteten sich alsdann magnetisch auf die Gold- und Papiermassen vor ihm. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, wie wenn er sich einige Schweißtropfen abwischte, und murmelte vor sich hin: „siebenmalhundertundfünfzigtausend Franken, weit über eine halbe Million! — wenn ich fünfmalhunderttausend Franken davonnähme und nach England, nach Amerika flüchtete, um dort mein Glück zu machen!“ Es durchfuhr ihn wie Schüttelfrost, denn der Versucher trat hart an ihn heran; aber er wies ihn mannhaft zurück. Dann erhob er sich, wischte sich von neuem die Stirn, auf welcher nun wirklich große Schweißtropfen perlten, trat an das Fenster und schaute über den erleuchteten Hofraum hinüber zu den hellen Fenstern des Ballsaales. Die Musik gelangte in einzelnen, abgerissenen Accorden bis zu ihm. Er drückte das glühende Ge-

Digitized by Google

ſicht an die kalten Scheiben. Der Caſſirer war noch ein junger Mann, kaum ein Dreißiger, von guter Familie und von eben ſo guter Erziehung. Sein Vater, welcher der hohen Magiſtratur angehörte, war längſt todt und hatte kein Vermögen hinterlaſſen. Der Sohn war daher genöthigt geweſen, ſeine Lieblingsidee, eine ähnliche Beamtencarrière einzuſchlagen, aufzugeben. Er hatte die Verpflichtung erkannt, als einziges Kind ſeine kränkliche Mutter zu unterſtützen. Dem väterlichen Namen verdankte er ſeine ſofortige Aufnahme als Commis in jenem Handlungshauſe, wo er ſich durch Kenntniſſe und Fleiß und durch ſein muſterhaftes Betragen bald auszeichnete und das volle Vertrauen ſeines Chefs gewann. Schon nach wenigen Jahren avancirte er zum Buchhalter und Caſſirer, hatte ſein genügendes Auskommen und die beſten Ausſichten für die Zukunft. Hunderttauſende, ja Millionen waren ſtets durch ſeine Hände gegangen, und niemals war ihm auch nur ein unlauterer Gedanke gekommen; da, auf einmal, an jenem Abende, ergriff es ihn wie Schwindel, und in ſeinem Innern begann ein ſchrecklicher Kampf. Nicht umſonſt beten wir täglich zu Gott: Führe uns nicht in Verſuchung.

Er ſteht noch immer am Fenſter und murmelt vor ſich hin: „Sie ſind drüben Alle glücklich, denn ſie ſind reich. Reich, Reich! Wenn ich es wäre, ſo ſtände mir die Welt offen mit ihren Freuden, mit ihrem Glück. Ich dürfte kühn das Auge zu ihr erheben und um ihre Hand werben, und ihr reicher, ſtolzer Vater würde

Digitized by Google

mich vielleicht nicht zurückweisen. Meine Millionen wären so gut wie die seinigen. Mir ist, als sähe ich ihren Schatten hinter den seidenen Vorhängen im Glanze der Kronleuchter und Girandolen ... eine rothe Camelie im schwarzen Haar ... ich allein ein armer Teufel, unbeachtet und vergessen!" .. Auf's neue packte ihn der Versucher, gewaltiger und unwiderstehlicher als zuvor. Er wühlt mit fieberhafter Angst in den Goldrollen und in den Banknoten ... aus der schwarzen Ecke des Zimmers tönt es wie Hohngelächter der Hölle.

— — — — — —

Wie er zum Hause hinaus und auf die Straße gekommen war, wußte er nicht. Es kam ihm vor wie ein wüster Traum. In ängstlicher Hast lief er über die dunkeln Trottoirs. Mitternacht war längst vorüber. Unter den Gaslaternen der großen Oper hielt er einen Augenblick still, um sich zu besinnen und einen Entschluß zu fassen. Er griff an seine Taschen: sie strotzten von Banknoten und waren schwer von Gold. Das brachte ihn wieder zur Besinnung. Er eilte über die langen, verödeten Boulevards nach dem Nordbahnhofe. „Um vier Uhr Morgens geht der Extrazug ab," sagte er zu sich selbst; „in zehn Stunden kann ich bereits auf hoher See sein und unterwegs nach Amerika. Eine halbe Million!" wiederholte er dann mehrmals, wie wenn er sich mit diesen Worten Muth einspräche. Zitternd nahm er ein Billet nach

Digitized by Google

Havre. — „Nach Breſt?“ fragte der Controleur am Schalter. „Wenn Sie nach Breſt wollen, ſo ſind Sie nicht auf dem rechten Bahnhofe.“ — „Nach Havre, nach Havre!“ rief der Caſſirer außer ſich. „Wer ſpricht von Breſt? Nach Havre will ich!“ — Der Controleur hatte bei jenen Worten ironiſch gelächelt; denn in Breſt ſind die Galeeren, wohin man die Caſſendiebe auf zehn oder zwanzig Jahre ſchickt.

Neue Angſt und neues Entſetzen! Kaum in Havre angekommen, fixirt ihn ein Mann mit ernſter Miene, — vielleicht ein Poliziſt, den man ihm nachgeſchickt hat und der ihm bereits auf der Spur iſt? Er hatte nicht den Muth, an den Abfahrtsplatz der Dampfſchiffe zu gehen. Der Unglückliche lief querfeldein, obwohl ihn Niemand verfolgte, obwohl ſich kein Menſch um ihn bekümmerte. Erſchöpft und todtmüde traf er einen Bauernwagen und bat die Leute, ihn mitzunehmen bis in's nächſte Dorf. Sie ſahen ihn etwas verwundert an, machten ihm aber einen Platz neben ſich im Stroh. Dann redeten ſie weiter in einer Sprache, die er nicht verſtand, aber von Zeit zu Zeit ſchauten ſie nach ihm hin und ihre Mienen ſchienen ihm mit jeder Minute bedenklicher zu werden. „Sollten ſie vermuthen, wer ich bin und was ich gethan, daß ich eine geſtohlene halbe Million in der Taſche habe? Haltet an, laßt mich abſteigen, das Fahren macht mich krank!“ und er warf ihnen ein Goldſtück zu. Alsdann ſetzte er ſich in einem Graben in's Gras und faßte ſeinen brennenden Kopf mit beiden Händen. „Wenn ich meinen

Digitized by Google

Raub hier vergrübe und als Fremder in die nächste Stadt zöge, und nach und nach meinen Reichthum zum Vorschein brächte? Doch nein, ich könnte mich verrathen, oder auch Andere könnten das Geld finden und mich bestehlen. Wenn ich . . . wenn ich . . .," und von seinem bösen Gewissen gepeinigt, fuhr er empor und rannte auf der heißen, staubigen Landstraße wie ein Besessener weiter, ohne Zweck und Ziel, und die Furien hinter ihm. — Ein Wirthshaus steht am Wege. Kaum hat er die Kraft einzutreten, einen Trunk zu verlangen und ein Brod. Auch hier schauen ihn die Leute wieder verwundert an; sein unordentlicher Anzug, sein wildes Haar und mehr als das, sein zerstörtes Aussehen sind wohl geeignet, Verdacht zu erregen. Dabei scheinen seine vollen Taschen mehr und mehr anzuschwellen. Er stopft die zerknitterten Banknoten rechts und links ein, aber, wie wenn der Teufel sein Spiel triebe, sie kommen stets wieder zum Vorschein, und das Gold wiegt auf einmal wie centnerschwere Bleiklumpen und zieht ihn fast unter den Tisch. Er kann nicht trinken, denn der Wein bleibt ihm am Gaumen kleben und schmeckt wie Galle, nicht essen, denn der Bissen bleibt ihm im Halse stecken und will ihn erwürgen, und doch verschmachtet er beinahe vor Durst und kommt um vor Hunger. Wieder rafft er sich auf: „ein Zimmer, ein Zimmer!" stottert er, und die Wirthin tritt dicht an ihn heran, so dicht, daß sie ihm fast in die vollen Taschen hineinsehen kann, und fragt ihn, ob er krank sei. Man weist ihn die Treppe hinauf in ein kleines

Digitized by Google

Gemach; dort fällt er taumelnd auf's Bett und ächzt wie ein Sterbender. Aber die Rachegeister erwachen von neuem, denn seine Angst verdoppelt sich, so wie er allein ist. Er richtet sich auf, um zu horchen und hört sein Herz deutlich klopfen. Er vernimmt draußen murmelnde Stimmen. Sollte er entdeckt sein? Oder sind es vielleicht Räuber, die seinen Reichthum bemerkt haben und ihm an's Leben wollen? Das Wirthshaus ist abgelegen und ein Mord ist leicht vollbracht, so leicht wie ein Diebstahl. Pferdegetrappel! Er stürzt an's Fenster: zwei Gendarmen galoppiren in den Hof, sie halten an, schwingen sich aus dem Sattel auf den Boden und treten in das Haus. Jetzt ist sie da, die wirkliche Gefahr. Kein Zweifel mehr, er ist entdeckt und verfolgt. Man sucht ihn. In der nächsten Minute schon kann er als Verbrecher erkannt und in Fesseln sein! Das gibt ihm die Kraft der Verzweiflung, der Todesangst. Er öffnet das Fenster. Der Hof ist menschenleer. Er mißt nicht einmal die Höhe und wagt den gefährlichen Sprung. Er bleibt einen Augenblick wie zerschmettert auf dem Pflaster liegen; er hat sich den Fuß verstaucht, oder gar gebrochen, aber dennoch schleppt er sich weiter, durch den Garten, über die Wiese, bis hin auf die Landstraße, wo er zusammenbricht. Eine Staubwolke und neuer Hufschlag! Er erkennt die Verfolger; er will fliehen und kann nicht. Unsichtbare Arme drücken ihn auf den Boden nieder. Die Gendarmen, die übrigens nur zu einem schnellen Trunk im Wirthshause eingekehrt waren, und an nichts

Digitized by Google

weniger als an die Verfolgung eines Caſſendiebes denken, ſehen ihn, halten an, ſteigen ab; — „ein armer Unglücklicher," ſagen ſie, „dem wir helfen müſſen." — „Wohl ein Unglücklicher, aber nicht arm," ruft der Caſſirer halb wahnſinnig, „nicht arm, nicht arm, denn ich habe eine halbe Million in der Taſche, aber ich habe ſie geſtohlen! Nicht helfen ſollt ihr mir, arretiren müßt ihr mich!" Die Gendarmen ſehen ſich gegenſeitig erſtaunt an, und betrachten dann den Menſchen, der dieſe Worte geſprochen, und der ihnen wie ein Verrückter vorkommt. „Habt ihr mich nicht verſtanden," ſchreit ihnen der Caſſirer von neuem zu, und holt aus ſeinen Rocktaſchen große Haufen zerknitterter Bankbillette, „ich bin ein Dieb, ich habe eine halbe Million geſtohlen, thut doch euere Schuldigkeit!" Da ergreifen ihn die Gendarmen und nehmen ihn in die Mitte zwiſchen ihre beiden Pferde. Er folgt ihnen gehorſam und wie willenlos, und macht auch nicht die geringſte Bewegung, um zu entfliehen. Sie führen ihn durch das Dorf auf die nächſte Eiſenbahnſtation, und von da nach Paris in die Criminalhaft. „Schon das bloße Geſtändniß hat mich erleichtert," ruft er, „jetzt einen Prieſter, um ihm mein Herz auszuſchütten!"

In der nächſten Woche ſteht er vor den Aſſiſen. Ganz Paris ſprach von dem Diebſtahl; auch wurde hier und da ein mitleidiges Wort laut. Aber die Richter kennen nur den eiſernen Buchſtaben des Geſetzes: zwanzigjährige Galeerenſtrafe für den Caſſendieb.

Digitized by Google

Der Verbrecher hört sein Urtheil verlesen ... durch die lautlose Stille tönt plötzlich ein Schmerzensschrei ... er blickt auf und sieht seine alte Mutter vor sich, todesbleich und abgehärmt ... da bricht er selbst ohnmächtig zusammen.

Gleich darauf trifft ein heller Lichtstrahl seine Augen und ... und er erwacht — und sein Chef, der Banquier, steht vor ihm, eine brennende Kerze in der Hand. Die Lampe auf dem Bureau war erloschen. „Aber was machen Sie für Geschichten, Monsieur Charles?“ ruft er ihm mit freundlichem Vorwurfe zu; „es ist drei Uhr nach Mitternacht und Sie sitzen noch bei ihren Büchern! Wie oft habe ich Ihnen das verboten!“ Der Cassirer hatte sich aufgerafft; denn er war während des Schlafes der Länge nach unter sein Pult gefallen. Er zitterte am ganzen Körper, rieb sich die Augen und stotterte unverständliche Worte. „Geträumt, nur geträumt!“ rief er endlich und sank auf seinen Stuhl zurück. „Dem Himmel sei Dank! O, meine gute Mutter!“ — „Sehen Sie,“ begann der Banquier von neuem, „das kommt von dem Nachtwachen; jetzt haben Sie das Fieber. Wissen Sie wohl, daß man auch seinen Diensteifer übertreiben kann.“ Dabei stieß er ein Fenster auf; denn die Luft des Zimmers war von dem Qualm der erloschenen Lampe und von dem Ofendunst verdorben. Er ging dann an einen Seitentisch, wo er ein Glas Zuckerwasser bereitete. „Nein, nein, nicht übertreiben!“ rief Charles, den die letzten Worte des Banquiers vollends zu sich gebracht hatten. „Und ich schwöre Ihnen,

Digitized by Google

von nun an noch treuer und redlicher zu arbeiten und mich durch nichts von meiner Pflicht . . .“ — „Ruhig, ruhig,“ unterbrach ihn der Banquier und reichte ihm das Glas; „da trinken Sie und schwatzen Sie nicht von Treue und Pflicht. Was ich an Ihnen habe, lieber Charles, weiß ich längst; und ich will Ihnen nur gleich mittheilen, was ich Ihnen morgen vor dem ganzen Personal sagen werde. Sie wissen, ich muß auf einige Monate nach England. Ich gebe Ihnen die Procura und erhöhe Ihren Gehalt um viertausend Franken.“ Der Cassirer wäre ihm fast zu Füßen gefallen. „Wollen Sie hübsch sitzen bleiben und Ihr Glas austrinken!“ fuhr der alte Herr fort; „ich war Ihnen längst eine Belohnung schuldig; denn haben Sie mir nicht noch kürzlich durch Ihre Arbeit und Geschicklichkeit die zweimalhunderttausend Franken bei dem großen Durand'schen Proceß gerettet? Helfen Sie mir nur die Gelder in die Schränke schließen, und dann machen Sie, daß Sie nach Hause kommen. Sie schlafen bei offenen Cassen und bei erloschenen Lampen, Monsieur Charles; wenn sich unterdessen ein Dieb eingeschlichen hätte, der hätte leichtes Spiel gehabt.“ Dann leuchtete er ihm die Treppe hinunter. »A propos,« rief er ihm noch beim Abschied zu, „Sie wissen doch, daß nach Pariser Sitte derjenige Buchhalter, der die Procura besitzt, selbstverständlich zu allen Soiréen und Gesellschaften seines Chefs eingeladen ist? Bon soir!“

Der Cassirer eilte nach Hause, glücklich wie Einer, der das große Loos gewonnen hat. Fast glaubte er

Digitized by Google

von neuem zu träumen. Sein Herz war so voll, daß er nicht den Morgen abwarten konnte, um seiner Mutter Alles zu sagen. Er fand die alte Frau, die vermuthlich ihren Sohn erwartet hatte, im Lehnstuhl eingeschlafen. Er weckte sie mit einer heftigen Umarmung und erzählte unter Lachen und Weinen die ganze schreckliche Geschichte. Anfangs verstand sie ihn nicht, aber nachher hörte sie ihm andächtig zu, faltete die Hände und weinte auch. „Das ist Gottes Finger, Charles," sagte sie bewegt, „jetzt geh' zu Bette und vergiß auch dein Vaterunser nicht."

* * *

Am nächsten Tage saß der Cassirer wieder vor seinen offenen Geldschränken und rechnete. Der Banquier trat an sein Pult und überreichte ihm ein Tausendfranken-Billet: „für das abgelaufene Quartal," sagte er gütig; „und der Monatsschluß," fuhr er fort, „ist er in Ordnung, und stimmt die Rechnung?" — „Vollständig, bis auf fünf Franken, die ich trotz allem Suchen nicht finden kann," antwortete Charles. — „O, dann legen Sie nur den Thaler aus Ihrer Tasche dazu," sagte der Banquier scherzend, „ich kann Ihnen nicht helfen. Ordnung muß sein, und eine kleine Strafe haben Sie ohnehin verdient."

Digitized by Google

## VII.

### Das Anſchreibebuch des Vicars.

Jeder hat ſeine Sympathieen und ſeinen beſondern Geſchmack.

Ehrfurcht dem Purpurkleide und dem Hermelinmantel des Cardinals; der Fürſt der Kirche ſteht über dem weltlichen Fürſten; denn aus ihren Reihen geht die höchſte Würde auf Erden, der Statthalter Chriſti, hervor. Ehrfurcht nicht minder dem violetten Gewande des Biſchofs, von dem das Sprichwort ſagt: „Unter dem Krummſtab iſt gut wohnen“. Aber — ich weiß nicht — mir iſt die alte, abgeſchabte Sutane eines Dorfvicars lieber, ſelbſt wenn ſie geflickt iſt und unten am Saum etwas „befranzt“... wie ich auch die kleine Dorfkirche, mit ihren Heiligen von Gyps, mit ihrer Madonna von vergoldetem Holze lieber habe, als die prächtige Kathedrale; und den ſtillen Dorfkirchhof mit ſeinen ſchlichten Kreuzen und ſeiner tiefen Gebetsruhe lieber, als den ſchimmernden Père-Lachaiſe in Paris mit ſeinen Marmortempeln, Mauſoleen und Grabmonumenten und dem verhallenden Lärm der Weltſtadt zu ſeinen Füßen. — Wie geſagt, ich kann den Grund nicht recht angeben, es iſt einmal ſo mein Geſchmack. —

Vor mehr als zwanzig Jahren, als die Dorfvicare in Frankreich, trotz der häufigen und langen Kammer-

Digitized by Google

reden für die Aufbesserung des untern Klerus, nicht mehr als 62 Franken 50 Centimes monatliches Gehalt bezogen, fand ich einst zufällig ein Blatt aus dem Anschreibebuch eines dieser treuen, ehrlichen Diener des Herrn. Ich bewahrte es auf, weil es mich in seiner unbedeutenden Einfachheit tief gerührt hatte, und möchte es jetzt meinen Lesern mittheilen als einen Beweis priesterlicher Selbstverleugnung und evangelischer Bescheidenheit.

„Am ersten Februar. — Ich habe diesen Morgen mein Monatsgehalt eingenommen: 62 Franken 50 Centimes. Meine alte Gertrud, die schon seit Ostern keinen Lohn mehr erhielt (sie sagt immer, ich könne das Geld besser brauchen als sie), wünscht sich schon lange ein silbernes Kreuz, um mir Sonntags in der Messe „keine Schande zu machen". Die weibliche Eitelkeit versteckt sich überall; aber die alte Gertrud ist eine brave Seele, und sie hat mich in meiner letzten Krankheit so gut gepflegt. Das Kreuz ist theuer; es kostet zehn Franken; aber wenn man ein Geschenk macht, darf man nicht knickern. Bleibt Rest: 52 Franken 50 Centimes.

2. Februar. — Die Dorfkinder haben ihren Katechismus so gut gewußt, daß ich ihnen wirklich die längst versprochenen Heiligenbilder schenken mußte. Ich habe sie aus Paris kommen lassen, von Ritoret, Rue Saint Sulpice, wo sie billiger sind, als bei uns. Aber das Haus Ritoret expedirt nur gegen Postnachnahme: der Credit eines armen Vicars ist nicht von dieser



Digitized by Google

Welt. Sechs Franken das halbe hundert Bilder; die Kinder waren seelenvergnügt; wenn ich reicher gewesen, hätte ich farbige genommen, aber die sind zu theuer. Bleibt Rest 46 Franken 50 Centimes.

3. Februar. — Gertrud hat viel Holz im Walde gesammelt; um so besser, denn es fängt wieder an, kalt zu werden. Gemüse ist noch genug im Garten; Sonntags eine Flasche Cider. Meine Speisekarte ist einfach; der Mensch braucht ja so wenig, um zu leben.

4. Februar. — Vom Schloß hat man mir ein fettes Huhn geschickt. Gertrud hat die Suppe dem alten Mathias hingetragen; das Huhn wollen wir selbst essen.

5. Februar. — Noch ein Mal das Huhn bei Tische. Fünfzig Centimes an Gertrud für Seife zur Wäsche. Bleibt Rest 46 Franken.

6. Februar. — Dasselbe Gericht wie gestern und vorgestern; aber Alles hat ein Ende hienieden, selbst die fetten Hühner.

7. Februar. — Drei Franken für die Weihbrode zum nächsten Sonntag. Bleibt Rest 43 Franken.

8. Februar. — Ein Franc 75 Centimes für Reparatur meiner alten Schuhe; leider wird es nicht viel helfen, denn sie sind gar zu abgenutzt. Bleibt Rest 41 Franken 25 Centimes.

9. Februar. — Predigt gegen den überhandnehmenden Luxus, sogar auf den Dörfern. Ich selbst mache mir noch manchmal Vorwürfe wegen unnützer Ausgaben.

Digitized by Google

10. Februar. — Große Reinigung im Pfarrhause, von oben bis unten, zum Empfang Sr. fürstlichen Gnaden, unseres Herrn Erzbischofs, der auf seiner jährlichen Inspectionsreise begriffen ist.

11. Februar. — Monseigneur mit Gefolge bei mir zu Tische. Große Ehre, aber eine Ausgabe von 19 Franken 75 Centimes. Das Essen war noch dazu sehr einfach. Gleichviel, man darf seinen Vorgesetzten gegenüber nicht knauserig sein. Bleibt Rest 21 Franken 50 Centimes.

12. Februar. — Monseigneur sagte mir gestern Abend, als er in den Wagen stieg: „Mein lieber Vicar, Ihre Sutane ist stark abgenutzt.“ — »Hochwürdigster Herr,« habe ich geantwortet, »das schwarze Tuch dauert nicht lange.« — Monseigneur hat darauf erwidert: „Sie hat aber nicht einen Flecken, und das hab' ich gern. Nur hinten am Kragen ist sie nicht eben hübsch ausgebessert; das müssen wir zu verstecken suchen.“

Was hat der Herr Erzbischof damit sagen wollen?

13. Februar. — Der Abgeordnete unseres Departements hat mir sechs Flaschen unverfälschten Weißwein geschickt ... „für den Altardienst“ stand auf dem begleitenden Zettel.

14. Februar. — Der Julian, der wilde Bursche, war wieder betrunken und hatte eine Fensterscheibe im Wirthshause eingeschlagen. Ich ging just vorüber und stellte ihn zur Rede. Anfangs lachten sie Alle, wie wenn sie mich verspotten wollten. Alsdann bezahlte ich



Digitized by Google

dem Wirth zwei Franken für die Scheibe. Als das der Julian sah, fing er an zu weinen und wurde ganz nüchtern. Er versprach mir auch, nächsten Sonntag in die Messe zu kommen und gegen seine alte Mutter nicht mehr heftig zu sein. Bleibt Rest 19 Franken 50 Centimes.

15. Februar. — Starker Frost; das Gemüse im Garten geht sehr auf die Neige. Glücklicher Weise haben wir noch Kartoffeln.

16. Februar. — Meine alte Gertrud ist krank; das viele Gemüse ist ihr nicht zuträglich. Zwei Pfund Fleisch gekauft zur Suppe. Ich selbst blieb bei meinen Kartoffeln, um ihr den Rest für morgen zu lassen. Als sie aber trotzdem darauf bestand, ich sollte auch Fleisch essen, sagte ich ihr, es sei heute ein besonderer Priesterfasttag, und sie war ehrlich genug, es zu glauben. Auch habe ich keine Unwahrheit gesagt; ruft nicht der h. Ambrosius: „Kasteiet euch täglich!“ Bleibt Rest 17 Franken 50 Centimes.

17. Februar. — Der kleine Nicolaus ist wieder krank geworden. Ich habe ihn besucht und die Eltern getröstet. Als ich nach Hause kam, sagte ich zur Gertrud, sie solle ihm eine von meinen wollenen Decken hintragen; denn das Kind war sehr schlecht zugedeckt und lag im Fieber. Gertrud machte gewaltigen Lärm und wollte anfangs nicht; ich würde noch zum Bettler durch all mein Verschenken ... und was des albernen Zeugs mehr war. Die Weiber sind einmal alle eigen-

Digitized by Google

sinnig und egoistisch. Ich ereiferte mich aber, oder that wenigstens so, und da ging sie.

18. Februar. — Brief an Monseigneur mit einer Bitte um Unterstützung für die Witwe Paul, die fast gänzlich erblindet ist. Ich wurde während des Schreibens beinahe gerührt über meine eigenen Worte; aber wie bittet man so leicht für Andere! Den Brief frankirt: 20 Centimes. Bleibt Rest 17 Franken 30 Centimes.

20. Februar. — Meine Schuhe wollen gar nicht mehr halten, und Gertrud sagt mir, der Schuster habe schon das letzte Mal gemeint, es sei nicht der Mühe werth, sie auszubessern. Gertrud trägt Holzpantoffeln und geht so vielleicht besser und sicherer in's Paradies als ich. Doch was ist zu machen? Ein Paar Schuhe gekauft: 6 Franken. Bleibt Rest 11 Franken 30 Centimes.

23. Februar. — Das Marienbild über dem Altar muß durchaus restaurirt werden. Der Maler aus der Stadt, der auf dem Schlosse arbeitet, hat mir einen Gehülfen geschickt, um es neu zu firnissen. Er verlangte drei Franken. Das nenne ich mir eine Ausgabe, die Freude macht! Bleibt Rest 8 Franken 30 Centimes.

24. Februar. — Auch die Kartoffeln fangen an, zu Ende zu gehen. Die Bäckerrechnung für den Monat bezahlt: 8 Franken. Ich hätte gern noch ein paar Tage mit der Bezahlung gewartet. Bleibt Rest 30 Centimes.

25. Februar. — Ein Brod für 30 Centimes

Digitized by Google

gekauft. Gertrud zu ihrer Nichte geschickt, um dort zu Mittag zu essen. Rest in Kassa: Null. Der kleine Nicolaus ist in der Besserung; der Armenarzt ist dagewesen und hat ihm Kalbsbraten verordnet, um seinen schwachen Magen zu stärken. Kalbsbraten! Warum nicht lieber gleich Fasanen? Die armen Leute haben kaum das tägliche Brod.

27. Februar. — Eine Einladung auf's Schloß zum Mittagessen; das konnte sich nicht besser treffen. Große Gala: Pasteten, Wildpret und Trüffeln und weiß der liebe Gott, wie viel Sorten Weine. Ich dachte an Gertrud, die mir immer sagt: „Herr Vicar, ein Glas Wein täglich würde Ihnen gut thun." Ich habe für drei, vier Tage getrunken. Aber wie, in aller Welt, machen es diese Menschen, jeden Tag so viel und so vielerlei zu essen und zu trinken und nicht krank zu werden? Auf den Kalbsbraten hatte ich es abgesehen. Ich nahm ein gutes Stück und prakticirte es heimlich und geschickt von meinem Teller in ein sauberes Tuch, das ich zu dem Ende mitgenommen hatte. Der arme Nicolaus wird große Augen machen und froh sein. Aber ich glaube, die kleine Tochter der Gräfin hat mein Manöver gesehen, denn sie fing an zu lachen und sagte darauf ihrer Mutter leise etwas in's Ohr. Sie werden mich für einen Nimmersatt halten und für schlecht erzogen obendrein. Morgen ist, Gott Lob! der letzte Tag im Monat; glücklicher Weise ist es kein Schaltjahr; und übermorgen wird unser Gehalt ausgezahlt.

Digitized by Google

28. Februar. — Welch eine Ueberraſchung! Ich weiß mich noch gar nicht in meinen Reichthum und in meine neue Würde zu finden. Am Morgen fuhr die Frau Gräfin bei mir vor, von der kleinen Comteſſe begleitet. Ich mußte die Geſchichte von dem Kalbsbraten erzählen; aber die Gräfin hatte es ſchon errathen. Das Fräulein gab mir darauf ſechs große, blanke Goldſtücke „für meine Armen“. „Aber denken Sie auch an ſich ſelbſt dabei, Herr Vicar,“ rief mir die Gräfin beim Abſchied zu.

Eine Stunde ſpäter kam ein Packet von der Poſt an. In dem Packet lag ein Mäntelchen von ſchwarzer Seide, roth gefüttert und roth eingefaßt; der begleitende Brief war von Monſeigneur: „Mein lieber Vicar! Ich bin endlich im Stande, Ihre langen und treuen Dienſte zu belohnen. Der beifolgende Domherrn-Kragen wird die ſchlechten Stellen an Ihrer Sutane hinreichend verdecken.“

Die alte Gertrud lachte und weinte zugleich, und hätte mich beinahe umarmt. Ich, Domherr an der Kathedrale! Es iſt wirklich zu viel! Lieber Gott, gib mir ein demüthiges Herz und laß mich nicht ſtolz werden!

Digitized by Google

## VIII.

### Luftschlösser.

Goldene Jugendzeit! Selige Zeit der ersten Liebe! Denkst du wohl noch an den schönen Tag, wo deine Eltern ihr Jawort gaben, und wo man zu unserer Verlobungsfeier eine glänzende Gesellschaft eingeladen hatte? Und wie du dann mit deinen Freundinnen die Aussteuer beriethest, und ich mit meinen Freunden das Hochzeitsgeschenk? Und all die heitern, glücklichen Zukunftspläne, die wir machten, wenn wir allein waren und Niemand uns hörte; denn aus den Plänen wurden in wenig Minuten goldene Paläste und brillantene Luftschlösser. Wenn ich reich wäre! rief ich manchmal, aber reicher als Krösus, Lucullus und Rothschild: was würde ich dann nicht Alles für dich thun! Du lächeltest und auf deinem Antlitz lag bescheidene Freude und stille Zufriedenheit. Ich indessen baute weiter und weiter, zuerst wolkenhoch und dann der Erde näher, aber stets schimmernde, in Nichts zerfließende Seifenblasen — ein Kinderspiel. Weißt du noch? Laß dir's noch ein Mal erzählen.

#### Mit einer Milliarde.

Ich klopfte getrost beim Kaiser an und fragte ihn dreist, ob er seine Tuilerien verkaufen wolle, und um welchen Preis. — Nicht für hundert Millionen, würde

Digitized by Google

Se. Majestät vielleicht antworten. — Aber wenn ich zweihundert gäbe, wie dann, Sire? — Wer weiß, wer weiß, er könnte sich besinnen und mich am Ende gar beim Wort nehmen. — Doch nein, es bedarf nicht so vieler Umstände, um dich hübsch zu logiren. Ich kaufe der Stadt Paris einfach den Park von Monceaux ab, der dir stets so gefallen hat, und baue dir darin eine Villa. Und weil du so gern auf dem Wasser fährst, ließe ich die Seine unter deinem Fenster vorbeifließen. Das Alles hätte ich viel billiger: für zwanzig, dreißig Millionen. — Dann böte ich allen Regierungen, die in Geldverlegenheit sind (also allen), bedeutende Vorschüsse an, und großmüthig dabei, zu nur zehn Procent: bloß um mir den Spaß zu machen, mir all die vielen Orden anzustecken und umzuhängen, die ich natürlich erhalten würde. — Der schönste Kaschmirshawl der Welt wäre für dich, denn ich kaufte die ganze Frühlingssendung der ostindischen Compagnie, bevor sie nach Europa gelangte, und ließe dich dann wählen. — Das Ballet der großen Oper unterhielte ich auf meine Kosten, und zwar aus Respect vor deiner Sittsamkeit. Und alle Tänzerinnen müßten einen Revers unterschreiben, hübsch tugendhaft und ehrbar zu sein; sonst würden sie fortgeschickt. — Und unser Erstgeborener! Ich würde ihn in achtspänniger Carosse nach Notre-Dame fahren lassen, und der Herr Erzbischof müßte ihn taufen, ganz wie den kaiserlichen Prinzen. Der Polizei-Präfect würde anfangs nicht wollen, weil wir keine gekrönten Häupter sind. Aber ich gäbe auf dem

Digitized by Google

Marsfelde den Pariser Armen ein Festmahl, hunderttausend Couverts zu zehn Franken, den Wein mit einbegriffen, und dann drückte man ein Auge zu. Das Mahl kostete just eine Million, aber es ist auch nicht jeden Tag Kindtaufe. — Ich schickte ein Schiff nach Ceylon, um dir die schönsten Perlen, und eines nach Brasilien, um dir die schönsten Diamanten holen zu lassen. Und wenn du täglich zum Frühstück einen gebratenen Paradiesvogel essen wolltest, so solltest du auch den haben. — Die ersten Künstler von Paris müßten in unserm Schloßhofe Tafelmusik machen, und von Zeit zu Zeit würfen wir ihnen eine Leibrente zum Fenster hinaus, aber in Papier gewickelt, um sie nicht allzu sehr zu demüthigen. — Und da du seit Langem London besuchen möchtest, dich aber vor der Ueberfahrt fürchtest, so könnte ich leicht, dir zu Gefallen, den unterseeischen Tunnel zwischen Calais und Dover ganz auf meine eigene Rechnung . . .

### Mit einer Million.

Wir würden uns zunächst so einrichten, daß es den Anschein hätte, als besäßen wir zwei oder drei, um nicht gar zu pauvre dazustehen. Nachher würde ich dir genau vorrechnen, daß wir höchstens tausend Franken wöchentlich auszugeben haben, was, wie du weißt, für Paris nicht viel ist, und dich bitten, nicht vor jedem Bijouterie- und Mode-Laden stehen zu bleiben, da ich einmal schwach genug bin, dir nichts abschlagen zu können. In die italienische Oper gingen wir doch von

Digitized by Google

Zeit zu Zeit, und im Sommer auf einen Monat nach Baden oder Ems, nachdem ich dir vorher heilig gelobt, nicht an den dortigen Banken zu ſpielen. Für den Winter hätteſt du in Paris viel zu thun, ſchon als dame-patronesse verſchiedener wohlthätiger Vereine und Stiftungen, und eine Menge Billette für Lotterieen, Concerte und Bälle zum Beſten der Armen gingen durch deine ſchönen Hände. Ich würde durch deinen Einfluß in die Kirchenfabrik unſerer Pfarrei gewählt, oder zum Adjuncten des Maire unſeres Arrondiſſements, vielleicht gar zum Capitain der Nationalgarde ernannt werden. Du warſt ja ſtets der Meinung, daß mir die Uniform gut ſtehen würde. Einen Ball könnten wir im Winter geben, jedoch nicht mehr als einen, und hier und da ein kleines Diner. Du weißt, wie ich ſie liebe: keine Schmarotzer an voller Tafel, ſondern gute Freunde, gute Gerichte und vor allem guten Wein. Den Weinkeller würde ich ganz allein beſorgen und den Schlüſſel ſtets in der Taſche tragen, denn den Domeſtiken iſt in dieſer Hinſicht ...

Mit hunderttauſend Franken.

Ade, Ade Paris! häßliche Lutetia, im Winter voll Schmutz und Nebel und im Sommer voll Staub und Hitze. Ich kenne ein reizendes Dörfchen zwiſchen Fontainebleau und Montereau. Dort kauften wir ein niedliches Häuschen mit Garten und Feldern; oder wir könnten auch einen großen Meierhof in Pacht nehmen. Du erinnerſt dich, daß ich ſtets eine Vorliebe für die

Digitized by Google

Landwirthſchaft hatte. Natürlich gehörten wir zu den Vornehmen des Ortes und hätten jeden Sonntag einige Honoratioren zu Tiſche. Abends eine Partie Schach mit dem Herrn Pfarrer, dem Herrn Friedensrichter oder dem Herrn Notar, oder auch eine Partie Whiſt mit allen Dreien, den Robber zu vier Sous. Du bereiteſt unterdeſſen den Thee und unterhältſt dich mit den Frauen jener Herren über Hausſtandsſachen, namentlich über eingemachte Früchte, die ich ſo gern eſſe, und über die unzuverläſſigen Köchinnen. Leiſe ſtehſt du auf und holſt aus dem Schlafzimmer die neue Sammt-Mantille, die ich dir aus Paris habe kommen laſſen: die Damen bewundern dich mit Ach und Weh; die Notarsfrau wird ein bischen gelb vor Neid. Doch du verſprichſt ihnen den Schnitt deiner Mantille als Muſter für die ihrigen, und das macht Alles wieder gut. Nimm dich aber um's Himmelswillen in Acht, und verrathe in deinen Erzählungen nicht, daß ich früher in Paris Feuilletons und ſogar Romane geſchrieben habe, daß wir zur Carnevalszeit auf den Opernball gegangen ſind, und daß du manchmal in einem Pariſer Liebhabertheater als Soubrette aufgetreten biſt. Das, namentlich das Letztere, würde hinreichen, uns in die Acht zu erklären, und wir wären verloren. Nur der Doctor bliebe uns vielleicht treu. Aber dadurch würde unſere Lage nur noch ſchlimmer, denn der Doctor iſt überall als Rationaliſt bekannt und verrufen, wie die meiſten Aerzte. Alſo vorſichtig, ma chère. Alljährlich gingen wir auf einen Monat in aller Stille nach

Digitized by Google

Paris, um unsere Bekannten zu besuchen, und uns mit eigenen Augen zu überzeugen, ob der Boulevard des Italiens und das Palais-Royal noch immer auf ihrem alten Platze stehen, ob die große Oper noch immer nicht fertig geworden ist, ob die Offenbach'schen Opern noch immer volle Häuser machen, ob man im Pavillon d'Ermenonville des Bois de Boulogne noch immer so theuer und schlecht zu Mittag speist, ob ...

Mit zehntausend Franken.

Wir können damit gerade ein Gemälde von Delacroix kaufen, oder auch den schönen Brillantring, den wir neulich bei Fontana besehen haben, oder ein hübsches Grauschimmel-Gespann bei Marx. Ich könnte auch mit der Summe nach Homburg reisen, um die dortige Pharaobank zu sprengen; aber das wäre Leichtsinn. Lieber bewürbe ich mich bei Eichthal, bei Lafitte, oder sonst bei einem großen Pariser Banquier um eine Cassirerstelle, wozu just 10,000 Franken Caution nöthig sind. Wir könnten auch mit unserm Gelde eine neue Zeitung gründen und den Prospectus und die erste Nummer gratis umhersenden; aber wenn uns dann die Abonnenten ausblieben?

Oder wir könnten auch (eine schöne Idee!) auf acht Tage reiche, vornehme Leute sein, steinreich und hochvornehm: fürstliche Wohnung in der ersten Etage des Grand Hôtel, zwei Lakaien, brillante Equipage mit einem hirschfänger-umgürteten Jäger, wie der preußische Gesandte, eine Loge in der italienischen Oper; ich einen

Digitized by Google

Anzug von Dufautoy und Stiefel von Sakoski, du einen Hut von Madame Baudran und eine Sammtrobe von Madame Palmire. Aber, wie gesagt, nur auf acht Tage. In der letzten Stunde des letzten Tages verschwände all der Schimmer und Glanz. Die prächtige Caroſſe mit den stolzen Rennern verwandelte sich, wie bei Aschenbrödel, in eine von Maikäfern gezogene Wallnußschale, und wir selbst — doch ich will das Bild nicht weiter ausmalen. Ich könnte dir auch eine maison meublée kaufen, Pension de Famille, wo du table d'hôte hieltest und wo man nach Tische einen kleinen unschuldigen Landsknecht auflegte. Aber dafür müßtest du Witwe sein, und noch dazu eine Generals- oder Obersten-Witwe, und du begreifst, daß sich das nicht leicht machen ließe. Aber wir könnten mit unserm Gelde sehr gut...

### Mit tausend Franken.

Willst du ein Piano von Erard? Es kostet gerade so viel. Du spieltest darauf: „Du, du liegst mir im Herzen," oder noch besser: „Ach, das Gold ist nur Chimäre!" — Oder willst du eine Obligation der Bank von Frankreich? — Oder hundert Flaschen echten Cliquot? — Oder willst du von Havre nach New-York reisen, aller et retour, und erste Cajüte? — Wenn ich ein leichtgläubiger Speculant wäre, könnte ich die 50 Louisdors Eugène geben, der mir seit Jahr und Tag versichert, er könne mit tausend Franken einen gewaltigen Coup an der Börse machen und dadurch

Digitized by Google

ſein und mein Glück. Lieber noch gründete ich eine Actien-Geſellſchaft. Die 1000 Franken würden gerade zu den erſten Zeitungs-Annoncen hinreichen. — Auch einen Stellvertreter beim Militair kann ich mir dafür kaufen, aber nur in Friedenszeiten, und du weißt, daß unſer Portier ſeit Langem einen allgemeinen europäiſchen Krieg prophezeit. — Oder für dich einen franzöſiſchen Caſchmir von Biétry, dem Lieferanten der Kaiſerin; oder für mich einen Chronometer von Bréguet, kurz eine Menge ſchöner Sachen, daß Einem wirklich die Wahl ...

### Mit hundert Franken.

Es geht mit unſern Capitalien auf die Neige, liebes Kind, aber wir brauchen deshalb nicht den Muth zu verlieren. Zunächſt ſind hundert Franken noch immer eine ganz hübſche Summe. Wenn wir ſie der kaiſerlichen Regierung geben und ſie im grand livre einſchreiben laſſen, ſo verſchaffen wir uns dadurch ein jährliches Einkommen von vier Franken fünfzig Centimes. Aber ich war nie ein großer Freund der Staatsrente, die ſteigt und fällt und bei der man außerdem in revolutionären Zeiten ſein Capital riskirt. Ferner iſt der Staat reich genug, auch ohne unſere hundert Franken: behalten wir ſie daher lieber. — Dabei fällt mir ein, daß man in den Magazinen der Chauſſée d'Antin noch immer ausverkauft und daß du gerade für hundert Franken ein Atlaskleid haben kannſt, das noch im vorigen Jahre ſechshundert gekoſtet hat,

Digitized by Google

ſo wenigſtens ſteht es auf dem Zettel. Die Gelegenheit ſcheint mir wirklich günſtig. Oder ziehſt du einen Marder-Muff vor, den daſſelbe Haus ebenfalls für hundert Franken anbietet und der anderswo überall fünfhundert koſtet? Ich laſſe dir die Wahl. Auch ſonſt kannſt du für die fünf Goldſtücke viel kaufen: einen Meter Brüſſeler Spitzen zu einem Schleier für dein hübſches Geſicht, fünf Meter Sammt zu einer Mantille, zehn Meter Seidenzeug zu einem Kleide, zwanzig Meter Popeline zu zwei Kleidern, dreißig Meter Leinwand, hundert Meter Shirting, zweihundert Meter Calicot. Von dem letztern würden wir ein blaues, weißes und rothes Stück nehmen, am Napoleonstage dreifarbige Fahnen daraus machen und in unſerer Straße gratis vertheilen. Wir erregten dadurch die Aufmerkſamkeit der Municipalität, deren Pflicht es iſt, die loyalen Bürger allerhöchſten Orts zu empfehlen. Meine Ernennung zum Staatsrath könnte nicht ausbleiben, aber ich würde ſie nicht annehmen: mein Bewußtſein genügte mir. — Oder möchteſt du noch ein Mal recht fein diniren? Spargel und junge Erbſen im Januar, und Erdbeeren zum Nachtiſch. Wenn du nicht allzu große Anſprüche machſt, ſo würden die hundert Franken reichen. — Als gebildeter Mann ſollte ich eigentlich die neue Auflage des geſammelten ‚Moniteur' kaufen, die unſer Freund, der Buchhändler Plon, für hundert Franken liefert, und von der er in ſeinem Circular behauptet, daß jeder gebildete Mann ſie beſitzen müſſe. Aber das wäre nur ein egoiſtiſcher Kauf

Digitized by Google

für mich allein; denn du lieſeſt ja keine Zeitungen. — Wir könnten auch unſer Bankbillet in irgend einem Omnibus liegen laſſen, das alsdann von dem redlichen Conducteur gefunden und auf die Polizei-Präfectur gebracht würde, wofür er den prix Monthyon erhielte, 2000 Frcs., die er mit uns theilte. — Aber dieſe Speculation ſcheint mir zu gewagt. Lieber gehe ich zu Rothſchild und ſage ihm, ich hätte die hundert Franken auf dem Trottoir vor ſeinem Hauſe gefunden und wolle ſie nicht behalten: ich ſei arm aber ehrlich. Das könnte ihn rühren, und er liehe mir vielleicht eine halbe Million, um ein Geſchäft anzufangen und dadurch wieder zu meinem frühern Reichthum zu kommen; was meinſt du?...

### Mit zehn Franken.

Das Gold hat uns verlaſſen — ſollteſt du Recht gehabt haben, als du damals ſangſt: „Ach, das Gold iſt nur Chimäre!“? Unſere zehn Franken beſtehen aus zwei Fünffranken-Thalern, der eine noch dazu mit dem Bildniß Louis Philippe's, und der andere mit demjenigen Napoleon's, zwei einander feindliche Dynaſtieen, ein Beweis mithin, daß die beiden Thaler ſich nicht lange in unſerer Taſche vertragen werden. Wir könnten ſie deshalb theilen und jedes einen nehmen und damit unſer Glück verſuchen. Als wenn ein Thaler nicht viel Geld wäre! Ich erinnere mich noch, als ich in die Quinta verſetzt wurde, wie mein Vater mir zur Belohnung einen Thaler ſchenkte. Es war mein erſter,



Digitized by Google

und ich war so froh und stolz über meinen Schatz, daß ich glaubte, dafür wenigstens den halben Kramladen vis-à-vis kaufen zu können. Ich rieb und putzte den Thaler mit Kreide spiegelblank, und legte ihn beim Schlafengehen unter mein Kopfkissen. Schöne Zeit! Wie manche Thaler sind mir seitdem durch die Hände gegangen, und ich hatte nicht Zeit, sie blank zu putzen. Ich wäre also fast versucht, diesen zu behalten. — Und du, was gedenkst du mit dem deinigen anzufangen? Hast du noch immer die häßliche Gewohnheit, die Haselnüsse mit den Zähnen aufzubeißen? Nimm dich in Acht, bei Dorigny kostet jeder neue Zahn fünf Franken, du könntest also nur einen riskiren. Gebrauche daher lieber den Nußknacker.

Du kannst auch deine fünf Franken in ein Bureau de Placement tragen und dadurch, wenn Fortuna dir hold ist, die Stelle einer Gesellschaftsdame bei einem alten reichen Herrn erlangen, der dich nachher in seinem Testamente als Universalerbin einsetzte; aber das würde mich eifersüchtig machen. — Du bekommst auch ein Paar Jouvin-Handschuhe für fünf Franken. Aber nimm dunkele; sie dauern um so länger. — Oder wir legen unser Vermögen wieder zusammen und nehmen für unsere zehn Franken ein Loos in einer Frankfurter Rittergüter-Lotterie. Ich hab' mir wenigstens erzählen lassen, daß man in Deutschland manchmal ganze Herrschaften ausspielt, oder gar Fürstenthümer, und wir könnten Glück haben. — Oder willst du mit dem Dampfschiffe nach Saint-Cloud fahren und in einem

Digitized by Google

idyllischen Pavillon am Ufer der Seine ein Karpfen-Ragout essen und Cider dazu trinken? Sehr verführerisch, nicht wahr? Die grauen Zeugstiefel, die dir gestern so gefielen und die du für zehn Franken so billig fandest, darfst du dir dann freilich nicht kaufen, sonst . . .

### Mit einem Franken.

Wehmüthig betrachtest du das kleine Silberstück und bedenkst nicht, daß man Einem der vielen tausend Bettler damit einen festlichen Tag bereiten könnte. Wenn du willst, so wechsele ich den Franken in zwanzig einzelne Sous um und wickele sie in sauberes Papier zu einer hübschen Geldrolle: unsere letzte Illusion! — Aber ich weiß etwas viel Besseres. Sieh, bei all unserm Reichthum haben wir eigentlich nie recht an den lieben Gott gedacht. Jetzt, da wir arm geworden sind, kehren wir zu ihm zurück: das ist der allgemeine Lauf der Welt. Jeder Dorfpfarrer liest uns für unsern Franken eine stille Messe, die vor Gott eben so viel gilt, als die prächtigen Hochämter mit Orgel, Musik und Gesang in Notre-Dame. Wir knieen andächtig und still nieder und beten für unsere hinübergegangenen Lieben, die wieder ihrerseits im Himmel für uns bitten. Sag', können wir unsern Franken besser anwenden?

### Mit einem Sou.

Nun machst du gar ein Armsündergesicht, so kläglich anzusehen, daß ich beinahe darüber lachen möchte.



Digitized by Google

Weißt du denn nicht, daß ein Sou aus fünf Centimen besteht, und daß jeder Centime, wenn er neu ist, einem kleinen goldenen Fünffrankenstück zum Verwechseln ähnlich sieht? Kupfer! antwortest du mit verächtlicher Betonung. Aber ich bitte dich, geh' in die Münze und laß dir sagen, welch einen wichtigen Rang dort das Kupfer einnimmt: nicht ein Goldstück können sie ohne Kupfer prägen. Ein Sou hat schon das Glück eines Menschen begründet. Das habe ich an mir selbst erfahren. Erinnerst du dich noch, wie ich dir im vorigen Jahre zu deinem Namenstage ein kleines Veilchenbouquet brachte? Ich kannte und liebte dich längst, aber ich hatte noch keine Erklärung gewagt. „Mein Fräulein," sagte ich zitternd, „ich bringe Ihnen ein kleines Bouquet. Es kostet nur einen Sou, aber, wenn Sie mir ein solches schenkten, und mit derselben Gesinnung wie ich Ihnen, so würde ich mit keinem Könige tauschen." Von da an datirt mein Glück, und du hast mir später selbst gestanden, daß du das kleine Bouquet wie eine Reliquie aufbewahrtest. Sei also nicht böse auf den armen, unscheinbaren Sou. Indeß, wenn du willst, so gebe ich ihn dem ersten kleinen Kaminfeger, der uns begegnet. Die Savoyardenknaben sind die dankbarsten unter allen Pariser Bettelkindern, denn wenn man ihnen auch nur einen Sou schenkt, so wünschen sie dem Geber alle Schätze der Erde: »toutes les richesses de la terre«. Das wäre ja noch mehr, als die erträumte Milliarde, die wir einst besaßen.

Digitized by Google

## IX.

### Das Diner eines Lanciers.

Eine schöne Waffe, die Lanze, und schmucke Soldaten, die Lanciers. Die Lanze blitzt mit ihrer Spitze wie Silber in der Sonne, und das Fähnchen daran flattert lustig im Winde. Die Lanciers selbst, die elegantesten unter allen Cavalleristen, sind überall, wo sie erscheinen, vielwillkommen, und die Damen zumal sind ihnen zärtlich gewogen. Ich brauche nur an die Lanciers-Quadrille zu erinnern, um die Herzen aller meiner Leserinnen in lebhafte Bewegung zu bringen.

Die alten unter ihnen (nicht unter meinen Leserinnen, Gott bewahre! sondern unter den Lanciers) sind allerdings weniger elegant und poetisch, als die jungen, aber sie haben sonst ihre interessanten Seiten. So kenne ich einen, den ich gern dem Leser vorführen möchte — nur vorführen; sie brauchen ihn deshalb nicht gleich zu Tische zu bitten. Er ist pensionirt, mithin einer aus der alten Schule, ein freundlicher, liebenswürdiger Mann, der sehr gut Billard und Domino spielt und stets gewinnt, wenn ich mich mit ihm einlasse; aber seine Haupteigenschaft, worin er vielleicht bei Militair und Civil unübertroffen dasteht, ist ein ungeheuerer Appetit. Ich habe „ungeheuer" gesagt, und der Leser mag selbst urtheilen, ob ich übertreibe, wenn ich behaupte, daß die Lanze dieses Lanciers in eine Riesen-

Digitized by Google

gabel verwandelt ist. Doch ich will ihn selbst erzählen lassen.

„Sie wundern sich, junger Freund?“ sagte er mir kürzlich, als wir zusammen im Cadran-Bleu auf dem Boulevard du Temple dinirten, wo er beim dritten Gange ein Huhn fast allein „vertilgte“, „Sie wundern sich über meinen Appetit? Aber ich bin ein Kind gegen früher, und was ich jetzt leiste, ist nicht der Rede werth. Als ich fünfundzwanzig Jahre alt war, und im activen Dienst stand (der active Dienst macht gewaltigen Hunger!), aß ich täglich gegen neun Pfund Brod und wurde trotzdem niemals ganz satt. Dabei war mein Beutel stets sehr mager, so daß es mir manchmal recht schlimm ging. Einmal habe ich sogar einen heiligen Michael mit Haut und Haaren verzehrt.“

„Einen heiligen Michael?“ rief ich erstaunt.

„Wie ich Ihnen sage, und den Drachen obenein. Es ist lange her, denn ich zähle jetzt sechszig Jahre; aber ich weiß die Geschichte noch, wie wenn sie gestern passirt wäre.

Es war im Jahre 1818; ich hatte einen zweimonatlichen Urlaub bei meiner Familie in der Nähe von Rouen zugebracht und wollte nach Lille zurück, wo mein Regiment in Garnison lag. Am Abend vor meiner Abreise gab mein Vater mir einen Brief an einen seiner Freunde, Monsieur Mauprat in Gisors, mit dem er die Campagne in Holland unter Pichegrü gemacht hatte.

Gisors ist eine niedliche kleine Stadt im Eure-

Digitized by Google

Departement, bekannt wegen ihrer Spinnereien und Webereien: 4000 Einwohner.

Eisenbahnen gab es damals noch nicht; ich fuhr also mit der Diligence nach Gisors.

Ich weiß nicht, welchen Einfluß das Fahren in einer Diligence auf Ihren Magen hat; bei mir hat es stets einen wahren Heißhunger hervorgerufen. Zufällig wurde gerade in Gisors Mittag gemacht; wir stiegen aus und traten sofort in die »goldene Sonne«, wo die Table-d'hôte bereits servirt war. Um ganz sicher zu gehen (man muß sich oft vor einer Table-d'hôte in Acht nehmen), fragte ich unter der Hand die aufwartende Magd nach dem Preise. Drei Franken, Herr, antwortete sie, und drei Franken zehn Sous mit dem Kaffee. Du hast an die rechte Thüre geklopft, sagte ich zu mir selbst und nahm einen Stuhl. Ich setzte mich bequem zurecht, zwischen einen Herrn und eine Dame, nicht ohne höflich zu meinem Nachbar links zu sagen: Pardon, Monsieur, und zu meiner Nachbarin rechts: Pardon, Madame; so daß kein Mensch etwas Schlimmes ahnte.

Der Wahrheit die Ehre, die Table-d'hôte war stattlich servirt, für eine Stadt wie Gisors famos! Es war so ziemlich von Allem da: Fische und Braten, warme und kalte Beigerichte, Gemüse, Pasteten, ein Pudding — wie gesagt, für Gisors süperb! Und was mir am besten gefiel: es stand schon Alles bereit (das langsame Auftragen und Herumreichen der Gerichte hat mich stets so geärgert); hier konnte Jeder zulangen und

Digitized by Google

sich bedienen, wie es ihm beliebte. Natürlich übrigens, denn die Reisenden hatten zwanzig, höchstens fünfundzwanzig Minuten, und damals galt noch das Sprichwort: der Eilwagen wartet nicht.

Die armen Leute, die das sehr gut wußten, fingen hastig an zu schlucken, nahmen da ein Stück und dort eines, ohne Bedacht und Wahl: sie dauerten mich wirklich. Ich hingegen, der ich ja am Ziel meiner Reise angekommen war, verfuhr mit Nachdenken und Ruhe; denn ich hatte ja nicht nöthig, mich zu beeilen. Um den aufwartenden Mägden die Arbeit zu erleichtern, zog ich leise nach und nach mehrere Schüsseln in meine Nähe, deren Inhalt ich ohne besondere Anstrengung verzehrte, wodurch ich ihnen wieder die Mühe des Herumreichens ersparte. Dann und wann verwechselte ich über dem Essen die Weinflaschen und griff »aus Versehen« nach derjenigen meines Nachbars links, oder meiner Nachbarin rechts; aber ich that es nie, ohne mich mit der größten Höflichkeit nach beiden Seiten hin zu entschuldigen: Pardon, Monsieur! Pardon, Madame!

Die ersten zehn Minuten ging Alles gut; aber dann fing man an, mich zu beobachten, als wenn an einem essenden Menschen etwas Besonderes zu sehen wäre. Ich hörte sogar eine Art von Gemurmel unter den Gästen, aber es störte mich nicht. Ein dicker Pächter, der mir gegenüber saß, verlangte mit lauter Stimme die gebratene Leber. »Der Herr da,« antwortete die Aufwärterin und wies auf mich, »hat das

Digitized by Google

letzte Stück genommen.« Das ehrliche Mädchen sagte die reine Wahrheit; sie hätte freilich eben so gut »das erste Stück« sagen können, denn ich hatte die Schüssel allein verzehrt ... gebratene Leber war stets mein Leibgericht! — »Geben Sie doch die Kalbsbrust herüber,« sagte eine alte Dame, die weiterhin nach oben saß ... Ich that, als hörte ich nicht; denn ich hatte sie gerade auf meinem Teller und war gar nicht Willens, sie abzutreten ... ich kenne nichts Delicateres, als eine geschmorte Kalbsbrust! Man rief nach dem Spinat mit Eiern; ich hatte ihn just meiner Nachbarin präsentirt, die sich bedankte; ich sah daher nicht ein, weshalb ich auf ihre Portion verzichten sollte, zumal ich schon vorher davon gekostet und ihn vortrefflich gefunden hatte ... Spinat mit Eiern ist eines meiner liebsten Gemüse!

Das Gemurmel wurde lauter, aber ich kehrte mich an nichts: ein Soldat darf die Furcht nicht kennen. Ich speiste ruhig weiter, nahm eine halbe gebratene Ente, um wenigstens noch ein Stück Fleisch vor dem Pudding zu essen, als auf einmal der Conducteur die Thür aufriß: »Eingestiegen, meine Herren, eingestiegen!«

Wer je mit dem Eilwagen gereist ist, kennt die Bedeutung jener schrecklichen Worte, die stets mit lauter Mißbilligung empfangen werden. Der Conducteur bewilligt noch gnädig fünf Minuten, während man ihm ein Glas Wein einschenkt, hält aber dabei die Uhr in der Hand. »Eingestiegen!« heißt es zum zweiten und zum

Digitized by Google

dritten Male, und dann hilft kein Flehen und kein Sträuben mehr. Die armen Reisenden werfen noch einen sehnsüchtigen Abschiedsblick auf den Nachtisch, den sie leider unberührt lassen müssen — und hinein in den Wagen. Ganz so geschah es auch in Gisors, nur mit dem Unterschiede, daß ich für meine Person ruhig sitzen blieb. Ich verzehrte den Pudding und zwar den ganzen Rest, da ja doch Niemand mehr davon essen konnte, und griff nach einem Edamer Käse ... für mich der köstlichste Käse unter der Sonne! Der Wirth, der ab- und zuging und mich schon verschiedentlich mit scheelen Augen angesehen, klopfte mir endlich auf die Schulter und sagte: »Junger Herr, beeilen Sie sich; der Postillon knallt; die letzten Passagiere sind schon eingestiegen.« »Meinetwegen,« erwiderte ich, »und glückliche Reise; ich fahre nicht mit, denn ich bleibe in Gisors.«

»Deckt ab! Deckt ab!« schrie der Wirth, als ob Feuer im Hause wäre; »deckt ab!« Er selbst griff nach dem Käse und nach einer Torte, die jungfräulich des Anschnitts wartete und die ich bereits beliebäugelt hatte. Zwei Mädchen erschienen auf den Ruf, und ein verzweifelter Kampf begann. Mit der Rechten langte ich nach einer Schüssel Erdbeeren und glaubte sie schon in sicherer Hut, als man sie heimtückisch mir entwand; mit der Linken griff ich nach einem Teller Macronen, aber auch ihn eroberte ich nicht: die Weiber kamen mir zuvor. Sie trugen mit dem Siege die letzten Nachtischreste davon, schlugen lachend die Thür zu und

Digitized by Google

ließen mich an der abgedeckten Tafel allein. Sie hatten das Tischtuch gelassen. Mitten auf demselben standen zwei Blumenvasen und zwischen diesen Vasen ein großer Aufsatz, den ich bis dahin gar nicht bemerkt hatte. Ich sah mir das Ding näher an. Es war ein Aufsatz aus Kuchen- oder Pastetenteig, der wohl schon Jahr und Tag dort paradirte: auf dem Piedestal der heilige Erzengel Michael mit der Lanze; der Drache zu seinen Füßen; beide aus Zuckerguß. Mich interessirte vorzüglich der Heilige, der recht hübsch aussah, aber die Lanze falsch eingelegt hatte. Die Lanze, das war mein Fach. Daß ich's kurz mache: ich brach unten am Rande ein Stück ab und steckte es in den Mund, nur um zu probiren. Der Marcipan, oder was er sonst sein mochte, war hart, aber essen ließ er sich dennoch. Lieber Gott, ein junger Soldat, der hungerig ist, nimmt es nicht so genau! Und hungerig war ich wirklich noch, meiner Treu, und ärgerlich obenein, denn man hatte mich ja um den Nachtisch gebracht. Ich esse also das Fußgestell, darauf den Drachen und endlich den Heiligen selbst; in diesem Augenblicke tritt der Wirth herein, schaut mich an und bleibt sprachlos und wie angenagelt stehen. Endlich macht er sich Luft: »Mein Erzengel Michael!« ruft er und schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. »Herr, den Tafelaufsatz, das Werk meiner seligen Frau . . . .!« — »Da haben wir's,« antwortete ich; »er ist vielleicht zehn Jahre alt, und deshalb war er auch so hart und zähe.« Darauf bezahlte ich meine drei Franken und ging fort.

Digitized by Google

Plötzlich fällt mir aber der Brief meines Vaters ein; ich frage einen vorübergehenden Herrn nach der Adresse des Herrn Mauprat.

»Monsieur Mauprat?« wiederholt er. »Dort an der Ecke; das Haus mit der grünen Thüre. Aber ich rathe Ihnen nicht, ihn heute zu belästigen: denn er hat alle Hände voll zu thun.«

Ich lasse mich durch diesen Nachsatz nicht irre machen, sondern gehe dreist in die bezeichnete Wohnung. Schon auf der Treppe sehe ich viele Personen in eleganter Toilette, und gelange nur mit Mühe bis zum Hausherrn. Dieser, ein alter, gemüthlicher Mann, sieht mich zuerst verwundert an; als er aber den Brief meines Vaters gelesen, umarmt er mich herzlich und ruft: »Daran hat dein Alter recht gethan, Franz, daß er dich zu mir schickt. Und du konntest keinen bessern Tag wählen: meine Tochter verheirathet sich heute. Wir gehen gleich zu Tische. Du bleibst natürlich bei uns.«

»Aber,« entgegnete ich schüchtern, »ich komme so eben von der Table-d'hôte in der goldenen Sonne.«

»Ei was,« lachte er, »die Table-d'hôte-Diners wiegen nicht schwer. Ich kenne das. Du willst dich nur geniren. Uebrigens weiß ich ein gutes Mittel.« Bei diesen Worten zog er mich vor ein Buffet, schenkte mir ein großes Glas Cognac ein und sagte: »Da, das trink' aus, und du wirst bald nichts mehr von deinem Diner spüren.«

Hatte er Recht, der gute Monsieur Maupart, oder

Digitized by Google

hatte er Unrecht? Kurz und gut, ich trinke das Glas Cognac und bin wirklich wie neu geboren; und ehe ich mich recht besinne, sitze ich mit etwa fünfzig Herren und Damen an einer großen Tafel. Der Duft einer köstlichen Bouillon mit Schwimmklößchen läßt mich vollends mein erstes Diner vergessen, und als das Rindfleisch herumgereicht wird, nehme ich mir mein bescheiden Theil, wie die übrigen Gäste.

»Alter Freund, du kommst ja so spät!« höre ich Monsieur Mauprat einem neu eintretenden Herrn zurufen.

»Wenn du wüßtest, was mich zurückgehalten hat!« war die Antwort. »Denke dir, ich hatte an meiner Table d'hôte einen Menschen, oder einen Menschenfresser, der mir Alles aufgezehrt hat; noch fünf Minuten, und er hätte meine Blumenvasen verschlungen.«

Die Stimme war mir bekannt; ich drehe mich um, und der Wirth aus der Sonne steht vor mir. Wie der mich sieht und noch dazu wieder bei Tische und vor einem vollen Teller, wird er fast ohnmächtig vor Schreck, der alberne Tropf! Er greift nach einer Stuhllehne, um nicht hinzufallen. »Was hast du, Freund?« fragte Mauprat bestürzt, und der Wirth stottert, indem er auf mich zeigt: »Der ist es eben; auch meinen Erzengel Michael hat er aufgefressen; du weißt, den Aufsatz von meiner seligen Frau!« — »Da seid ihr ja alte Bekannte!« rief Mauprat lachend und wies auf einen leeren Platz an meiner Seite. Der Wirth setzte sich neben mich, aber mit einem Gesicht,

Digitized by Google

als wäre ich Banquo's Geist gewesen, und bei jeder neuen Schüssel, von der ich mich bediente, stieß er einen leisen Angstruf aus. Wirklich lächerlich! Als wenn ein junger Mann keinen Appetit haben dürfte. Das Mahl war vortrefflich, ein wahrer Hochzeitsschmaus, wie immer in der Provinz.

Da haben Sie meine Geschichte vom Erzengel Michael und seinem Drachen. Doch trinken wir einmal auf unsere Gesundheit."

Eine schöne Waffe, die Lanze, und schmucke Soldaten, die Lanciers!

Digitized by Google

## Die portugieſiſchen Majeſtäten in Paris.

— 1865 —

Die Hauptfigur der Weihnachtswoche 1865, der Löwe, war ein feiner junger Mann mit noch ſehr jugendlichen, einnehmenden Geſichtszügen von entſchieden ſüdlichem Anſtrich, einfach elegant gekleidet, ohne Orden oder ſonſt ein Abzeichen hohen Standes, und in ſeinem Benehmen überaus freundlich und zuvorkommend gegen Jedermann. Er ging viel auf den Boulevards ſpazieren, gewöhnlich allein.

Dort tritt er in einen Bronzeladen und beſchaut ſich die tauſend prächtigen Wunderdinge, von denen wegen der nahen Feſtzeit gerade die herrlichſte Auswahl vorhanden iſt. Er fragt nach dem Preiſe einer koſtbaren Vaſe aus Onyx: viertauſend Franken. Er bittet höflich, ihm dieſelbe in ſein Hôtel zu ſchicken, und verlangt eben ſo höflich ein Stück Papier, um ſeinen Namen und ſeine Adreſſe aufzuſchreiben. — — Große Bewegung auf einmal im ganzen Magazin, ein Bücken und ein Verneigen rechts und links, von allen Seiten. Der Principal des Hauſes, der bis dahin

Digitized by Google

ruhig hinter seinem Schreibtisch gesessen hat, kommt hervorgestürzt und stolpert vor Verlegenheit und Ehrfurcht: er möchte gern seinen ganzen Laden dem Unbekannten zu Füßen legen. Dieser grüßt freundlich, nimmt seinen Spazierstock und geht davon, tout-à-fait wie ein gewöhnlicher Mensch. So kommt er auch zu Giroux, dem berühmten Spielwaarenhändler auf dem Boulevard des Capucines, wohin wir selbst ein Mal vor Jahren eine gewisse hohe Dame begleiteten, die einen Polichinell zu fünfhundert Franken kaufte. Er besieht und mustert auch dort alle Raritäten und fragt endlich nach dem Allerneuesten. Man zeigt ihm einen sogenannten Davenport'schen Schrank, im Jahr 1865 das gangbarste Weihnachtsgeschenk für große und kleine Kinder.

Da das Geheimniß des Schrankes offenkundig geworden ist, so hat die Pariser Industrie dasselbe für die Festzeit geschickt auszubeuten gewußt, und zwar als étrennes und à la portée de toutes les bourses. Für zehn Franken kauft man schon ein ziemlich passables derartiges Möbel: ein fußhohes Puppenschränkchen aus sauberm Holz, darinnen festgebunden auf einem Stuhl ein kleines Gliedermännchen und an den Wänden eine Kindertrompete, eine Mundharmonica und sonst ein derartiges Instrument. Man schließt das Schränkchen, drückt an eine verborgene Feder und eine kreischende Musik ertönt; man öffnet alsdann die Thüre und das Gliedermännchen steht fesselfrei vor dem Stuhle. Das kleine Möbel trägt die pikante Inschrift: »Armoire spirite des frères Davenport«. Wirklich eine sehr

Digitized by Google

gelungene Persiflage der amerikanischen Gaukelei! Natürlich steigen die Schränke je nach ihrer Construction im Preise, und für dreißig, vierzig Franken hat man den Geisterlärm in drei- und vierfacher Potenz. Giroux, der in all diesem Tand obenan steht, hat nun gar den wirklichen Davenport'schen Schrank, wie er ihn nennt, anfertigen lassen, mit zwei großen Wachsfiguren, die den Zauberbrüdern frappant ähnlich sehen, und mit allen möglichen Instrumenten ausgerüstet. Sogar der „Donner" fehlt nicht, und wenn das schreckliche Möbel aufgezogen und in Activität gesetzt wird, so ist der Höllenlärm, den es vollführt, kaum geringer als der des Originals in der Salle Herz. Der Preis dieses „Spielzeugs" ist freilich beinahe eben so hoch, als der des bewußten Polichinells; aber es findet trotzdem seine Käufer, wie der theuere Hampelmann.

Vor einem solchen Schrank nun blieb der feine fremde Herr stehen, ließ sich den Mechanismus erklären und fragte alsdann, nicht nach dem Preise (darum schien er sich wenig zu bekümmern), wohl aber, ob es noch größere und kostbarere Schränke der Art gebe. „O nein, Monsieur," antwortete hastig der redselige Commis, „man findet in ganz Paris nichts Schöneres, und wenn man einen für den prince impérial kaufen wollte." — Für den will ich ihn gerade haben," erwiderte der Herr: „Schicken Sie mir den Schrank in mein Hôtel." Er schrieb auch hier seine Adresse auf ein Blatt Papier, grüßte höflich und stand schon wieder unter den übrigen Spaziergängern auf dem Boulevard, als der Commis, fast zu Tode er-



Digitized by Google

ſchrocken von dem großen Ereigniß, ſich beeilte, ſeinen Chef von dem hohen Beſuche in Kenntniß zu ſetzen. Großer Aufruhr wie in dem Bronzeladen. Wie ein Lauffeuer ging es durch alle Säle; die hundert Herren und Damen, die in jenem Moment dort ihre Einkäufe machten, ſteckten die Köpfe zuſammen, und nicht wenige traten an die Fenſter, um den ſeltenen Gaſt vielleicht noch draußen zu erſpähen.

Aber dieſer war ſchon gegenüber in den Waffenladen von Devisme getreten, um ſich die neueſten Jagdbüchſen zeigen zu laſſen. Devisme ſieht ſofort, daß der junge Herr ein Kenner iſt und auch ein Mann von Stande, ahnt aber weiter nichts. Der Fremde wählt eine koſtbare Doppelflinte und ſpricht zugleich den Wunſch aus, dieſelbe zu probiren. Devisme, der an ſeinem neuen Kunden Gefallen findet, gibt ihm für den nächſten Tag ein Rendezvous in ſeinem Landhauſe in Neuilly und fügt ungenirt hinzu: „Um es Ihnen bequem zu machen, werde ich Sie morgen in meinem Wagen abholen. Wir können ſogar draußen frühſtücken, allerdings nur ein déjeuner de chasseurs: ein Stück Schinken und eine Omelette; aber ich habe einen Haut-Sauterne, der ſich ſehen laſſen kann.“ — „Vortrefflich,“ erwidert der Fremde treuherzig, „ich nehme Ihre Einladung an; hier iſt meine Adreſſe.“ — „Sire!“ ruft Devisme beſtürzt, als er einen Blick auf das Papier geworfen, „verzeihen Sie einem alten Jäger ſein Geſchwätz und ſeine Indiscretion. Wenn ich hätte ahnen können...“ — „So hätten Sie mich ver-

Digitized by Google

muthlich nicht eingeladen, n'est-ce-pas?" unterbrach ihn die junge Majestät. „Aber ich habe einmal zugesagt und rechne auf Sie. Au revoir!" Die Schießübung und das Frühstück fanden auch richtig Statt, nur daß der glückliche Wirth in aller Eile einige würdige Vorbereitungen getroffen und zu dem versprochenen Gerichte ein paar feinere Schüsseln hinzugefügt hatte.

Auf diese Weise amüsirte sich der König von Portugal, — Notabene, so lange er als Privatmann mit seiner „Frau Gemahlin" im Grand-Hôtel wohnte. Auch die junge Königin nahm oft an diesen kleinen Excursionen Theil. „Einen Regenschirm und einen Fiaker!" soll einst die Herzogin von Orleans zu Louis Philippe's Zeiten mit wehmüthiger Sehnsucht ausgerufen haben, als nach einem neuen Attentat auf den König die königliche Familie wieder auf einige Monate nicht ohne Bedeckung die Tuilerien verlassen konnte, und in dem prächtigen Palaste wie in einem Gefängnisse saß ... Die beiden, an sich so prosaischen Dinge bezeichneten nur zu gut die glückliche persönliche Freiheit des schlichten, unbekannten Bürgers, die eben dem armen geplagten Könige und den Seinigen nicht zu Theil wurde. Die portugiesischen Majestäten nahmen wirklich eines Tages eine Droschke und ließen sich über die Boulevards nach der Bastille fahren, um die dortige Julisäule zu besehen. Der alte Invalide, welcher am Eingange des Monumentes Wache hält und die Merkwürdigkeiten desselben in beredter Weise erklärt, schmunzelte, als der König ihm beim Fortgehen einen Louisdor



Digitized by Google

in die Hand ſteckte, und als gar die Königin daſſelbe that, ſchaute er den Davonfahrenden mit leuchtenden Augen nach und ſagte zu den Umſtehenden: »C'est au moins un prince et une princesse, sinon un roi et une reine; je m'y connais!« Der Stelzfuß hatte beſſer gerathen als die vornehmen Lieferanten der Boulevards. Zwei Mal hat auch der König dem alten Roſſini in Paſſy einen Beſuch gemacht. Das zweite Mal hatte der Maeſtro eine intereſſante Herrengeſellſchaft ihm zu Ehren gebeten, darunter Auber, Flotow und Verdi. Der König, ein vortrefflicher Muſiker und Sänger, wie man ſagt, ſpielte und ſang unter lautem Beifall verſchiedene Stücke; ſein Solo auf dem Violoncell riß die Anweſenden zu einer begeiſterten Ovation hin.

Lange dauerte allerdings der Genuß dieſes halben Incognito's nicht. Der Tod des Königs von Belgien rief die portugieſiſchen Majeſtäten nach Brüſſel zu den dortigen Beerdigungsfeierlichkeiten, und als ſie nach Paris zurückkehrten, war mittlerweile auch der kaiſerliche Hof aus Compiègne zurückgekommen. Dom Luis, der nunmehr officiell und als König dem Kaiſer Napoleon ſeinen Beſuch machte, mußte mit ſeiner hohen Gemahlin den Pavillon de Marſan der Tuilerien beziehen, wo ſtets die gekrönten Häupter logirt werden. Adieu von nun an die freien Promenaden auf den luſtigen Boulevards und der ſchöne Rundblick vom Balcon in der Bel-Etage des Grand-Hôtel, von wo aus man die Rue de la Paix und den Boulevard des Italiens, alſo den ſchönſten Theil der Weltſtadt überſieht, und wo das

Digitized by Google

elegante Paris von früh bis ſpät wie in einem Zauberſpiegel vorbeizieht! Adieu die Fahrten in dem Fiaker mit harten Kiſſen und drolligem Kutſcher, der zuerſt den Thaler Trinkgeld gar nicht annehmen wollte, weil er glaubte, „Monſieur und Madame“ hätten ihn zum Beſten! Adieu die ungenirten und intereſſanten Beſuche in den Läden und Bazars, und der Spaß über die beſtürzten Geſichter, wenn der König ſein ominöſes Stück Papier hingab! Adieu nicht minder die gemüthlichen Diners im Grand Hôtel, wo man auf der Speiſekarte nach neuen Gerichten ſuchte, und wo der Geſandte des Königs, der Marquis de Païva, ein liebenswürdiger Bonvivant, allerlei pikante Geſchichten aus der ganzen und aus der halben (ja, ja, auch aus der halben!) Pariſer Welt erzählte. Adieu das alles, bis zu dem bequemen Oberrock und Paletot, der ebenfalls von nun an für den König verpönt iſt, wie für die Königin das einfache ſeidene Kleid mit dem Sammtmantel.

Im Pavillon de Marſan hat Alles den großartigen allerhöchſten Zuſchnitt und Anſtrich; es riecht dort ordentlich nach Etiquette. Wenn die ſchönen, blühenden Topfgewächſe nicht wären, die überall in den Sälen und Zimmern vertheilt ſind, ſo könnte man dort wirklich ganz traurig werden. Der große Empfangſaal mit den berühmten vier Sèvres-Vaſen, deren jede ein Vermögen werth iſt, wenn man ſie überhaupt kaufen könnte, und mit den alten koſtbaren Gobelins aus Ludwig's XIV. Zeit iſt wunderſchön, aber trotz der Luftheizung ſo kalt und vornehm. Die beiden Thron-

Digitized by Google

seſſel auf der erhöhten Eſtrade in der Mitte, unter dem mit Adlern und Federbüſchen überladenen Baldachin, ſehen ſo langweilig aus, — ach ſo langweilig, daß wir der jungen Königin gern verzeihen, wenn ſie das Scribe'ſche Wort aus dem „Glas Waſſer" nachſpricht: »Quel embarras d'être reine!« Die hohen Fenſter des Saales ſind mit ſchweren goldbrokatenen Stoffen dicht verhangen, und wenn man auch die Vorhänge mühſam auseinander ſchlägt, um hinauszuſchauen, ſo ſieht man nichts als auf der einen Seite den einförmigen, blankgefegten Tuilerienhof, la cour d'honneur, mit hin und her ſprengenden Ordonnanzen und eilenden Dienern, und auf der andern Seite die kahlen Bäume des Tuilerienparks und den verödeten Garten, deſſen Marmorſtatuen ſo unglücklich ausſehen, als fröre ſie, gleich den paar Leuten, welche haſtig vorüberlaufen. Ja, ja, kleine Majeſtäten! man iſt nicht umſonſt König und Königin, und etwas muß man auch uns gewöhnlichen Menſchen laſſen!

So in dieſer Weihnachtswoche den luſtigen Spaziergang durch die Budenſtadt der Boulevards, die bereits aufgeſchlagen und in vollem Leben iſt, und wo wir noch um Mitternacht mit hunderttauſend andern frohen Geſichtern auf und ab ſpazieren — der altbekannte flimmernde, ſchimmernde Weihnachtstraum, über den ich gern hier gleich wieder ein paar Bogen vollſchriebe, wenn ich meinen Leſern nicht ſchon oft davon erzählt hätte.

Wie geſagt, Herr König und Frau Königin, etwas müſſen Sie uns armen Leuten ſchon laſſen! Sie haben

Digitized by Google

dafür das prächtige Gala-Diner im Marſchallsſaale und nachher Concert und Soirée... Schon wird die Tafel durch einen Ceremonienmeiſter angeſagt; der junge König in Generals-Uniform mit dem Grand-Cordon der Ehrenlegion, ſo will es die Etiquette (der Kaiſer legt dafür den Grand-Cordon des Chriſtusordens um), die junge Königin in goldgeſticktem Schleppkleide von rothem Atlas; ſogar einen Stern auf der Bruſt: ich weiß nur nicht, welchen. Ein ſchwarzer Huiſſier, mit langem ſilbernen Stabe und mit noch längern ſilbernen Ketten um den Hals, ſchreitet gravitätiſch voran. Die Flügelthüren der Galerie de Diane öffnen ſich wie von unſichtbarer Hand; in der Galerie ſelbſt rechts und links ein Dutzend Lakaien, goldbetreßt, kerzengerade, unbeweglich. Nur wenn die Majeſtäten vorübergehen, verbeugen ſie ſich tief, manche ſo tief, als wollten ſie mit der Naſenſpitze den blankgebohnten Parquetboden berühren. Am entgegengeſetzten Ende der Galerie zwei neue Huiſſiers, dies Mal aber mit Federbüſchen — meiner Treu! wie man ſie bei Schlittenfahrten den Pferden auf den Kopf ſteckt — und zwei kaiſerliche Kammerherren in hellblauem, ſilbergeſticktem Frack. Wieder gehen die Flügelthüren auseinander und der Ober-Ceremonienmeiſter erſcheint, der Marquis Feuille de Conches, dergeſtalt beſternt und bebändert, daß er bei Hofe längſt ſprichwörtlich geworden iſt, aber dabei ein liebenswürdiger Mann und geiſtreicher Schriftſteller. Die Hundertgarden an den Wänden, en grande tenue, ſalutiren mit gezogenem Säbel, — ein Verneigen nach

Digitized by Google

allen Seiten, und schon bietet der Kaiser der jungen Königin, der junge König der Kaiserin den Arm, und aus dem geöffneten Speisesaal, der in einem blendenden Lichtmeere strahlt, tönt sanfte Musik herüber zum Empfang der hohen Gäste. War das ein Glanz und eine Pracht! Man hatte sogar die Hoftrauer um den König von Belgien für jenen Abend ausgesetzt, um das junge Königspaar ganz besonders zu ehren.

Während der Tafel ist Alles still und feierlich, namentlich kein Gläser- und Tellerlärm; der ist arg verpönt in dieser hohen Sphäre. Nur Löffel und Messer und Gabel so leise und behutsam wie möglich gebraucht, um kein Geräusch zu machen! Die Damen ziehen nicht einmal ihre Jouvin-Handschuhe aus, auch essen sie so gut wie nichts; aber wenn sie sich bewegen, blitzt Alles an ihnen von Diamanten und Juwelen. Die Herren sehen auch nicht allzu glücklich aus in ihren enganschließenden Uniformen, aber sie trinken wenigstens gut, ein Glas nach dem andern, und wagen auch dann und wann ein halblautes Wort. Die Damen lächeln alsdann und öffnen die Lippen; ob sie jedoch wirklich etwas antworten, kann selbst ihr nächster Nachbar nicht sagen. Vollends wenn der Kaiser spricht, wird Alles mausestill; er verneigt sich darauf mit seinem Champagnerkelch gegen die kleine Königin, der kleine König thut ein Gleiches gegen die Kaiserin, alle Uebrigen bücken sich respectvoll auf ihre Teller hinab: man trinkt die Gesundheit der Majestäten. Weiter nach unten hin sitzt der Marquis de Païva, aber sein sonst so heiteres Gesicht hat er jetzt in ernste Falten gelegt — der arme Mann!

---

Digitized by Google

# Neues vom Jahre 1866.

## I.

Rückblick auf die Festzeit. Winterfrühling. Der Schlittschuhläufer-Club. Hochherzige Damen. Der Componist Flotow.

In den politischen Regionen hat das neue Jahr mit einer kleinen Enttäuschung begonnen, nämlich in Bezug auf die erwartete kaiserliche Thronrede, die dies Mal nichts war als eine kurze höfliche Antwort. Denn das Friedenswort am Schluß ist bekanntlich eine stereotype Phrase, die wir in den frühern Kriegsjahren ebenfalls zu hören bekamen. Im Ganzen aber hat die Festzeit, auf die wir einen Rückblick werfen wollen, ihren gewöhnlichen Verlauf genommen. Das Schönste und Beste des diesmaligen Neujahrstages war das herrliche Wetter, so schön, wie es sich die ältesten Leute in Paris in dem Maße nicht erinnern können. Die Notiz mag immerhin banal sein; aber wer hier den ersten Januar 1866 miterlebt hat, wird ihm ein langes freundliches Andenken bewahren. In der Regel

Digitized by Google

herrſcht nämlich in Paris während der letzten Decemberwoche ſo ſchlechtes Wetter, daß man im Volke ſprichwörtlich ſagt: »Un mauvais temps, comme au jour de l'an.« Man hat ſich aber längſt daran gewöhnt und vergißt über den vielen Freuden dieſe Schattenſeite der Feſttage. Dies Mal aber ſollte ſich das Sprüchwort umgekehrt bewähren: zehn Grad Wärme, ein prächtiger blauer Himmel und heller Sonnenſchein von Morgen bis Abend. Man mochte ſich noch ſo ſehr verwundern und ſich noch ſo ſehr das Anſehen geben, es nicht glauben zu wollen: es war wirklich ſo. Was daher an jenem Tage Alles in Paris auf den Beinen war, iſt geradezu unglaublich und nicht zu beſchreiben. Es gab nur ein Mittel, in dieſer Menſchenfluth nicht unterzugehen und ſich ihr trotzdem nicht zu entziehen, ſondern recht eigentlich in dieſelbe ſich hinein zu begeben, und dies Mittel koſtete nicht mehr als drei Sous, — doch gewiß eine Bagatelle, wenn es ſich um eine Neujahrsgabe handelt! Man ſtieg nämlich einfach auf den Impérial eines Omnibus und fuhr ſo von einem Ende zum andern durch Paris. Der ſchwere Wagen wand ſich langſam, faſt im Schritt, durch die tauſend und aber tauſend andern Fuhrwerke jeglicher Art, und man ſaß auf dem Drei-Sous-Platze wie auf dem beſten Obſervatorium. Ueberall, wo wir die Boulevards kreuzten, waren die Trottoirs ſchwarz von wimmelnden Menſchenmaſſen, die ſich nur mühſam weiter drängten und oft minutenlang ſtockten, unbeweglich, zum Erdrücken dicht, — ein

Digitized by Google

wahrhaft beängstigender Anblick. Von unserm hohen Stand-, richtiger Sitzpunkte aus konnten wir bequem in die Entresols und in die ersten Etagen hineinschauen, zumal die meisten Fenster offen waren: allenthalben gedeckte Tische und geputzte Herren und Damen und Kinder; in den neben uns hin- und herrollenden Wagen die blitzenden Uniformen und feinen Kleidungen der Neujahrs-Gratulanten. Kam gar eine Staatscarosse gefahren mit zwei bunten, gepuderten Lakaien hinten-auf, so wußte man, daß die Darinsitzenden zur Cour in die Tuilerien fuhren oder von dort zurückkehrten; und waren vollends die Carossen von Dragonern oder reitenden Jägern umgeben, so hätte man dreist den Hut ziehen können, ohne sich allzuviel zu vergeben. Wir thaten es freilich nicht; wer hätte auch Zeit zu solchen Nebensachen gehabt! Der Abend brachte uns als weitere Festgabe den Vollmond, und wer zwischen neun und zehn Uhr einen Tisch und Stuhl vor irgend einem Boulevard-Kaffeehause, gleichviel vor welchem, erobert hatte, konnte von Glück sagen. Noch um Mitternacht sah es aus, als hätte ganz Paris sich das Wort gegeben, gar nicht zu Bette zu gehen, und da der folgende Tag eben so schön war, so wunderte sich Niemand, daß man auch ihn noch zu einem Festtage machte.

So haben wir das neue Jahr, äußerlich wenigstens, unter den heitersten Auspicien angetreten; hoffen wir, daß sie sich in jeder Beziehung erfüllen werden!

Und doch, damit der Contrast nicht fehle, gab es auch traurige Gesichter unter den fröhlichen, aber,

Digitized by Google

Gott Lob, nur wenige, und überdies war die Traurigkeit zum Lachen.

Die Mitglieder des neuen Schlittschuhläufer- und -läuferinnen-Clubs waren trostlos über das schöne Frühlingswetter, das alle Welt erfreute, und jammerten über die zehn Grad Wärme, die sie gar zu gern in eben so viele Grad Kälte umgewandelt hätten. Aber wir ließen sie klagen und fühlten nicht das geringste Mitleid mit ihnen; ja, wenn nicht so viele Damen unter den Mitgliedern wären, so hätte man ihnen ernsthaft böse werden mögen. Dachten sie denn nicht an die zweimalhunderttausend Armen, die wie ein schrecklicher finanzieller und moralischer Alp auf der Weltstadt lasten, und die jeden Morgen ungestüm und laut an die Thüren des Stadtrathes und der Wohlthätigkeits-Anstalten klopfen, weil sie essen wollen und ihre Blößen decken und sich wärmen? Und je härter der Winter, um so wilder und verzweifelter das Drängen dieser Unglücklichen. Manches Hülfsbüreau schließt dann erst gegen Mitternacht, um denen gerecht zu werden, welche noch am späten Abend beim Central-Comité auf dem Stadthause, das in den drei Wintermonaten permanent ist, Brod-, Suppen- oder Kleidungs-Karten gelöst haben. Gewiß, daran dachten jene glücklichen Weltkinder nicht, als sie sich Schnee und Eis wünschten, um ihre neuen Schlittschuhe zu probiren, und ihre neuen Costüme zur Schau zu tragen. „Mon Dieu," rief im Jahre 1788 die schöne Ducheſſe de Chevreuſe an der Hoftafel in Verſailles, als die Rede

Digitized by Google

auf die ſchreckliche Theuerung kam, die eine wahre Hungersnoth zu werden drohte, „mon Dieu, wenn wir kein Brod mehr haben, müſſen wir Kuchen eſſen!“ Dies harte, unbedachtſame Wort mußte ſie ſpäter mit dem Leben bezahlen; ſie wurde guillotinirt. So ſchlimm iſt es allerdings heutzutage nicht, weder von der einen noch von der andern Seite. Aber die verehrten Mitglieder des erwähnten Clubs wollen es uns nicht übel deuten, wenn wir dem lieben Gott für die milde Lenzwitterung danken und Ihn zugleich bitten, recht lange damit fortzufahren, womöglich bis zum Frühling ſelbſt. Wenn dann auch Hr. Hausmann den bewußten See im Bois de Boulogne umſonſt hat ausgraben laſſen — er hat ſo Manches gethan, was eben ſo gut hätte unterbleiben können — und wenn auch der elegante Pavillon am Ufer jenes See's, mit ſeinen ſchwediſchen und ſibiriſchen Winterlandſchaften, vergebens auf ſeine ſtahlbeſchuhten Beſucher warten ſollte ... das Unglück iſt ſo groß nicht, und ein Veilchenbouquet am Buſen ſteht einer hübſchen Dame beſſer, als jene Riemenſandalen mit der ſcharfen Schneide an den Füßen. Um doch etwas zu thun, iſt im Local des Clubs ein großer Saal eröffnet worden, auf deſſen blankgewichstem Parquetboden ſich die eifrigſten Liebhaber mit Rollſchlittſchuhen verſuchen können; ſie haben dabei ſogar den Vortheil, nicht ausgelacht zu werden, wenn ſie auf die Naſe oder ſonſt wohin fallen, weil weniger Zuſchauer da ſind. Man ſpricht auch von einer Schlittſchuh-Quadrille, die für den nächſten Tuilerien-Ball unter

Digitized by Google

der directen Leitung von Strauß einstudirt wird. Aber könnten jene vornehmen, vom Glück so begünstigten Damen (von den Herren sprechen wir nicht: denen würden wir ganz anders unsere Meinung sagen) ihre Zeit und ihr Geld nicht besser und würdiger benutzen, als mit solchen Lappalien? Eine kecke, fast respectswidrige Frage, n'est-ce pas Mesdames!

Doch wir wollen auch die Antwort nicht schuldig bleiben. La voilà.

Man sah vielfach in der verflossenen Festwoche vier einfach gekleidete, aber verschleierte Damen durch die Budenstadt der Boulevards gehen, von einigen Commissionairen gefolgt, welche große Körbe trugen, still und ohne alles weitere Aufsehen. Diese Damen machten ihre Einkäufe, blieben aber immer nur vor denjenigen Buden stehen, die wenig oder keine Käufer hatten. Dann kauften sie, was ihnen eben unter die Hand kam: hier Spielzeug und sonstigen Kindertand, dort billige Anzüge, wollene Jacken, Handschuhe, Wintermützen und Filzschuhe; weiterhin Schreibmaterialien und kleine Hausgeräthe, wieder anderswo Pfeifen und Tabaksbeutel, dann endlich Kuchen, Orangen und Bonbons in großer Menge. Sie handelten nie um den Preis, sondern bezahlten sofort, was verlangt wurde. Oft, wenn die arme Händlerin allzu unglücklich und verlassen aussah, vielleicht gar von einigen schlechtgekleideten, halbverhungerten Kindern umgeben war, reichten sie einen Louisdor hin (ihre eleganten Portemonnaies waren ganz voll von Goldstücken) und

Digitized by Google

ließen großmüthig die kleine Münze liegen, die man ihnen herausgab. So gingen sie weiter und thaten, als hörten sie den Dank nicht noch die Segenswünsche, die man ihnen nachrief. Wenn die Körbe voll waren, so trugen die Commissionaire sie in zwei Fiaker, die langsam auf der Chaussée folgten, — alles, wie gesagt, still und ohne weiteres Aufsehen. »C'est peut-être l'Impératrice,« sagte eine arme Frau, deren kleine Tochter ein Zehnfrankenstück für nichts anderes als für ihre klägliche Miene erhalten hatte; »ou bien la reine de Portugal,« ergänzte ein alter Mann, der fast seinen halben Laden, noch dazu für den doppelten Preis, ausverkauft hatte und dem dabei die Thränen in den Augen standen. Gekrönte Häupter waren jene Damen freilich nicht; aber in der Brust trugen sie ein königliches Herz, und wenn es an mir läge, so setzte ich ihnen auch eine Krone auf. Zufällig war ich einige Tage später in der deutschen Mission, als dort gerade einer jener Körbe zur Vertheilung an die Schulkinder eintraf, wobei auch die Eltern nicht vergessen wurden. An fast zwanzig ähnliche Orte hatten jene vier Damen ihre Neujahrsgaben geschickt, meist anonym, oder nur mit einem kurzen begleitenden Billet. Einen Namen von den vier habe ich auf diese Weise erfahren, einen Namen, der auch in Deutschland einen schönen Klang hat; ich nännte ihn gern, aber ich darf nicht, o, um alles in der Welt, ich darf nicht!

Eh bien, Mesdames! Ist diese Geschichte nicht wie ein warmer Lenzgruß inmitten der winterkalten,

Digitized by Google

egoistischen Welt? Ob jene Damen geschickte Schlittschuhläuferinnen sind, weiß ich freilich nicht. —

Dergleichen hübsche Züge sind übrigens nicht selten in Paris, nur daß sie nicht immer ein gleich originelles Gewand tragen wie der eben erzählte. Wie wäre es auch sonst möglich, das stets schrecklicher und drohender sich aufrichtende Gespenst des Elends zu bannen? Das bloße Gefühl der Selbsterhaltung (von den edlern Regungen des Mitleids und der Nächstenliebe ganz abgesehen) sollte schon die Gleichgültigen anspornen, zu geben und zu helfen. In vielen vornehmen Salons sieht man daher auch mitten unter den kostbarsten Nippsachen und dem übrigen theuern Nichts, womit die Reichen sich umgeben, kleine Sparbüchsen: »Pour mes pauvres, s'il vous plaît.« Eine ironische Anomalie immerhin, aber es fällt doch manches Goldstück und mancher Thaler hinein, die viele bange Seufzer stillen und viele Thränen trocknen.

Der Franzose, trotz seines leichten Sinnes und der Sorglosigkeit, mit der er lustig in den Tag hineinlebt, zeigt vielfach ein offenes Herz für fremde Noth. Nur muß man ihn an diese erste aller Christenpflichten oft erinnern, damit er sie nicht vergesse ... lieber Himmel, ein Pariser hat ja an so viel wichtige Dinge zu denken! Wünschen wir daher den Parisern auch für dieses Jahr, wie wir schon manchmal gethan haben, etwas von unserer deutschen Gemüthlichkeit; es kann ihnen nicht schaden. Sie machen wenigstens stets große Augen, wenn sie irgend einen derartigen Zug erfahren, wie

Digitized by Google

z. B. den folgenden, den sie sorgfältig zustutzen und als Curiosum in alle ihre Blätter bringen.

Der Componist Flotow war vor einigen Wochen in Paris eingetroffen, um die Proben seiner Oper Martha im Théatre Lyrique selbst zu leiten und der Aufführung beizuwohnen. Der Erfolg war ein überaus glänzender; alle Zeitungen waren einstimmig in ihrem Lobe, sowohl in Bezug auf die Musik als auf die Darstellung, und Jeder gratulirte der genannten Bühne zu diesem neuen Kassenstück. Der Name des Componisten ging von Mund zu Mund, und Hr. v. Flotow wurde sofort eine Berühmtheit des Tages. Er entzog sich indeß allen Ovationen, blieb noch ruhig einige Zeit in seinem Hôtel und rüstete sich alsdann zur Rückreise nach Deutschland. „Um's Himmels willen," riefen ihm einige Freunde zu, „Sie werden doch nicht jetzt abreisen wollen? gerade jetzt, wo Ihre Gegenwart so nöthig ist, um den weitern Erfolg Ihres Stückes zu sichern?" — „Und wie das?" fragte Flotow erstaunt. — „Gewiß," lautete die Antwort; „Sie müssen jetzt manche Schritte thun, so zunächst die bedeutendsten Journalisten besuchen, mit den Directoren der verschiedenen Theaterzeitungen sich in Verbindung setzen, kurz das Feuer schüren, um Ihren Ruhm warm zu halten" (»pour soigner votre gloire«). — „Es thut mir leid," entgegnete Flotow von neuem, „aber ich muß durchaus am vierundzwanzigsten December in Wien sein; man erwartet mich, und ich darf nicht ausbleiben." — „Ist denn die Sache so wichtig, daß sie keinen Aufschub



Digitized by Google

gestattet, wenn auch nur acht oder vierzehn Tage?" — Statt aller weitern Antwort zog der Componist seine Brieftasche hervor, nahm eine Photographie heraus und hielt sie den Freunden hin: „Meine Gattin und meine zwei Kinder; ich habe ihnen versprochen, den Weihnachtsabend mit ihnen zuzubringen; das ist mir mehr werth, als der glänzendste Ruhm."

Das Wort ist hübsch und dabei so natürlich und gemüthvoll, so deutsch möchte ich sagen, daß man schon deshalb den Componisten lieb gewinnt, auch wenn man sonst seinen vortrefflichen Charakter nicht kennt; und ich freue mich wirklich, es hier mittheilen zu können.

## II.

Dreikönigentag. Audienz in den Tuilerien. Siraudin's Ephemeren. Die Pharaoschlangen und der Neujahrskamm. Der Orgelspieler vor Tortoni. Die Patti und die Thérésa. Die Orchester-Grève der Oper. Eine große Nachricht.

Les rois — das Wort ist eigentlich verpönt, aber am h. Dreikönigentage darf man es schon aussprechen, und auch eine Krone von Goldpapier dem glücklichen Bohnenkönige auf den Kopf setzen. Sein Reich dauert ja nur einen Abend und sein Regiment besteht einzig darin, die Tafelordnung zu überwachen, daß nämlich jeder Gast sein Glas hübsch leer trinke, wenn auf die Gesundheit Sr. Majestät angestoßen wird, und etwa

Digitized by Google

noch darin, der von ihm erwählten und nicht minder ephemeren Königin den Hof zu machen. Ein Kinderspiel für große Leute! Vor zehn und zwölf Jahren freilich, wo das neue Kaiserreich kaum constituirt und jeder, auch der unschuldigste Prätendent zu fürchten war, hätte man selbst dies Spiel nicht wagen dürfen, und vor fünfzehn Jahren, unter der Republik, noch weniger. Hatte doch im Jahre 1849 der „Club der Rothen" in der Rue Saint-Honoré sich am Dreikönigentage zu einer Abendgesellschaft versammelt, aber nur als Demonstration gegen das royalistische Princip. Ein großer Kuchen ward aufgetragen, »le gâteau de la liberté,« und in der Mitte des Kuchens stand die Freiheitsgöttin mit der phrygischen Mütze, in der Hand einen Schild mit den drei ominösen Buchstaben: L. E. F. (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit) — die ganze Figur aus Zuckerguß. Im Hofe des Gebäudes wurde unterdessen eine große buntgemalte Holzpuppe mit Krönungsmantel, Scepter und Krone auf einem Scheiterhaufen verbrannt, unter lautem Zuruf des Volkes, das sich durch die offenen Thore hereindrängte. Sogar der ‚Moniteur' brachte am nächsten Morgen eine kleine Notiz über das „patriotische Fest"; aber daß die Freiheitsfigur aus Zuckerguß gewesen sei, vergaß er zu melden, und das war doch eigentlich die Hauptsache; denn dieser Umstand machte es erklärlich, daß die arme Göttin so schnell schmolz und zerging. Im darauf folgenden Jahre war die Göttin schon wieder durch die traditionelle Bohne ersetzt, noch dazu in einer Ge-



Digitized by Google

ſellſchaft, die gerade am meiſten und gewiſſermaßen officiell verpflichtet war, die Republik aufrecht zu erhalten, nämlich im Palais de l'Elyſée. Der Graf Morny bekam beim Nachtiſch das Stück Kuchen mit der Bohne. Er weigerte ſich aber, die Krone aufzuſetzen, überreichte ſie vielmehr dem Prinz-Präſidenten mit einem lauten »Vive l'Empereur!«, in das alle Gäſte einſtimmten. Der Prinz, welcher nichts von dem ſtaatsgefährlichen Kuchen wußte, ſoll die Krone ebenfalls zurückgewieſen haben und zwar mit den ernſten Worten: »Ne jouons pas avec la couronne!« Zwei Jahre ſpäter trug er ſie bereits und hatte ſich auch ſchon ſeine „Königin" gewählt; aber ſeinem Wort iſt er treu geblieben: denn man wird ihm wahrlich nicht vorwerfen können, die Krone je als Spielzeug angeſehen zu haben. Deshalb kam auch vielleicht das h. Dreikönigenſpiel in den Tuilerien nicht wieder in Aufnahme, wie früher, namentlich unter den Bourbonen. Noch zu Carl's X. Zeit war alljährlich am 6. Januar das ſogenannte »grand couvert«, wo der König mit ſeiner Familie und dem ganzen Hofſtaate öffentlich ſpeiſte, und zwar nach einer alten Sitte, die man ſchon unter Ludwig XIV. beobachtet hatte. Das Publicum, oder beſſer geſagt, das Volk wurde nämlich ohne Unterſchied des Standes an jenem Tage in's Schloß gelaſſen. Viele tauſend Menſchen zogen an den großen Glasthüren des Speiſeſaals vorüber, wo der Hof dinirte. Lange aufhalten durfte man ſich natürlich nicht und die überall poſtirten Huiſſiers trieben die Neugierigen zur Eile an; aber

Digitized by Google

man hatte doch hineingeſchaut und den König eſſen ſehen, und konnte daheim das große Ereigniß erzählen.

In dieſem Jahre ging nun auf ein Mal das Gerücht, der Kaiſer wolle die alte Sitte des »grand couvert« auch an ſeinem Hofe einführen, und nicht Wenige wunderten ſich über dieſe eigenthümliche Conceſſion. Andere, und zu denen gehörten wir, wunderten ſich nicht; denn ſie glaubten es nicht, und mit Recht. Nur der Umſtand, daß man den h. Dreikönigentag dies Mal in den Tuilerien feiern wollte, hatte zu jenem Gerücht Veranlaſſung gegeben. Dies iſt auch geſchehen, und zwar in ſolenner, hübſcher Weiſe. Der kleine Prince Impérial bekam die Bohne, ob zufällig oder abſichtlich, wiſſen wir nicht, und er wählte die Herzogin von Mouchy zur Königin. Der Prinz Napoleon war mit ſeiner Gemahlin gegenwärtig; zum erſten Male ſeit der ſchlimmen Denkmalsrede in Ajaccio wohnte er einem Familien-Diner bei. Auch hier hat das neue Jahr verſöhnend gewirkt.

Wenige Tage vorher hatte die maroccaniſche Geſandtſchaft ihre feierliche Audienz in den Tuilerien, ein an ſich nicht wichtiges Ereigniß. Wenn der „Sultan“ oder gar „Kaiſer“ von Marocco auch nicht gerade ein Bohnenkönig iſt, ſo bedeutet er politiſch für Frankreich nicht viel mehr. Aber die Toilette der Kaiſerin bei jener Audienz verdient, wenn auch nur von unſerer unwürdigen Feder, der Nachwelt aufbewahrt, oder, wenn das zu ſtolz klingt, der Mitwelt erzählt zu werden. Wenn die Frau von Pompadour am Hofe

Digitized by Google

Ludwig's XV. in Versailles bei der Abendsoirée in einem neuen Reifrock erschienen war, so circulirten schon am andern Morgen in den Vorzimmern des Schlosses drei, vier und mehr Gedichte auf das große Ereigniß; manche von diesen Gedichten bildeten lange Episteln: die armen Poeten hatten also die ganze Nacht hindurch scandirt und gereimt — da sollte uns auch eine kleine Notiz über den Anzug der Kaiserin gestattet sein, die doch wahrlich viel höher steht, als die genannte königliche Maitresse ... so hoch, daß wir wegen des unpassenden Vergleichs um Entschuldigung bitten müssen.

Ihre Majestät trug ein weißes Atlaskleid mit „Goldwolken"; die „Gold- und Silberwolken" waren gerade das Allerneueste und Kostbarste der Lyoner Seidenwebereien: nur ein unbestimmter glänzender Metallschimmer, wie Sonnenschein auf Schnee; fünfzig Franken der Meter. Die Schleppe des Kleides, von der Taille an, bestand aus weißem, rosa gefüttertem Sammt, und war der ganzen Länge nach mit von Perlen eingefaßten Smaragdrosen besetzt! Auf dem Kleide selbst Diamanten-Bouquets von oben bis unten, und darüber der grünsammtene, mit Hermelin verbrämte und mit goldenen Bienen durchstickte Krönungsmantel; dazu ein hohes, kronenartiges Diadem aus Smaragden und Brillanten und ein ähnlicher Halsschmuck — eine so blitzende, blendende Pracht, daß Einem die Augen weh thaten nur vom Hinsehen.

„Wenn Sie mir versprechen, sich ganz still zu verhalten," hatte mir der alte Portier im Pavillon de

Digitized by Google

Marſan geſagt, deſſen ſich der Leſer wohl noch erinnert und für deſſen Hausarzt ich noch immer paſſire, — „aber mauſeſtill, ſo will ich Sie oben an ein Corridorfenſter der Galerie de Diane ſtellen, wo der Zug dicht vorbeizieht. Aber ich verlaſſe mich feſt auf Sie, ich käme ſonſt in des Teufels Küche.“ Der gute Mann iſt ein Deutſcher, die derbe Schlußphraſe erklärt ſich mithin leicht. „Fürchten Sie nichts,“ entgegnete ich; „es iſt ja nicht das erſte Mal, daß Sie mich in die Nähe der Allerhöchſten Herrſchaften führen.“ Und wir begaben uns auf unſern Poſten.

Ich hielt den Athem an und war ganz Auge; aber ach, die wunderſchöne Erſcheinung ging nur zu ſchnell vorüber, noch ſchneller, als der Leſer es hier auf dem Papier lieſt. Von dem Hofſtaat, der die Kaiſerin umgab, ſah ich nichts, gar nichts; aber ich dachte in jenem Moment doch an die Fee Libuſſa in Muſäus' Volksmärchen, die ja auch wie eine Sonne ſtrahlte, daß kein Erdenkind ſie anſchauen konnte, ohne blind zu werden.

Von der Audienz ſelbſt und den buntgeſtickten Geſandten rede ich daher nicht weiter, ſchon um das ſchöne Bild nicht durch matte Nebenfarben zu ſchwächen. Nur eines Umſtandes, der für eine derartige Hofceremonie, wo alles, bis auf Schritt and Tritt, Bewegung und Verbeugung, nach der Richtſchnur der Etiquette genau und pedantiſch zugeſchnitten iſt, gewiß außergewöhnlich war, wollen wir erwähnen. Der Kaiſer begab ſich, nachdem er die Geſandten huldvoll entlaſſen hatte, mit ihnen

Digitized by Google

und den sämmtlichen Herren seines Hofstaates hinab in das große Vestibül des Pavillon de l'Horloge, um die sechs arabischen Hengste in Augenschein zu nehmen, die der Sultan von Marocco ihm als Geschenk übersandt hatte. Auf dem Carrouselplatze drängten sich viele tausend Neugierige an das goldene Gitter, aber der eigentliche Gegenstand, den sie erwarteten, war leider ausgeblieben, nämlich ein Königstiger, den die Gesandten ebenfalls mitgebracht, um ihn dem Kaiser im Namen ihres Gebieters zu überreichen. Man hatte denselben sofort in die Menagerie des Jardin des Plantes geschafft, wo er auch entschieden besser aufgehoben war, als in der Cour d'Honneur der Tuilerien. Die Maroccaner sollen sich übrigens sehr verwundert haben, als ihnen Drouyn de Lhuys die Unmöglichkeit vorstellte, das schreckliche Thier mit in die Audienz zu nehmen. Er sei zahm und folge ihnen wie ein Hund, versicherten sie; aber darauf wollte man sich nicht einlassen.

Um noch einmal auf den Dreikönigentag zurückzukommen, bemerken wir, daß er stets den Schluß der Festzeit bildet. Die Budenstadt der Boulevards verschwindet über Nacht; am nächsten Morgen sind die Trottoirs gesäubert und rein, so rein, daß man auch nicht die geringste Spur des Volksmarktes entdeckt. Wer früh um acht Uhr sich noch mit seinen Waaren oder gar mit den Brettern seiner Baracke blicken läßt, verfällt in Strafe: Ordnung muß sein, sagt Herr Hausmann, der in diesem Falle von Monsieur Boitelle unterstützt wird. Einer von ihnen genügt aber schon,

Digitized by Google

der kleinen Pariſer Handelswelt (übrigens auch der großen) Reſpect einzuflößen. Wenn ſie nur einigermaßen Geſchäfte gemacht und ein paar Thaler verdient haben, dieſe vielen armen Teufel, um über die zwei ſchlimmen Wintermonate ſo gut oder ſo ſchlecht wie möglich hinüberzukommen — für den Frühling wird dann der liebe Gott ſchon weiter ſorgen; die Spatzen unter unſerm Fenſter ſchlagen ſich ja auch durch, wie es eben gehen will.

Aber wir Andern werfen nochmals einen flüchtigen und zugleich letzten Blick zurück auf die Feſtzeit und recapituliren, was ſie uns Bedeutendes und Intereſſantes gebracht hat. Im Grunde nur wenig: für die Reichen die neuen Chokolade-Bonbons von Siraudin, „les éphémères“; für das Volk die Pharao-Schlangen und den Myſtifications-Kamm, und für Alle den Dreh-Orgelſpieler vor Tortoni. Sämmtlich „große Ereigniſſe“, die man nicht mit Stillſchweigen übergehen darf.

Die „Ephemeren“ Siraudin's waren die Epoche machenden Bonbons für Anno 1866. Der Meiſter aller Pariſer Conditoren und Aufſchneider hatte nämlich das Geheimniß entdeckt, den zu Schnee geſchlagenen Rahm mit einer zarten Chocoladenhülle zu umgeben und ſolchergeſtalt dem Publicum zu offeriren, — ſechs und acht Franken das Pfund, eine Bagatelle für eine ſolche welthiſtoriſche Erfindung! Die Trommeln und Poſaunen ſämmtlicher Zeitungen, von der größten bis zur kleinſten, wurden gerührt und geblaſen, und keines-

Digitized by Google

wegs als gewöhnliche Reclame unter den übrigen Annoncen, sondern als premier Paris, von namhaften Schriftstellern unterzeichnet. Der Coup glückte. Das Gedränge in der Rue de la Paix vor dem Siraudin'schen Laden war acht Tage lang so groß, daß aus der Friedensstraße fast eine Kriegsstraße geworden wäre und man sich nur wunderte, daß nicht die Bonbons selbst, die ja wie ein Schneetropfen auf der Zunge zerfließen sollten, in dem Gedränge zu Grunde gingen. Das bloße Kaufen und Bezahlen dieser überirdischen Bonbons war das Wenigste: die Hauptsache bestand darin, die ephemere Waare unversehrt an den Ort ihrer Bestimmung zu schaffen ... „Herr Ritter," tönte es in jenen Tagen von tausend schönen Lippen, „ist Euere Liebe so heiß, wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund', ei, — so holen Sie mir von den neuen Siraudin'schen Bonbons ein Pfund, oder zwei." Wer hätte da widerstehen können? Und wie mancher zärtliche, glückverheißende Liebesblick mag den galanten Geber belohnt haben!

Nummer zwei: Die Pharao-Schlangen. Wo man ging und stand, wurde ein solches Ding losgebrannt; denn die Gesundheitspolizei ist, wie es scheint, in Paris weniger besorgt als in Baiern, wo das gefährliche Spielzeug ja verboten wurde. Hier mußte Jeder eine Schachtel davon in der Tasche haben. Auch die Tagespresse beschäftigte sich vielfach mit der neuen Erfindung, die allerdings schon vom vorigen Sommer stammt, aber die Weihe der Popularität erst in der Festzeit

Digitized by Google

erhielt. Die ‚Patrie' brachte einen ernsthaften Artikel voll gelehrter Brocken und chemischer Floskeln, der genau nachwies, daß Moses zu Pharao's Zeiten das cyansauere Mercurpräcipitat sehr gut gekannt und nur auf diese Weise sein Schlangenwunder hervorgebracht habe. Leider ist die Autorität der ‚Patrie' in wissenschaftlicher Beziehung nicht maßgebender als in politischer, so daß wir vor der Hand wohl besser thun werden, noch der Bibel und nicht dem Monsieur Delamarre zu glauben.

Alsdann der Kamm, »le peigne fin«, um ihn nicht weiter auf Deutsch zu specificiren; ein unschöner, einfältiger Spaß zu einem Sou, der sich kaum wiedererzählen läßt, und der auch zuerst mit lauter Mißbilligung empfangen, aber doch später in vielen hunderttausend Exemplaren verkauft wurde und schließlich in allen Händen war. Es war einfach ein Stück Kartenpappe, in Form eines Kamms, mit den nöthigen daraufgedruckten, unmöglich näher zu bezeichnenden Attributen; er sollte als Visitenkarte dienen. Das „geistreichste Volk der Welt" hat dies Mal keinen bessern Neujahrsscherz erfinden können, als jenen Kamm, dessen Erfolg ein kolossaler war. Wünschen wir nur, daß er noch ephemerer sein möge, als die Siraudin'schen Bonbons.

Der Drehorgelspieler vor Tortoni war gelungener und amusanter, und zugleich ein neuer Beweis, wie es oft nur einer glücklichen Idee bedarf, um zu reussiren. Die zwölfhundert Orgelspieler der Hauptstadt, die in

Digitized by Google

der Neujahrswoche von Morgen bis Abend die Lüfte mit ihrer disharmoniſchen Muſik füllen, fanden in dem Kameraden vor Tortoni ihren Meiſter. Sein Inſtrument und ſeine Muſik waren freilich um nichts beſſer, als die der übrigen; aber er hatte ſeine Idee.

Er ſtellt ein hohes Pult auf's Trottoir und legt auf das Pult ein dickes Notenbuch, an das er eine große Karte hängt, mit dem Namen irgend eines berühmten Componiſten, Mozart z. B. Alsdann putzt er ſeine Brille und ſetzt ſie auf, öffnet das Notenbuch, blättert darin, um die Melodie zu ſuchen, alles mit dem größten Ernſte von der Welt und ohne eine Miene zu verziehen. Endlich greift er zur Drehorgel und fängt an zu drehen; er dreht und dreht, verfolgt dabei aufmerkſam mit den Augen jede Notenzeile, ſchlägt haſtig um, wenn er am Ende der Seite angekommen iſt, hält auch manchmal inne, wie wenn er nicht recht geleſen hätte, und dreht dann mit doppelter Kraft weiter. Die Melodie iſt natürlich ein beliebiger Gaſſenhauer. Das war das ganze Kunſtſtück, und wenn man es ſo nacherzählt, hört es ſich ſehr trocken an. Die drollige Figur des alten Mannes und ſeine komiſche Gravität waren eben die Hauptſache. Von Zeit zu Zeit ſteckte er eine andere Karte aus: Meyerbeer, Beethoven u. ſ. w., und drehte unerſchütterlich und unverdroſſen weiter, — ſtets dieſelbe klägliche Melodie, oder doch eine von den drei, vier Melodieen, die ſein armes Inſtrument wußte. Abends zündete er zwei Kerzen vor ſeinem Pulte an, ließ ſich auch noch ein Licht von einem Kinde

Digitized by Google

halten, um beſſer zu ſehen, und drehte mit der linken Hand, wenn die rechte müde geworden war. Die Gäſte bei Tortoni ſchickten ihm ein Glas Liqueur nach dem andern, das der Künſtler nicht zurückwies: er trug die Helena-Medaille, konnte alſo etwas vertragen. Roſſini, der zufällig vorüberging, blieb, trotz ſeiner ſchrecklichen Averſion vor allen Drehorgeln, ebenfalls ſtehen, und der Künſtler, der ihn erkannt haben mußte, hing ſofort den Namen des gefeierten Maëſtro aus. Dieſer lächelte, bezwang ſich freundlich eine Minute lang, hörte zu und legte einen Thaler auf das Pult. Der Alte ſalutirte und drehte weiter. Die Einnahme dieſes Drehorgelſpielers mag den Neid mancher unſerer hieſigen Virtuoſen erweckt haben, die mit ihren vornehmen Concerten in der Salle Herz gewöhnlich kaum die Koſten decken.

„Kleinigkeiten," ſagt der Leſer, „wo nicht Lappalien," — und er hat Recht; aber unſere Schuld iſt es nicht, wenn im neuen Jahre hier in der Hauptſtadt der Welt und des guten Geſchmacks noch nichts Bedeutendes paſſirt iſt, das uns den Rückblick erſpart hätte. Die Patti iſt allerdings angekommen und am 10. zuerſt aufgetreten. Aber auch die Diva iſt nichts Neues, und ihre diesjährigen Gaſtrollen unterſcheiden ſich nur dadurch von den frühern, daß ſie ſtatt 3000 Franken 5000 für jeden Abend verlangt hat und auch erhalten wird. Wie dabei der arme Director der italieniſchen Oper, welcher längſt nicht auf Roſen gebettet iſt, ſeine Rechnung findet, ſcheint dieſer unver-

Digitized by Google

schämtesten aller italienischen und sonstigen Nachtigallen sehr gleichgültig zu sein. Das Beiwort klingt ungentil, auch soll es sich nur auf die Künstlerin und nicht auf die Dame beziehen; aber ich möchte doch um die Erlaubniß bitten, es stehen zu lassen, oder den Leser ersuchen, es nicht eher zu streichen, bis er die folgende kleine, wahrheitsgetreue Geschichte gelesen hat. Der bekannte Millionair Pereire, Rothschild II., wie man ihn auch nennt, hatte im vorigen Winter zu einer großen Soirée auch die Patti geladen, und zwar, um zu singen. Die „Taxe" der Diva bei solchen Gelegenheiten ist 2000 Franken, also etwas weniger als in der italienischen Oper; aber sie singt dafür auch nur ein Mal. Dabei ist sie stets von ihrem Bruder begleitet, der ihre finanziellen Interessen wahrt und ein eben so guter Rechenmeister sein soll, wie früher der Vater der Rachel, der ja bekanntlich auch die regulären Einnahmen und Ausgaben seiner Tochter besorgte (die „außerordentlichen" besorgte sie selbst). So sang denn die Patti bei Pereire, selbstverständlich unter allgemeinem Beifall. Es traf sich aber, daß einige und zwar die vornehmsten Gäste sehr spät ankamen und natürlich bedauerten, die Künstlerin nicht gehört zu haben. Pereire, als aufmerksamer Wirth, schickt einen befreundeten Herrn in den Damen-Salon, wo die Patti auf ihren Lorbeeren ausruht, um sie zu bitten, noch irgend eine kleine Arie zu singen. Sofort schiebt sich der Herr Bruder vor und sagt: „Très bien; aber für ein Supplement von 1000 Franken."

Digitized by Google

Als Pereire dieſe monſtröſe Antwort vernahm, ſoll er einfach geſagt haben: „Die Waare iſt zu theuer; geben wir die 1000 Franken lieber den Armen!“ Und am andern Morgen zeigte das Hülfsbureau des Faubourg Saint-Honoré den Empfang dieſer Summe an. Seitdem hat die Patti nicht wieder in den Pereire'ſchen Soiréen geſungen; und jetzt mag der Leſer das obige häßliche Wort ſtreichen, wenn er es zu hart findet.

Nach der ariſtokratiſchen — die demokratiſche Sängerin: Théréſa, die noch immer nicht ausgeſungen hat. Die Triumphe des Alcazar's ſind anderer Art, als die der Salle Ventadour; aber es ſind doch immer Lorbeeren, nur daß ſie dort mit Bier und Grog, anſtatt mit Eau de Cologne und Eſs-Bouquet benetzt werden. Die Volks-Diva hat ſogar in dieſer Woche einen neuen immenſen Succès gehabt: die „Frau mit dem Bart“ iſt durch das „Faſtnachts-Ochſenlied“ verdrängt worden, ein poetiſches Product ſo übernatürlicher Art, daß man es allenfalls anhören, aber unmöglich niederſchreiben kann, wenigſtens in keinem Buche, das ſich und ſeine Leſer reſpectirt. »La poésie du ruisseau,« charakteriſiren es die Kritiker; ein einfältiges Wort, etwa, wie wenn man ſagen wollte: eine übelriechende Roſe.

Amüſanter als dies unerquickliche Théréſa-Thema iſt entſchieden die Orcheſter-Grève in der großen Oper. Die Muſiker jener Bühne ſind bekanntlich ſchlecht bezahlt, wenigſtens zu ſchlecht für das Orcheſter der „erſten Oper der Welt“. Nach ihrem Contract können die

Digitized by Google

armen Künstler nicht direct opponiren, ohne dadurch mit dem Staatsministerium in schlimme Collision zu gerathen; sie haben daher, nachdem die Direction alle unter der Hand gemachten gütlichen Vorschläge zu einer Verständigung zurückgewiesen hat, einen eigenthümlichen Ausweg ersonnen, den nämlich, schlecht zu spielen. Der Baß brummt falsch, die Violinen quieken dann und wann, die Pauken und Trompeten haben keinen reinen Klang, kurz alle Instrumente sind mehr oder weniger „verstimmt", wie diejenigen, welche sie spielen. Natürlich sehr mäßig und nur andeutungsweise, aber doch bezeichnend genug, um dem Capellmeister zu denken zu geben. Auch das Publicum hat sich bereits beklagt und, als der eigentliche Grund bekannt wurde, Partei für das Orchester genommen. Das Publicum der großen Oper ist aber ein enfant terrible, mit welchem man es nicht verderben darf, und so hat der Minister die Hauptpersonen zu sich beschieden, um den Conflict auszugleichen. Eine Bühne, wo die erste Sängerin 80,000 und die erste Tänzerin 60,000 Franken Gage bezieht, sollte ihr Orchester doch nicht so stiefmütterlich behandeln und die Mitglieder desselben, zumeist tüchtige Künstler und Familienväter, wenigstens vor Noth schützen. Und dabei wird das neue Opernhaus über sechszehn Millionen kosten!

Aber woran dachten wir nur, als wir oben über den Mangel an bedeutenden Ereignissen klagten, und zugleich das heutige Datum, den 10. Januar, nannten? Wird nicht Trimm — der berühmte, unvergleichliche Timo-

Digitized by Google

theus! — dieſen Abend in der Salle Valentino eine öffentliche Vorleſung halten? Seit einigen Wochen redet man in der literariſchen Welt von nichts Anderm, und ſeit acht Tagen iſt bereits kein Platz mehr zu haben. Glücklicher Weiſe hat uns der große Mann ein Billet zugeſchickt, und wir wollen gewiß davon Gebrauch machen; aber die Sache iſt zu wichtig, um nicht ein neues Capitel damit anzufangen.

## III.

### Die Trimm'ſche Vorleſung. Der Löwenbändiger Batty. Maskirte Damen.

Paris iſt ruhig. Die Börſe war am 10., dem großen Tage, deſſen nähere Details wir dem Leſer am Schluß unſeres letzten Capitels verſprachen, wohl etwas bewegter als gewöhnlich; aber die neue Ziehung der mexicaniſchen Anleihe konnte ſehr gut der Grund davon ſein. Am Abend waren allerdings die Paſſagen und Kaffeehäuſer der Boulevards außerordentlich belebt; aber man konnte dies auch auf das milde Wetter ſchieben; — in der Rue Saint-Honoré, wo die Salle Valentino, das Local der öffentlichen Vorleſungen liegt, häuften ſich freilich gegen acht Uhr die Menſchenmaſſen bedrohlich an, aber zwei Nationalgardiſten genügten, um die Ordnung aufrecht zu erhalten; — am Morgen war Miniſterrath in den Tuilerien geweſen, aber der findet faſt jeden Mittwoch Statt, und der Kaiſer fuhr darauf nach Saint-Germain



Digitized by Google

zur Jagd, verließ also seine Hauptstadt unbesorgt; — die Nachrichten aus Spanien lauteten widersprechend, aber man zweifelte doch, daß Prim mit seinem großen Namensvetter, der sich nur durch ein T von ihm unterscheidet, ein geheimes Einverständniß habe; — kurz, und um die Neugierde unserer Leser nicht länger auf die Folter zu spannen: Paris ist ruhig und Timotheus hat seine Vorlesung gehalten. Eine Maus war es übrigens nicht, die aus dem kreisenden Berge hervorkam; denn Monsieur Trimm hatte einen unbestrittenen Erfolg, und wenn nur die leidige Reclame nicht vorher so übergroßen Lärm und der Redner selbst nicht in seiner Vorlesung einen schlimmen faux pas gemacht hätte, so wäre dieser Erfolg wohl noch bedeutender gewesen.

Der Leser kennt bereits aus einigen Proben den Schriftsteller Trimm und seine Geschichten. Daß wir unter diesen die besten ausgesucht haben, ist natürlich, so natürlich, daß man uns, wenn wir das Gegentheil versicherten, nicht glauben würde; denn auch bei Trimm, wie bei allen Literaten seiner Art, die jahraus jahrein täglich ihren langen Artikel schreiben, findet sich Spreu unter dem Weizen, viel Spreu! Aber die Person des Schriftstellers haben wir damals unberücksichtigt gelassen; sie trat nicht an die Oeffentlichkeit und gehörte deshalb nicht dahin. Wir wollten darin nicht die hiesigen Feuilletonschreiber nachahmen, die stets, so wie sich ein neuer Literat bemerklich macht, seine Person abkonterfeien, wie eine Photographie. Jetzt

Digitized by Google

aber, wo Trimm öffentlich auftrat und man nur zwei Franken auszugeben brauchte, um ihn von Angesicht zu Angesicht, noch dazu mit dem Opernglase, betrachten zu dürfen, ist diese Reserve nicht mehr nöthig. Außerdem stand er auf dem Anschlagezettel nicht mit seinem pseudonymen Namen, der ihn so populair gemacht hat, sondern mit seinem wirklichen: Leo Lespès.

Leo Lespès ist eine originelle Figur, beinahe eine figura comica. Unter tausend Menschen würde er sofort auffallen; dem unbefangensten Beobachter würde er nicht entgehen, und der Gleichgültigste würde gewiß in der ersten Minute sagen: »Tiens! Sehen Sie doch diesen seltsamen Mann — wer mag das sein?" Kurz und gedrungen, fast gnomenartig klein, mit großem Kopf und wildem Haar und dazu einen breitkrämpigen, ungewöhnlichen Hut; schwarz gekleidet, aber in weiten, flatternden Beinkleidern wie Schifferhosen, die unten spitz zulaufen; mit zurückgelegtem Hemdkragen und möglichst nachlässigem Halstuch; die Weste nicht zugeknöpft, aber mit einer schweren, breiten goldenen Kette; endlich einen kurzen kittelartigen Paletot, noch weiter und flatternder als das Beinkleid, und die Aermel kaum über die Ellenbogen gehend, so daß die Manchetten mehr als handbreit hervorstehen — so springt er aus seinem eleganten, offenen Coupé, (denn der große Mann besitzt Wagen, Pferde und Dienerschaft) grüßt rechts und links einige Bekannte, deren er unzählige hat und geht zu Peters in der Passage des Princes, wo er täglich dinirt. Aus dem kleinen Peters



Digitized by Google

ist auch längst ein bedeutender Restaurant geworden, und böse Zungen behaupten, er habe noch nie seinem hohen Gast einen Sou abverlangt; denn seitdem Trimm bei ihm speist, ist in dem weiten Local zwischen sechs und sieben Uhr Abends kaum ein Platz zu haben.

Das Antlitz unseres Helden ist weniger außerordentlich. Gutmüthigkeit ist in seinen Mienen vorherrschend; wenn er spricht — und er spricht sehr gut — so gesticulirt er stark, wie die meisten Franzosen, seine Züge beleben sich, seine Augen blitzen, und man merkt alsdann bald, daß man einem gescheidten, geistreichen Manne gegenübersteht. Auch ist er nur so auffallend, wenn man ihn zum ersten Male sieht; man gewöhnt sich leicht an diese barocke Figur, in Paris zumal, wo die meisten Künstler und Schriftsteller in ihrer äußern Erscheinung irgend etwas Absonderliches und Ungewöhnliches haben. Es liegt dies im französischen National-Charakter, und wenn man längere Zeit in Paris gelebt hat, wundert man sich nicht mehr darüber.

Zu seiner Vorlesung erschien aber Timotheus im Frack mit weißer Cravatte und weißen Glacé-Handschuhen, obenein frisirt, und sah, was man ebenfalls nicht erwartet hatte, in diesem officiellen Costüm weit besser aus, als sonst. Er sprach leicht, ungezwungen und elegant, vielfach von Bravorufen und Beifallklatschen unterbrochen, in Summa mit großem Erfolg. Und doch war es das erste Mal, daß er öffentlich als Redner auftrat; keine Kleinigkeit, noch dazu vor einem Auditorium, das aus den bedeutendsten Köpfen der

Digitized by Google

Hauptstadt bestand — im Allgemeinen wenigstens, will ich doch gleich hinzusetzen, um nicht in den Verdacht der Arroganz zu kommen, da ich doch ebenfalls gegenwärtig war.

Die Vorlesung in ihren Einzelheiten wiederzugeben, würde uns hier zu weit führen; auch trug sie zu sehr den Stempel der Improvisation, um nicht, aus dem Gedächtniß nachgeschrieben, sehr zu verlieren. Deshalb nur ein paar Worte und zwar als Licht- und Schattenseite. Die Einleitung war gelungen und bestand, als Specialität des Redners, in zwei kleinen, bekannten Geschichten, die aber hübsch erzählt wurden. Zuerst die historische Antwort des Dogen Lescaro, der nach dem Bombardement von Genua (durch den Admiral du Quesne 1685) mit vier Senatoren persönlich in Versailles erschienen war, um bei Ludwig XIV. Abbitte zu thun und Unterwerfung anzukündigen. Der große König fragte den Dogen, nachdem derselbe die Kunstschätze und sonstigen Wunder und Herrlichkeiten des Schlosses gesehen hatte, was ihm von allem am merkwürdigsten erscheine, worauf Lescaro antwortete: „Sire, mich hier zu sehen.“ *)

Der Leser muß wissen, daß die Vorlesungen in der Salle Valentino von der »Société des gens de lettres« unter dem Vorsitze Taylor's veranstaltet wor-

*) Genau genommen, richtete der Doge dies Wort an den Sohn Colbert's, den Marquis Seignelay, weil dieser und nicht der König die Frage that. (Siehe u. A. Becker's Weltgeschichte IX, 324.)

Digitized by Google

den, und daß der Ertrag zur Unterstützung armer Schriftsteller und namentlich ihrer Witwen bestimmt ist. Der Baron Taylor mithin auf dem Präsidentenstuhl und von zwanzig, dreißig der ersten Schriftsteller Frankreichs umgeben, repräsentirte für Trimm in jenem Augenblick Ludwig XIV. mit den Großen seines Hofes, und der Redner selbst den Dogen .... etwas riskirt vielleicht, weil nicht sonderlich bescheiden, aber auch für Paris gilt das Göthe'sche Wort, daß eben nur die Lumpen bescheiden sind.

Die zweite Geschichte war besser und lustiger. Ein sehr schwacher Sänger wird von dem Director eines kleinen Provinzial-Theaters gewissermaßen gezwungen, als Bertram in dem Meyerbeer'schen „Robert der Teufel" aufzutreten. Er weigert sich, indem er sein geringes Talent vorschützt, aber er muß sich dem höhern Befehl fügen. In der Verzweiflung studirt er nur den ersten Act und sagt zu sich selbst: „Das Publicum wird mich gleich zu Anfang auspfeifen und fortjagen; ich habe also nicht nöthig, mich um die übrigen Acte zu bekümmern." So unser Trimm, der vorgab, auch nur die Einleitung seiner Rede, den ersten Act, vorbereitet zu haben. Aber was geschieht? Der Sänger gefällt, wird applaudirt und gerufen und kommt nun doppelt in Noth, da er nicht weiter studirt hat. „Sie klatschen mir Beifall, meine Herren!" rief der Redner, als am Schlusse der Geschichte ein gewaltiger Applaus losbrach, „ich hatte auf das Gegentheil gerechnet; ich bitte Sie um Gottes willen, wie soll ich weiter singen?"

Digitized by Google

So hatte Timotheus, der hier wirklich den Namen eines Pfifficus verdiente, gewonnen Spiel: »il avait conquis son auditoire.«

Die Schattenseite der Rede war, daß der gute Mann, weil er sein Auditorium so günstig gestimmt sah, sich einfallen ließ, dem ‚Petit Journal' das Wort zu reden, also seine eigene Waare zu loben. Er sprach ein Langes und Breites von Millaud's literarischen Unternehmungen, von den ungeheuern Geldopfern (Millionen allerdings, die aber Hunderttausende einbringen), kurz »il faisait l'article,« wie man hier sagt. Das war ungeschickt, zwei Mal ungeschickt; denn, wie gesagt, Leo Lespès stand als Redner auf dem Programm, und nicht Timothée Trimm. Man murmelte und wurde ungeduldig; die kaum errungene Beifallskrone kam gewaltig in's Wackeln; aber ein glückliches Bonmot schützte sie vor dem Herabfallen. „Ich muß mir die Zeichen der Mißbilligung gefallen lassen!" rief Timotheus, „schon um mit der erzählten Geschichte Recht zu behalten," und lenkte ein. Der Sturm war damit beschwichtigt, die aufgeregten Wogen glätteten sich alsbald wieder und der Redner steuerte sein buntbewimpeltes Schiff wohlgemuth in den sichern Hafen. Summa Summarum: die gefährliche Stunde verlief gut; die bewußte kecke Reclame, für Papa Millaud die Hauptsache, war doch losgelassen und selbst die Gegner mußten einräumen, daß Leo Lespès von seiner Zunge einen eben so geschickten Gebrauch zu machen wisse, wie Timothée Trimm von seiner Feder. Da außerdem

Digitized by Google

das ganze Unternehmen einen mildthätigen edeln Zweck hatte, so war der Dank, den der Präsident im Namen des Comité's dem Redner sofort votirte, ein durchaus verdienter.

Das ist die Geschichte des großen Tages, an welchem Monsieur Trimm die Feuerprobe einer öffentlichen Vorlesung mit Ehren bestanden hat. *)

Eine andere Feuerprobe, aber weit schrecklicherer Art, — denn sie hätte ihm fast den Kopf gekostet — bestand ein paar Abende später der neuangekommene Löwenbändiger Batty, der seltsamer Weise fast ebenso heißt, wie die zarte, „theuere" Primadonna der italienischen Oper.

Etwas Neues, gleichviel was, nur etwas Neues! das ist hier in Paris die tägliche, die ewige Losung für alle diejenigen, die mit dem zahlenden Publicum in irgend welcher Verbindung stehen, vorzüglich für die

*) Auf Lespès folgte an demselben Abend noch ein anderer, ziemlich obscurer Schriftsteller, Monsieur Michiels, mit einer geographisch-statistischen Unterhaltung, die an sich recht interessant war, aber natürlich bei der eigenthümlichen Stimmung der Versammlung wenig beachtet wurde. Um dies einigermaßen wieder gut zu machen, brachte Trimm am nächsten Morgen im ‚Petit Journal' einen langen Bericht über die Sitzung des 10., aber nur insoweit sie Michiels betraf, dessen ganze Rede er in einem sehr gelungenen Auszuge wiedergab. Von sich selbst und seinem Auftreten keine Silbe, was wieder die Einen sehr passend, die Andern sehr unpassend fanden. Aber, lieber Gott, welcher sterbliche Mensch kann es denn Allen recht machen?

Digitized by Google

Directoren der Theater und übrigen derartigen Unternehmungen. Der Circus-Director Dejean war seit Langem in Noth ... immer dieselben Reiterkünste, der Shawltanz und das Ringspringen auf dressirten oder undressirten Pferden ... Die Zuschauer langweilten sich und blieben fort, und auf dem nahen Boulevard du Prince Eugène wuchs der neue Circus zusehends in die Höhe, — für die Zukunft eine drohende Concurrenz. Wehmüthig gedachte wohl Dejean der schönen Zeit, wo einst Léotard wie ein ducatengoldener Stern an seinem Himmel stand und seine Kasse allabendlich bis zum Ueberlaufen füllte; eine solche Zeit ist für den Cirque Napoléon nie wieder gekommen. Nach Léotard Rigolo: nach dem Trapezspringer ein Esel, ein Maulesel freilich, aber doch immer ein unvernünftiges Thier, — welch' eine Decadenz! Ganz neuerdings machte der Davenport'sche Schrank, der auch im Circus als eine recht gelungene Farce gegeben wurde, etliche Wochen lang ein volles Haus, aber auch der Schrank blieb kein dauernder Magnet, schon weil man ihn an sechs andern Orten ebenfalls sehen konnte. „Etwas Neues, nur etwas Neues!"

Da erscheint, wie ein Retter in der Noth, Batty, der Löwenbändiger, und kündigt seine Schaustellungen an. Genau genommen, war auch dies nicht neu; denn wir haben hier vor drei Jahren den famosen Crocket gehabt, des berühmten Martin nicht zu gedenken, und dann hat ja fast jede Provinzialstadt, wohin nur überall eine Menagerie gekommen ist, schon das Schauspiel

Digitized by Google

gesehen, wie der Wärter zu den wilden Thieren in den Käfig tritt. Mit Batty ist es aber etwas Anderes. Seine vier Löwinnen und zwei Löwen sind zunächst wilder und reißender als alle, die wir bis dato gesehen haben; denn er hat sie selbst in Africa eingefangen und nach Europa gebracht. Das wie meldet die Fama nicht, und wir erlauben uns daher ein bescheidenes Fragezeichen; auch garantiren wir nichts, sondern melden einfach, was wir gehört und gelesen haben. Eine seiner Löwinnen ist namentlich ein fürchterliches Unthier. In Dublin hat sie bereits einen Wärter in Stücke zerrissen und aufgefressen, und mit Batty selbst auf Leben und Tod gekämpft, der außer seinen zerfetzten Kleidern einen blutigen Arm und eine schwere Kopfwunde davontrug. Wer's nicht glauben will, bezahlt einen Thaler. Der Löwenbändiger erscheint wenigstens mit einer fingerbreiten, dunkeln Narbe, die über die ganze Stirn geht; ob es eine wirkliche ist, oder nur ein aufgeklebtes Stück Tafft, können wir wieder nicht verbürgen. Die erste Vorstellung war schon reich an Emotionen. Die Bestien heulten und geberdeten sich wie rasend, als ihr Herr zu ihnen in das Gitterhaus trat, ein paar Revolverschüsse trieben sie aber in Angst; endlich reißt Batty der einen Löwin, eben der gefährlichen, den Rachen auf und legt seinen Kopf hinein ... ein Zucken und unter den Zuschauern ein Angstschrei wie ein elektrischer Schlag ... und er zieht den Kopf über und über blutig heraus: die Löwin hatte ihn in die Wange gebissen.

Digitized by Google

»Assez! assez!« ſchrieen tauſend Stimmen zugleich; aber der Bändiger läßt ſich Tücher reichen, trocknet und ſtillt das Blut, feuert noch einige Schüſſe ab und zieht ſich zurück. Ein ſolches Debüt verſprach viel.

Am nächſten Morgen Bekanntmachung Dejean's, daß er nach der ſchrecklichen Scene vom vorigen Abend dem Löwenbändiger das gefährliche Experiment mit dem Kopf verboten habe; ſofortiger Proteſt Batty's, er werde es doch thun und im äußerſten Falle den Director gerichtlich zu der Erfüllung deſſen zwingen, wozu er ihn engagirt habe, u. ſ. w.; Abends ein wahrer Volksauflauf vor dem Circus, kein Platz zu haben, nicht für einen Louisdor. Der Löwenbändiger ſteckt den noch verbundenen Kopf auch richtig wieder in den Rachen der Löwin, und kommt dies Mal noch mit dem Leben davon. „Dies Mal," ſagt der ‚Charivari', „denn nun wird er auch das Stück zu Ende ſpielen und ſich zerreißen und auffreſſen laſſen müſſen; wir ſind gewiſſermaßen berechtigt, dies zu verlangen, ſchon weil ſo etwas in Paris noch nicht dageweſen iſt." Und da bei ſolchen „Extravorſtellungen" in der Regel auch das Thier daraufgeht, ſo kommen wir dadurch vielleicht noch zu einem Löwenbraten, wie kürzlich zu dem Bärenbeefſteak, das man in jedem halbwegs anſtändigen Reſtaurant auf der Speiſekarte las. Man fragte ſich verwundert: iſt denn eine ganze Bärenheerde in Paris eingetroffen und abgeſchlachtet worden, und ſoll denn das Bärenfleiſch mit dem Pferdefleiſch in dieſelbe

Digitized by Google

Kategorie gestellt und ein eigenes Schlachthaus dafür eingerichtet werden? Das Ganze reducirte sich auf einen armen Petz, den ein Bärenführer einem Schlächter in der Rue Montmartre verkauft hatte, der ihn seinen Kunden als Extraschüssel vorsetzte. Daß sich das Fleisch des armen Patrons dabei in einer Weise vervielfältigte, die, wenn man ohne Profanation den Vergleich wagen dürfte, an das biblische Brodwunder erinnerte, war gewiß nicht die Schuld des Schlächters — aber viele tausend Hungerige speisten acht Tage lang von jenem Bären. Der Leser weiß längst, daß hier bei uns Alles gleich in's Große geht, und daß die Pariser sich nicht gern mit Kleinigkeiten abgeben.

Unmöglich können wir unserm heutigen leichten, losen Geplauder einen ernsten Schluß geben, noch dazu, wie uns eben einfällt (denn ehrlich gestanden, wir dachten kaum daran) in jetziger Faschingszeit, wo sich die Masken hie und da schon am hellen Tage auf die Straßen wagen. Nur wenige allerdings; denn es ist hier mit dem Carneval in jedem Jahre magerer bestellt, aber es sind dafür um so vornehmere Masken und die, wie man uns versichert, auch über den Fasching hinaus dauern werden. Mit andern Worten, eine neue Mode, weiter nichts; aber eine recht pikante. Dabei hat dieselbe wirklich einen sehr plausiblen Grund, und zwar folgenden. Die großen Magazine und Läden der Boulevards, der Rue de Rivoli, der Rue de la Paix u. s. w., wo die reichen Leute ihre Einkäufe und Bestellungen machen, sind Nachmit-

Digitized by Google

tags zwischen 2 und 5 Uhr, den Hauptgeschäftsstunden, sämmtlich überfüllt und es ist nichts Seltenes, vor einem solchen Hause alsdann zehn, zwölf und mehr Equipagen halten zu sehen. Für einzelne Damen ist dies ein großer Uebelstand; denn sie müssen in ihrer eleganten und mithin auffallenden Toilette stets einen mehr oder weniger weiten Weg über das Trottoir machen, um von ihrem Wagen in das betreffende Haus zu gelangen, sich also durch die Spaziergänger drängen, die ebenfalls in jener Stunde am zahlreichsten sind, sich auf diese Weise rechts und links vielen hundert Augen, bewaffneten wie unbewaffneten, aussetzen, und manches Ach und Oh der Bewunderung hören, anderer kecker Phrasen: »O, qu'elle est belle!« »O, la belle femme!« nicht zu gedenken. Denn so ist einmal der Franzose, wenigstens der Pariser: aufmerksam und zuvorkommend-höflich gegen das schöne Geschlecht, aber durchaus dreist in seinen Complimenten. Den Heldinnen der demi-monde würde nun ein solches Revuepassiren wohl nicht eben unangenehm sein, aber für eine respectable Frau hat dasselbe entschieden etwas Peinliches. Deshalb sehen wir seit einiger Zeit manche unserer vornehmen Pariser Damen mit einer kleinen Halbmaske von schwarzem Sammt aus dem Wagen steigen und über das Trottoir gehen, um sich so den ungebetenen Blicken zu entziehen. Streng genommen, und namentlich nach deutschen Begriffen, eine arge Anomalie, denn die kokette Maske zieht ja erst recht alle Blicke an; aber das ist wieder

Digitized by Google

eine charakteriſtiſche Seite unſerer Damen, die ſich, wie das franzöſiſche Wortſpiel ſagt, gern zeigen, aber nicht geſehen ſein wollen. Möglich, daß dieſe eigenthümliche Mode Anklang und Verbreitung findet. Um ehrlich zu bleiben, müſſen wir geſtehen, daß wir bis jetzt noch keiner derartig maskirten Dame begegnet ſind; aber aus ſicherer Quelle wird uns die Fürſtin M. genannt, die bereits mit verhülltem Angeſicht in den großen Magazinen der Compagnie Lyonnaiſe ihre Einkäufe gemacht hat; und die Fürſtin gilt in gewiſſen hohen Kreiſen für alle derartigen Dinge als ein wichtiges Orakel.

Es wäre dies allerdings ein Schritt rückwärts zur „guten alten Zeit“; denn unter Ludwig XV. und auch unter ſeinem Nachfolger erſchienen die Damen der haute volée und des Hofes öffentlich faſt nie ohne den kleinen »loup«, und wer weiß, man läßt ſie wohl jetzt gern gewähren und gönnt ihnen die unſchuldige Caprice, — ſchon, weil wir im Uebrigen ſo weit, ſo weit von jener Epoche entfernt ſind.*)

*) Statt der Maske, die doch etwas zu auffallend war, adoptirten die Damen ſpäter einen enganliegenden Schleier von dichtem, ſchwarzem Stoff, faſt wie Tuch, der genau und vollſtändig die obere Hälfte des Geſichts verbirgt, ſo daß der Mund frei bleibt zum Sprechen und auch zum Lächeln, was nur noch myſteriöſer ausſieht.

Digitized by Google

## IV.

### Die Eröffnung der Kammern. Ein Ball bei dem preußischen Botschafter. Ein anderer, aber kein Gesandtschaftsball.

Die fünfundzwanzig Kanonenschüsse in der Mittagsstunde des 22. Januar drängten auf einmal alle unsere kleinen Tagesgeschichten und sonstigen Allotria in den Hintergrund: die Politik, die ernste, gewichtige, nahm alle Köpfe in Anspruch, und die kaiserliche Thronrede ging, wenn auch nicht von Mund zu Mund, so doch von Hand zu Hand; denn man konnte sie überall bis in den entlegensten Winkeln von Paris für einen Sou kaufen. Fünf Centimes sind gewiß eine kleine Summe für ein Actenstück, das die Runde, nicht allein durch Europa, sondern durch die gesammte civilisirte Welt macht und vielleicht von mehr als hundert Millionen Menschen gelesen wird. Welcher Zeitungsredacteur, Feuilletonist oder Chronikschreiber hat auch nur annähernd ein solches Publicum! Aber dafür erscheint der kaiserliche Artikel auch nur ein Mal im Jahr, und der hohe Verfasser hat volle zwölf Monate Zeit, ihn zu entwerfen und so viel Correcturen davon zu lesen, wie es ihm beliebt; er verzichtet sogar auf alles Honorar, und könnte doch leicht eine ungeheuere Summe damit verdienen; er begnügt sich einfach mit dem Gedanken, daß sein einer kleiner Artikel in der Wage der

Digitized by Google

Weltgeschicke mehr wiegt, als sämmtliche übrige Zeitungen aus allen vier Himmelsgegenden zusammengenommen, selbst unsere „Bilder“ mit eingerechnet. Doch der Scherz dürfte hier nicht recht an seinem Platze sein, denn das alljährliche Product der kaiserlichen Feder ist stets von hoher Bedeutung, wenn auch dies Mal nicht in dem Umfange, wie in manchen frühern Jahren. Das erklärt denn auch die schnelle Erkaltung der allgemeinen Begeisterung, welche eigentlich nicht viel mehr war als eine gewaltige Neugier: „Was wird er sagen? was hat er gesagt?“ *) Ist diese Neugier einmal be-

*) Für die kleine Tageschronik war bei der feierlichen Handlung der Umstand von Wichtigkeit, daß der Prince Impérial zum ersten Male derselben beiwohnte. Er erschien auch nicht, wie manche Berichterstatter irrig gemeldet haben, mit der Kaiserin, die im Gefolge ihrer Hofdamen bereits ihre Loge eingenommen hatte, sondern an der Hand seines kaiserlichen Vaters, mithin officiell. Er stellte sich alsdann dicht neben den Kaiser, zur Rechten des Thrones, und man kann sich den Succès leicht denken, den das kleine schmucke Herrchen hatte, vorzüglich bei den Damen. Der Prinz sah auch wirklich allerliebst aus. Er trug ein Costüm von schwarzem Sammt, mit kurzen Kniehosen und scharlachrothen, seidenen Strümpfen; quer über die Brust den ebenfalls hochrothen, breiten Grand-Cordon der Ehrenlegion; in der Hand ein schwarzes Sammtbarett mit rother Feder. Er sah keck, fast lustig drein, als ständen auf seinem hübschen Gesichte noch die Worte, die er Tags zuvor mit großem Selbstgefühl seinen Spielkameraden gesagt haben soll: »Demain, si je travaille bien, j'irai avec Papa à l'ouverture des Chambres.«

Digitized by Google

friedigt, so erlischt auch das Strohfeuer schnell, vorzüglich, wenn, wie dies Mal, kein großer, folgenschwerer Passus die Menge trifft. „Weiter nichts?“ sagen die Gleichgültigen (von den Pessimisten, „die ihren Sou bedauern,“ reden wir natürlich aus Respect vor dem kaiserlichen Autor nicht) und alsdann greifen sie zu irgend einem andern Zeitungsblatt, oder hören einem wohlunterrichteten Erzähler zu, um sich die Tagesneuigkeiten mittheilen zu lassen. Und weshalb sollten wir nicht ein Gleiches thun? —

Es wird auf einmal viel getanzt in der hohen Gesellschaft, wie wenn man das Versäumte nachholen wollte, denn der Aschermittwoch ist vor der Thür. Der neue Kammer-Präsident, Graf Walewski, hat, der Tradition gemäß, seinen Einzug in das schöne Präsidentschafts-Hôtel mit einem glänzenden Balle gefeiert. Wohl mancher unter den zahlreichen Gästen dachte vielleicht an den frühern Besitzer jener prächtigen Räume, die man so oft als Muster der Pariser Eleganz citirte, wie den Besitzer selbst als den Typus eines vollendeten Gentleman — an den Duc de Morny. Aber die rauschenden Töne des Orchesters übertäubten leicht dies trübe Memento, und in dem Drängen und Wogen der neuen Kaiserin-Quadrille gingen vollends die letzten traurigen Gedanken zu Grunde. Das Präsidentschafts-Hôtel stößt mit seinem rechten Flügel an das Ministerium des Auswärtigen, wo vor bald zehn Jahren der Graf Walewski den Vorsitz über den Pariser Congreß führte, und wo der alte Orloff an einem der



Digitized by Google

Sitzungstage auf den großen mittlern Balcon getreten war, um sich die gegenüberliegenden elyseischen Felder anzusehen, durch die er einst als Oberst mit den Verbündeten in Paris eingezogen war. Bunte, vielgestaltige Erinnerungen aus ferner Zeit, die, obwohl unsere Väter dieselbe miterlebt haben, uns jetzt vorkommen, als ob sie dem Mittelalter angehörte. Walewski (bekanntlich ein natürliches Kind Napoleon's I., wie Morny ein Sohn der Mutter des jetzigen Kaisers, der Königin Hortense) ist auch eine von den großen, hervorragenden Figuren der neuen Aera, die fast nothwendig geworden sind zur Staffage des Ganzen; er ist ein Weltmann, von scharfem Verstande und außergewöhnlichen Kenntnissen, aber trotz seiner eleganten Salonmanieren streng und unerbittlich wie ein Criminalrichter, wenn es die Staatsinteressen oder, was zur Zeit dasselbe ist, diejenigen der napoleonischen Dynastie gilt. Das feine Witzwort Morny's und dessen Geistesgegenwart, wie aus der Luft heraus die richtige, präcise Antwort des Augenblicks zu greifen, fehlt ihm leider, aber seine Ausnahmsstellung, als vom Kaiser ohne Zuthun der Kammer ernannt, schützt ihn zugleich und gibt ihm das nöthige Relief. Der böse Jules Favre, nach wie vor der Knecht Ruprecht des Corps Législatif (der große Kopf mit dem sarkastischen Lächeln auf dem blatternarbigen Gesicht und mit dem wilden, vollen Haarwuchs ist fast schrecklich anzusehen), mußte natürlich sofort in der ersten Sitzung die Wahl des Grafen angreifen; man hoffte schon auf ein kleines, erfrischen-

Digitized by Google

des Gewitter mit Donner und Blitz, aber der Ausfall blieb ohne sonderliche Wirkung: Streifschüsse, die an dem stahlharten, glatten Panzer des Angegriffenen abprallten, der übrigens nicht gegenwärtig war, sondern sich durch den Vice-Präsidenten Schneider vertreten ließ.

Die glänzendste Krone der vorletzten Woche hat indeß die preußische Gesandtschaft davongetragen, die einen Ball zu Ehren des hohenzollern'schen Fürstenpaares veranstaltet hatte, den auch die kaiserlichen Majestäten mit ihrer hohen Gegenwart verherrlichten. So würde der officielle Stil sagen; aber auch ohne diesen können wir die Phrase sehr gut gebrauchen; denn es war in Wahrheit ein eben so großartiges wie herrliches Fest. Das preußische Gesandtschafts-Hôtel gehörte unter dem ersten Kaiserreich dem Prinzen Eugène Beauharnais, der es auch stets, wenn er in Paris war, bewohnte, und mit großen Kosten ausbauen und ausschmücken ließ. Die sehr gut erhaltenen Wandgemälde in den Hauptsälen sind von Girodet, dem berühmten Freskenmaler aus der ersten Kaiserzeit, und verschiedene kostbare Gobelins, die Napoleon I. seinem Liebling geschenkt hat, sind dem Gebäude, trotz seinen, im Lauf der Jahre so verschiedenartigen Bestimmungen, ebenfalls geblieben. Im Sommer ist der große, nach der Seine hin liegende Garten ein wahres Paradies, das im Winter die zahlreichen blühenden Topfgewächse ersetzen, mit denen alle Galerieen und Corridors angefüllt sind. Die Prinzessin von Hohenzollern ist dabei



Digitized by Google

das enfant gâtée der kaiserlichen Familie, des Hofes und der gesammten vornehmen Pariser Welt. Hat doch sogar der gefeierte Ponsard, dessen neues Drama, »le lion amoureux,« im Théatre Français so viel Glück macht, in Rücksicht auf die Prinzessin und den Prinzen, die beide der ersten Vorstellung beiwohnten, einige seiner schlimmsten gegen Preußen gerichteten Verse durch Umschreibung gemildert, so daß der General Hoche die Feinde (»les ennemis« und nicht mehr »les Prussiens«) nicht mehr über den Haufen wirft und bis auf den letzten Mann niedermacht, sondern ihnen einfach „auf dem Schlachtfelde gegenübersteht". Der arme Hoche, der wilde, unbändige Patron, hat sich das ruhig gefallen lassen müssen; aber Bressant, der die Rolle gibt, sah mit einer auffallenden Handbewegung in jenem Moment zur kaiserlichen Loge hinauf, wie wenn er für den Dichter protestiren wollte. Im Publicum fand man aber seltsamer Weise die Concession Ponsard's sehr hübsch, eben weil man die Prinzeß selbst so hübsch findet, und das mit Recht, denn sie ist eine liebliche, reizende Erscheinung. Die Kaiserin soll ihr auch bereits erklärt haben, sie wolle von einer Abreise nichts wissen, und wenn es kein anderes Mittel gäbe, so würde sie den Centgarden befehlen, sie nicht mehr aus dem Schlosse herauszulassen. Der Graf v. d. Goltz ging den Majestäten (das fürstliche Paar war schon früher eingetroffen) bis unten im Vestibül entgegen, von Kerzen tragenden Lakaien gefolgt, wie dies die Etiquette will,

Digitized by Google

wenn der Kaiser und die Kaiserin irgend einem Privatballe beiwohnen (auch in den Theatern werden sie so empfangen), und geleitete alsdann die hohen Gäste in den Hauptsaal, wo ein Thron errichtet war, dessen Baldachin mit den preußischen Adlern und Farben vortrefflich für den weißen Saal in Berlin gepaßt hätte. Jedenfalls war es wohl das erste Mal, daß das französische Monarchenpaar auf einem solchen deutschen Throne saß. Die Kaiserin, wie die Prinzessin, war in Weiß; Ihre Majestät war aber in Brillanten frisirt, wohingegen Ihre Hoheit einen einfachen weißen Camellienkranz im Haar trug. Der Kaiser war in schwarzer Hoftracht erschienen, ebenfalls sehr einfach, aber mit den Insignien des schwarzen Adlerordens; der Prinz desgleichen. Wie mancher treue Berliner hätte ein „jut Stück Jeld" gegeben, um auf jenem Balle gegenwärtig zu sein! Kurz vor Mitternacht langte eine telegraphische Depesche des Königs von Preußen an den Gesandten an, mit dem Auftrage, der Kaiserin im Namen Sr. Majestät ein Bouquet zu überreichen, und ihr für die Ehre ihrer Gegenwart zu danken. Der Kaiser ließ sofort zurück telegraphiren, um seinem „Vetter und Freunde" für diese liebenswürdige Aufmerksamkeit seine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Nach guter, alter deutscher Sitte ging man zu Tische und umdrängte nicht, wie nach französischer, die Buffets, wo stets die mit langen Armen und Beinen und dreisten Händen am besten wegkommen, und wo (wie früher wenigstens auf den Stadthausbällen) manchmal gar

Digitized by Google

eine Flasche Champagner oder eine Trüffelpastete, oder auch beides zugleich, in irgend eine verschwiegene Paletot-Tasche sich verirrte. Das Souper, an welchem die hohen Herrschaften in liebenswürdigster und ungezwungenster Weise theilnahmen, wurde im untern Stockwerk servirt, und der große Schluß-Cotillon, wo viele, aus Deutschland besonders verschriebene, neue Touren zum ersten Male aufgeführt wurden, fesselte die tanzlustigen Gäste bis an den frühen Morgen.*)

Von dem aristokratischen Gesandtschaftshôtel bis zur Salle Valentino ist es weit; — weit zu gehen zunächst, denn wir müssen über die langen Quais bis zum

---

*) Die Pariser Tagespresse hat, gegen ihre Gewohnheit, nur mit kurzen Worten des Gesandtschaftsballes erwähnt, schon aus dem Grunde, weil nicht einer ihrer Repräsentanten geladen war; ausnahmsweise und wohl nur aus Discretion für die anwesenden Majestäten. Deshalb brachten auch die kleinen Blätter durchweg unrichtige Notizen über die Toiletten, für die weibliche Lesewelt stets der wichtigste Punkt; auch in manchen Salons commentirte man später sehr ihre allzugroße Einfachheit. Die Ursache lag übrigens auf der Hand. Der Hof war in Trauer erschienen, daher die Damen in Weiß; und weil man dies vorher wußte, hatten die meisten übrigen Damen ebenfalls das einfache weiße Ballkleid gewählt. Nur die russische Fürstin Korsakow machte eine Ausnahme, freilich eine brillante; sie trug eine lange schwarze Sammtschleppe über einem silbergestickten Tüllkleide, und Goldpuder (»à l'empire«) im Haar; die schönste „Königin der Nacht", die man je gesehen.

Digitized by Google

Concorde-Platz, und von da durch die Rue Royale in die Rue Saint-Honoré; aber, da wir den Weg kennen (wir waren ja noch im vorigen Capitel da, um Trimm zu hören), so wäre dies kein Hinderniß; wir sagen auch „weit" mehr in Bezug auf den bedeutenden Unterschied der Gesellschaft, dort und hier ... Dann allerdings beträgt die Entfernung hundert Meilen. Aber trotzdem ist der Uebergang nicht so schwer, schon weil wir, so seltsam es auch klingen mag, in der Salle Valentino mehrern Personen begegneten, die wir Abends zuvor in den Sälen des Hôtel Goltz gesehen hatten; so unter Andern dem Kammerdiener des Grafen und seinem Leibjäger. Diese befremdliche Coincidenz verlangt zur Beruhigung unserer Leser eine sofortige Erklärung.

Schon seit einigen Jahren existirt nämlich in Paris ein sogenannter Domestiken-Verein, nur trägt derselbe, wie alles hier zu Lande, einen hübschern, elegantern Namen: »société des gens de maison«; »des domestiques« würde gar zu ordinair und plebejisch klingen. Die Dienerschaften der hiesigen vornehmen Häuser, Kutscher, Kammerdiener und Lakaien und, um auch die Damen nicht zu vergessen, Köchinnen, Kammerjungfern und Kindermädchen, haben eine Art Hülfsverein gebildet, dessen Statuten sogar durch ein kaiserliches Decret approbirt worden sind. Dieser Hülfsverein bezweckt gegenseitige Unterstützung in Krankheitsfällen und ein Gleiches, wenn die Mitglieder sich momentan ohne Stelle befinden; sogar eine Sterbekasse ist damit verbunden und endlich eine Pension für Altersschwache

Digitized by Google

oder sonst Gebrechliche. Das ist die ernste und gute Seite der Sache. Die Gesellschaft zählt bereits gegen vierhundert Mitglieder, der Präsident, M. de Maugin, ist vom Kaiser ernannt worden. Auch hat sie viele Ehrenmitglieder, unter denen wir manchen vornehmen Namen gefunden haben. Die Gesellschaft gibt jährlich einen großen Ball: die heitere Seite der Sache; denn die Dienerschaft will eben so gut tanzen und sich amüsiren, wie die Herrschaft, vollends hier in Paris. Fremde werden aber nur sehr schwer zugelassen, und auch die Ehrenmitglieder glänzen begreiflich zumeist durch ihre Abwesenheit. Zufällig kenne ich den Arzt der Gesellschaft, den Dr. Cahours, der mir versprach, mich einzuführen. „Der schwarze Frack und die weiße Cravatte sind dort eben so streng vorgeschrieben, wie auf der Gesandtschaft," sagte er lachend, und ich ließ es mir nicht zwei Mal sagen; ja, daß ich die Schwäche nur beichte, ich ließ mich sogar frisiren, ganz wie Tags vorher. »Quand on fait les choses,« sagt ein französisches Sprichwort, »il faut les bien faire.«

Der Doctor stellte mich sofort nach unserer Ankunft dem Vice-Präsidenten des Vereins vor, einer Respectsperson, s'il vous plaît, vor der ich mich ehrerbietigst verneigte: Niemand anders, als der Leibkutscher des Kaisers, Monsieur Sylvestre Loret. Ein Mann von Gewicht, schon seines stattlichen Bauches, aber auch seiner Stellung wegen, die ihn mit den Majestäten in fast tägliche Verbindung bringt, so weit nämlich von einer Verbindung zwischen dem Kutscherbock und

Digitized by Google

den Wagenkissen die Rede sein kann. Aber gar häufig grüßt ihn der Kaiser beim Einsteigen und hat auch schon oft mit ihm gesprochen. Wie Viele, die vergebens um eine Audienz in den Tuilerien nachgesucht haben, mögen wohl diesen Kutscher beneiden! Monsieur Loret fährt nur die Majestäten, nicht einmal den Prince Impérial, aber auch fremde Monarchen, die zum Besuch nach Paris kommen; so noch neulich das portugiesische Königspaar. Das bringt natürlich außergewöhnliche Gratificationen, denn ein König kann anstandshalber doch nicht wohl unter hundert Franken „Trinkgeld“ geben. Auf solche Weise (doch dies unter uns und auch nur als statistische Notiz) macht dieser allerhöchste Automedon sich gegen achthundert bis tausend Franken monatlich, eine Summe, die dem Gehalte eines Obersten oder eines Bureauchefs in irgend einem Ministerium, oder auch, wenn man lieber will, eines Universitätsprofessors gleichkommt. Nicht zu vergessen, daß der Kutscher außerdem noch freie Station hat und daß man in den Tuilerien vortrefflich ißt und trinkt. Monsieur Loret war übrigens sehr liebenswürdig gegen mich und führte mich überall umher. Ich war stark versucht, ihn zu fragen, ob er schon einmal umgeworfen habe, aber ich wagte es nicht; der gute Mann hätte die Frage übel nehmen, oder ihr wohl gar eine politische Bedeutung beilegen können. In Paris muß man sehr auf seiner Hut sein, auch in der Salle Valentino, und nun gar mit dem Leibkutscher des Kaisers!

Digitized by Google

Der Vice-Präsident ließ mich im Gespräch mit einem andern „Herrn", wie ich später erfuhr, dem Maître d'Hôtel des Grafen Montalembert. Dieser, nicht der Graf, sondern der Diener, der mich natürlich nicht kannte, fragte mich, ob ich nicht Lust hätte zu tanzen. — „Merci," sagte ich höflich, aber bestimmt, „ich tanze nicht; auch fühle ich mich etwas ermüdet." — „Ich kenne das," entgegnete er. „Ruhen Sie sich aus; der Dienst ist oft schwer; bei wem sind Sie?" Schade, daß der Leser in jenem Augenblicke mein Gesicht nicht sehen konnte, das sich plötzlich sehr in die Länge zog; aber ich hielt an mich, und im Grunde hatte die Frage ja auch nichts Beleidigendes. Ich antwortete: „Ich bin bei Niemanden." — „Ei, ei," begann der Hausmeister von neuem, „da müssen Sie sich morgen auf unserm Bureau melden; es sind gerade einige recht gute Stellen vacant, so bei der Ducheſſe de Choiseul in der Rue Saint-Dominique: achthundert Franken, so viel ich weiß, die Extras nicht gerechnet." Ich Unglücklicher! und ich hatte die Herzogin noch in der vorigen Woche in ihrer Loge im Théatre-Français begrüßt; auch nahm ich mir vor, ihr gelegentlich dies Abenteuer zu erzählen. Um doch etwas zu erwidern, sagte ich: „Ich suche gar keine Stelle, ich bin sehr zufrieden, so wie ich bin." — „Der Tausend!" rief der Redselige, „so jung, und Sie können schon als Privatmann leben? Da müssen sie vortrefflich placirt gewesen sein!" — Fast bedauerte ich nun, die Einladung zum Tanzen eben so kategorisch abgelehnt zu

Digitized by Google

haben, zumal ich wirklich allerliebste „Damen“ an mir vorüberfliegen sah. Wer weiß, die Kammerjungfer der erwähnten Herzogin war vielleicht auch gegenwärtig. Im Allgemeinen sah man sehr hübsche Toiletten, die meisten freilich nicht gerade frisch aus dem Laden und je nach den Umständen etwas seltsam zugestutzt, aber elegante Stoffe, ganz wie auf den Bällen der vornehmen Welt. Meinen Leserinnen brauche ich wohl den Grund davon nicht weiter anzugeben. Aber gelacht hätten sie sicher mit mir, wenn auch im Stillen, um die guten Leute nicht zu verletzen, über manche Köchin im schweren seidenen Gewande, das früher ebenfalls eine andere, noblere Taille umschlossen und das entschieden zu lang geblieben war, obwohl man die Schleppe abgeschnitten hatte. Von den Crinolinen will ich gar nicht reden, die sich so breit machten wie die Hofkleider in den Tuilerien. Gold und Juwelen in Menge, Arm- und Halsbänder, Gürtelschnallen und Haarkämme, wie es die neueste Mode verlangt; aber für zehn bis zwanzig Franken kann man schon viel Schmuck und Edelsteine kaufen. Die Herren, obwohl ich von den Damen nichts Schlechtes gesagt haben will, sahen durchschnittlich besser aus; viele von ihnen, namentlich von den jüngern, waren geradezu »irréprochables«, und hätten einem Auditor oder sonstigen jungen Beamten, die auf den Ministerialbällen das tanzende Contingent liefern, nichts nachgegeben. Spaßhaft sah es allerdings aus, als später beim Fortgehen die meisten dieser Herren einen langen, hellfarbigen

Pardessus mit großen, blitzenden Livréeknöpfen überzogen und einen goldbordirten Hut mit bunter Cocarde aufsetzten; dadurch wurden sie sofort der Wirklichkeit, ihrem eigentlichen Stande, wiedergegeben.

Aber noch war es so weit nicht; im Gegentheil, um Mitternacht wurde das Souper angesagt und jeder Chapeau führte seine Dame zu Tische. Vortreffliche kalte Küche und sehr gute Weine; der Champagner indeß extra; trotzdem knallten rechts und links die Pfropfen, nicht sonderlich aristokratisch, — denn die feine Sitte will längst, daß man die Champagnerflaschen ungehört öffne, — aber sehr lustig und amüsant. Leider war mir auch hier wieder eine kleine Prüfung beschieden. Von dem gräfl. Montalembert'schen Maître d'Hôtel hatte ich mich glücklich los zu machen gewußt, noch dazu etwas hastig und auch ohne ihm weiter für den Nachweis der guten Stelle zu danken. Durch Erfahrung klug geworden, mied ich jede neue Bekanntschaft und verhielt mich als passiver Zuschauer, um so mehr, als ich den Doctor Cahours nirgends finden konnte. Aber beim Souper, um denn doch von meiner originellen Fahrt in etwas zu profitiren, legte ich die Schüchternheit ab und mischte mich ungenirt unter die Gäste. Ein feiner, ältlicher Herr trat an mich heran, brachte mir ein Stück Pastete und winkte einem Kellner des Hauses, mich gut zu bedienen. Dieser Herr, wie Monsieur Loret eine Respectsperson, war mit der Direction des Buffets beauftragt (wie das alles vornehm klingt!): Monsieur Prosper, chef

d'office im Miniſterium des Innern, und vom Marquis de la Valette in hohen Ehren gehalten. Monſieur Prosper, der auf und ab eilte und wie ein Feldherr nach allen Seiten zugleich ſchaute, bog ſich mehrfach über meinen Stuhl und fragte nach meinen Befehlen und auch, ob ich zufrieden ſei mit der Küche und den Weinen, u. ſ. w. Als ich nur kurz und mit Rückhalt antwortete (ich fürchtete ſtets das erneute Anerbieten irgend einer guten Stelle), ſagte er mir leiſe: „Verlaſſen Sie ſich auf mich; ich werde Ihr Incognito nicht verrathen, aber es iſt hübſch von Ihnen, daß Sie gekommen ſind." — Incognito! ſagte ich zu mir ſelbſt; ſollte er mich für einen fremden Geſandten, oder für den Duc de Mouchy halten? — „Aber warum bleibt Ihre Majeſtät nicht in Paris," fuhr Prosper fort, „noch dazu, ſeitdem ihr ſchönes neues Hôtel in den elyſeiſchen Feldern fertig iſt?" — Daß ich's kurz mache, der Chef hielt mich für den Officier de bouche der Königin Chriſtine von Spanien, ſo wenigſtens hatte man ihm im Vertrauen geſagt. Officier de bouche, zu deutſch Obermundkoch! Ich hatte den Doctor Cahours in Verdacht, der als Spaßvogel bekannt iſt. Ich ſteckte die Naſe tief in's Glas und gelobte mir im Stillen, nicht wieder auf einen Domeſtikenball zu gehen.

Allgemeiner Aufbruch gegen drei Uhr; nur die junge Welt blieb für den Schlußcotillon zurück, ganz wie auf der preußiſchen Geſandtſchaft. Monſieur Loret bot mir einen Platz in ſeinem Wagen an; aber leider war es

Digitized by Google

keine Hofcaroſſe, ſondern nur ein ſimpler Fiaker. So hatte ich noch ſchließlich die Ehre, nicht, von dem kaiſerlichen Leibkutſcher gefahren zu werden (das wird mir wohl im Leben nicht paſſiren), aber doch mit ihm zu fahren. Unterwegs wollte ich noch die günſtige Gelegenheit benutzen, um mir von meinem Begleiter das Eine oder Andere aus dem hohen Bereiche ſeiner Functionen erzählen zu laſſen, aber Monſieur Loret war einſilbig und antwortete kaum. Der Mann iſt entſchieden etwas Diplomat, dachte ich bei mir ... Aber als ich genau hinſah, merkte ich, daß er eingeſchlafen war.

## V.

### Faſching in den hohen Regionen und ſogar in der Senatsſitzung. Der Marquis de Boiſſy. Eine theatraliſche Myſtification von Durantin. Friedrich Rückert.

Ganz konnten wir, auch außer den beiden im vorigen Capitel geſchilderten Bällen, dem Faſchingslärm nicht ausweichen, ſelbſt wenn wir es gewollt hätten; wir konnten uns allerdings für einen Sou das officielle Programm der großen Faſtnachtsochſen-Promenade kaufen, uns die Straßen und Boulevards genau merken, die ſie drei Tage lang durchzieht, und zwar, nicht um ihr entgegen, ſondern um ihr aus dem Wege zu gehen. Aber im Uebrigen war es ſchon ſchwerer, ſich dem bunten, wilden Treiben zu entziehen, wir hätten denn

Digitized by Google

geradezu daheim bleiben, und Thor und Thür verriegeln müssen. Ganz Paris ist an den drei letzten Carnevalstagen draußen, die Promenaden sind überfüllt, vorzüglich wenn, wie diesmal, das Wetter günstig ist; das ist aber auch so ziemlich alles. Der Leser weiß bereits aus frühern Berichten, daß hier in Paris der Straßen-Carneval, der Volksfasching, seit den letzten zehn Jahren in steter Abnahme begriffen, und jetzt eigentlich so gut wie verschwunden ist; auch die öffentlichen Maskenbälle sind mehr und mehr gesunken, und nur in Privatkreisen, und auch dort nur in den höchsten und officiellen, hat der Geschmack an den Maskeraden sich erhalten. Die Minister stehen in dieser Beziehung obenan, aber auch nicht alle, sondern nur drei oder vier unter den neun Excellenzen. Der Unterrichts- und Handelsminister sind viel zu prosaische und ehrbare Personen, um in ihren Hôtels tanzen zu lassen, oder gar Maskeraden zu geben. In dem Pariser High-life zählen sie daher nicht; sie „empfangen" freilich jede Woche, aber eigentlich nur ihre eigenen Beamten mit ihren Frauen, die großen Säle sind übervoll und überlangweilig, man sieht Jedem an, daß er nur gezwungen und respectshalber zugegen ist, und sich nach Hause nach seinem Fauteuil und dem »coin de feu« sehnt; schwacher Thee und schwacher Punsch, ein unschuldiges Gläschen Eis oder Sorbet, kleine Kuchen und noch kleinere Bonbons, das ist so ziemlich alles. Die Herren stehen in Gruppen, die Damen sitzen in Gruppen, jene verstecken ihr Gähnen hinter dem Hut, diese hinter

Digitized by Google

dem Fächer; um elf, halb zwölf beginnt das Scharren und Rauschen, das Bücken und Verneigen, und um Mitternacht ist der letzte Wagen davongefahren, die Kerzen und Lampen sind erloschen, das letzte Geräusch machen die schwer zufallenden Hofthore, das Hôtel ist dunkel und geht zu Bette; nur der Minister selbst begibt sich in sein Cabinet, wirft verdrießlich seinen gestickten Rock mit dem Sterne auf den Stuhl, macht es sich bequem und setzt sich an den Schreibtisch, um noch ein paar Stunden lang die eingelaufenen Depeschen und Berichte durchzusehen, und so das Versäumte nachzuholen; denn jene beiden Minister, die gesellschaftlich eine so unbedeutende Rolle spielen, haben gerade am meisten zu thun, und jede Stunde Zerstreuung und Amusement mit Nachtwachen zu bezahlen: sie müssen ja doch hie und da bei Hofe und auf den Bällen ihrer Collegen und der auswärtigen Gesandten erscheinen.

Der Finanz- und Justizminister sind nicht viel besser daran. Der Erstere gibt schon aus Politik keine prächtigen Feste, wenigstens nicht solche, von denen drei oder vier Tage vorher und nachher ganz Paris spricht, und alle Zeitungen die großartigsten Details bringen; denn so glänzend und befriedigend auch die Lage der Finanzen in Frankreich ist (wenigstens nach der letzten Thronrede und Senats-Adresse), so hat der Minister doch seine guten Gründe, die Aufmerksamkeit der großen Massen nicht allzusehr auf sich und sein Portefeuille zu ziehen. Scharfsichtige Leser verstehen mich schon ohne weitern Commentar. Der Justizminister,

Digitized by Google

der jetzt noch dazu dem Cultus vorsteht, da man doch unmöglich dem protestantischen Monsieur Duruy die katholischen Kirchenangelegenheiten überlassen konnte, hat ebenfalls eine zu ernste Stellung, als daß ein bunter Maskenzug seine Schwelle betreten dürfte; schon das bloße Wort Justiz erinnert uns an Gerichtssitzungen und Assisen, oder gar an Criminalgefängnisse mit einer schrecklichen Maschine im Hintergrunde, deren Namen ich hier nicht einmal hinschreiben will.

Der Staats- und kaiserliche Hausminister, wie der des Innern, stehen schon eine bedeutende Stufe höher auf der gesellschaftlichen Leiter, und zu Fould's und Persigny's Zeiten citirte man ihre Faschingsbälle in erster Reihe, aber die beiden heutigen Minister scheinen den Ruhm ihren drei Collegen überlassen zu wollen, die jetzt genannt werden sollen. Diese bilden die großen Drei, auf die acht, vierzehn Tage lang ganz Paris mit Neugier und Erstaunen schaut, welche die gesammte vornehme Gesellschaft in Bewegung, ja in Aufruhr setzen, in friedliche und unschuldige allerdings, und auch zumeist nur die Damenwelt, aber doch in gewaltiger Weise. Das sind die wahren Excellenzen, die leben und leben lassen, »qui font grandement les choses,« wie man hier sagt, und denen es nicht darauf ankommt, zehn- zwölftausend Franken bloß für die Blumen ihres Ballabends auszugeben. In diesem Jahr ist übrigens das Kriegsministerium hinter seiner alten Renommée zurückgeblieben, und die Minister des Auswärtigen und der Marine haben den Preis davon ge-



Digitized by Google

tragen. So erzählte man von dem Balle des Letztern am folgenden Tage Wunder über Wunder. Ein Maskenzug namentlich, welcher um Mitternacht erschien, hat alles, was man in der Art bis jetzt gesehen hat, auf das großartigste übertroffen. Pardon für den neuen Superlativ, den wir nur allzu häufig gebrauchen; aber so etwas sieht sich viel leichter an, als es sich beschreiben läßt, noch dazu, wenn es wie hier en passant und mit zwei Worten geschehen soll. Den Mittelpunkt jenes denkwürdigen Maskenzuges bildeten die fünf Welttheile, von den fünf bedeutendsten Damen der Pariser Aristokratie dargestellt (die Prinzessin Metternich: Europa), und jede mit einem entsprechenden Gefolge. Die Phantasie des Lesers mag sich dies Gemälde noch so schön und bunt ausmalen, sich aller Bilderbücher und Kupferwerke erinnern, in denen die Trachten und die Natur- und Kunsterzeugnisse der fremden Länder geschildert sind, und sich dann dies alles zusammen vereinigt auf ein Mal vergegenwärtigen — er wird doch nur eine schwache und unvollkommene Vorstellung von dem Anblick erhalten, den der große Ballsaal des Marineministeriums in jener Stunde gewährte; ein vollständiges Museum von allen nur denkbaren Costümen zog an uns vorüber, und man hätte das Wunderhorn aus Oberon haben mögen, um diese Phantasmagorie, — denn dafür war man wirklich versucht, das Ganze zu halten, — mit Zauberfesseln zu bannen.

Aber eigentlich ist es, meinen Leserinnen gegenüber, nicht hübsch von mir, den Mund so voll zu nehmen

Digitized by Google

und im Grunde nichts zu sagen; ich weiß nur ein Mittel, dies Versehen wieder gut zu machen, den Rath nämlich, hierher zu kommen, um sich das alles in Person anzusehen. Einmal hier in Paris, so wird die Einladung in jene hohen, glänzenden Kreise sich schon finden; eine schöne, liebenswürdige Dame ist hier an unserm galanten Seinestrande stets willkommen, und daß meine Leserinnen sammt und sonders dies Doppelprädicat verdienen, meine ich schon mehr als ein Mal gesagt zu haben. Der Dr. B., der glücklicherweise den Winter in der Metropole der deutschen und nicht der französischen Intelligenz zubringt, würde mir sonst gewiß dies Wort kritisiren und mir als guter Hegelianer sehr logisch bemerken: „Sie könnten doch möglicherweise eine häßliche haben.“ Doch ich lasse ihn gar nicht zu Worte kommen, denn es ist erst morgen Aschermittwoch, und der Scherz ist heute noch, und mehr als je, erlaubt.

Hat doch sogar der hohe, ernste Senat, der schon als »gardien de la Constitution« gewiß nicht spaßt, kürzlich sein Faschingsstündchen gehabt, so komisch und kraus, daß man die Scene recht gut nach dem Kölner Gürzenich hätte verlegen können, und wohl damit Glück gemacht haben würde, etwa zum dortigen Pickenick am Carnevalsdinstage, insofern Pickenick allerlei lustiges, schnurriges Zeug bunt durcheinander bedeutet; alsdann paßt wirklich der Titel vortrefflich. Der Marquis de Boissy, nach wie vor das enfant terrible der hohen Versammlung, hat nämlich wieder seine jährliche Rede



Digitized by Google

losgelassen, und diesmal wilder und schlimmer denn je zuvor. War es die Faschingsluft, die in jenen Tagen überall in Paris wehte und die vielleicht auch in den Sitzungssaal des Luxemburger Palastes gedrungen war (denselben Saal, in welchem einst der jetzige Kaiser von der Pairskammer zu lebenslänglicher Staatsgefangenschaft verurtheilt wurde), oder hatte der gute Marquis selbst zu gut gefrühstückt? ... Kurz, so bunt hatte er es noch nie gemacht, so ungeberdig sich noch nie angestellt. Die alten, vornehmen Herren in ihren goldgestickten, besternten und bebänderten Uniformen saßen wie auf Kohlen und mehr als Einer wischte sich den Angstschweiß von der Stirn; der Marquis ließ sich aber nicht irre machen, sondern redete lustig darauf los. Bei den Hauptkraftstellen hielt er stets im voraus inne, um den Lärm abzuwarten und austoben zu lassen: manchmal erhob sich der gesammte Senat, wie ein Mann, und desavouirte den Redner laut — „im Namen des gesunden Menschenverstandes!“ riefen sogar Einige.

„Ich danke Ihnen, verehrte Collegen,“ erwiderte der Marquis, so wie der Tumult sich gelegt hatte, „ich danke Ihnen für Ihren Beifall,“ und fuhr dann ungenirt fort. Der Ordnungsruf des Präsidenten konnte somit nicht ausbleiben: die ominöse Klingel ertönte, der Präsident bedeckte das Haupt und sprach das strenge Wort. Aber das enfant terrible hatte auch die Antwort gleich bei der Hand: „Herr Präsident, ich danke Ihnen, wie ich eben meinen Col-

Digitized by Google

legen gedankt habe; was mich tröstet, ist der Umstand, daß Sie, wenn Sie mir hier in der Sitzung Unrecht geben, mir, sobald wir uns draußen begegnen, beistimmen." — Das wurde denn doch dem kleinen, lebhaften Marschall Canrobert zu arg; er sprang empor, — schlug an seinen Degen, setzte (wohl nur aus zorniger Zerstreuung) seinen Federhut auf und protestirte im Namen der ganzen Versammlung. Und so ging es fort, fast anderthalb Stunden lang, über Stock und Stein, im Galopp und im Trab, über Hecken und Gräben, eine rhetorische Cavalcade, die an die Reiterkünste in Franconi's Circus erinnerte. »Dixi!« sagte der Redner zum Schluß. „Ich habe alles gesagt, was ich auf dem Herzen hatte und nichts verheimlicht, bemäntelt, oder zurückbehalten. Möchten sich meine sämmtlichen Herren Collegen an mir ein Beispiel nehmen!" — Ein seltsamer, aber unstreitig ein interessanter Mann, der Marquis de Boissy, wenn auch ein Original der wunderlichsten Art. Schade, daß in diesem exaltirten Kopfe nicht mehr Ordnung herrscht und geistige Sammlung, und daß er sich nicht zu beschränken und zu mäßigen weiß; das Zuviel und das Durcheinander, die Inconsequenz und der Selbstwiderspruch, die daraus entstehen, dies alles läßt sein Auftreten zu einer komischen, oft scandalösen Scene, oder auch geradezu zur Posse werden; es nimmt den großen Wahrheiten, die er sagt und die wie Keulenschläge rechts und links fallen, jede moralische Tragweite, und läßt ihn das Kind mit dem Bade verschütten. Trotz-

Digitized by Google

dem empfehlen wir unsern Lesern die Rede sehr, die gewiß, ganz oder im Auszuge, die Runde durch alle europäischen Blätter gemacht haben wird, zur großen Befriedigung des Marquis; denn er soll sehr ehrgeizig sein, was freilich wieder einen Schatten auf seinen Charakter wirft, weil es die Reinheit seiner Absichten trübt. Wie dem auch sei, und es steht uns nicht an, ihn zu richten oder gar zu verdammen, wahr, zutreffend und schlagend wahr sind viele seiner keck und rücksichtslos hingeworfenen Worte, und wenn die officiellen und Regierungs-Blätter sich jedes Mal nach einer Boissy'schen Rede bemühen, dieselbe als eine »divagation d'esprit« hinzustellen, so ist das eben nur eine Phrase, und an der geschäftigen, ärgerlichen Hast, mit der sie dies thun, erkennt der Kundige leicht, daß sie sehr gut fühlen, wie sie damit sich und ihre Leser zu täuschen suchen. Um nur einen Punkt zu berühren, so ist Boissy's Anathem und Achtserklärung gegen England völlig und ganz aus der Seele des französischen Volkes gesprochen; man kann hier ja an keiner Table-d'hôte speisen, in keinen vertraulichen Freundeskreis treten, an keinem politischen Gespräche Theil nehmen, ohne dies in der ersten oder zweiten Minute auf das deutlichste constatirt zu sehen. Darüber wissen auch wir ein Wort zu melden, denn wir haben ja längst unser zweites Decennium hier in Frankreich angetreten, und stets Augen und Ohren in dieser Beziehung offen gehabt. Niemand genirt sich sehr damit, wie sonst im Urtheil über politische

Dinge. Man weiß dies auch in den obern Regionen und „im Schloß“ recht gut: aber was ist zu machen? Und gerade das neueste Verhalten Englands in Bezug auf Chili und Peru gegen Spanien, wodurch die Perfidie gegen Frankreich wieder einmal so recht an's Licht tritt, hat dieser Animosität neue Nahrung gegeben. „Der alte Fuchs Palmerston ist todt,“ sagen sie hier, „aber seinen Balg hat er zurückgelassen, und Russell ist hineingekrochen.“

Doch auch wir fangen an, zu „divagiren“, wie der Marquis de Boissy, und werden fast politisch anzüglich; aber man muß es heute nicht so genau mit uns nehmen, denn, wie gesagt, es ist erst morgen Aschermittwoch.

Erzählen wir deshalb noch schließlich eine lustige Geschichte, die ganz hierher gehört, die Autoren-Mystification nämlich in Bezug auf das neue Theaterstück im Gymnase.

„Héloise Paranquet,“ das seit ungefähr vier Wochen auf jener Bühne gegeben wird, ist wirklich ein recht hübsches Stück, allerdings, als Pariser Sittengemälde, nicht ohne die nöthige Zugabe aus der demi-monde, aber sehr maßvoll und anständig, und durchweg dramatisch. Der Erfolg war überaus günstig und wurde fast zu einem Ereigniß, weil man den Namen des Verfassers nicht wußte. Man rieth hin und her, nannte natürlich die Namen der bekannten Schauspieldichter in erster Reihe, und erging sich nebenbei in den

Digitized by Google

seltsamsten und abenteuerlichsten Hypothesen. Jeder Morgen brachte den Zeitungslesern eine neue Lösung des Räthsels, und jedes Mal eine ganz sichere, aus zuverlässigster Quelle geschöpfte; an jedem Abend ward aber die Mittheilung widerrufen und durch eine andere ersetzt. Bald war der verstorbene Herzog von Morny der Verfasser, der noch dazu das Stück auf seinem Krankenlager seinem Secretair dictirt haben sollte (!); bald die Prinzeß Mathilde, in Collaboration, wie man pikant beifügte, mit einem hohen Beamten im Ministerium der schönen Künste; dann wieder Girardin, der dadurch das Fiasco seiner frühern beiden Stücke wieder gut machen, aber „aus Bescheidenheit anonym bleiben wollte" (Girardin und bescheiden!); oder auch die Fürstin Metternich, die damit als ihrem ersten theatralischen Versuch vor die Welt trat. Die Witzköpfe fehlten natürlich bei dieser Gelegenheit ebenfalls nicht, die ernsthaft zwei „hochgefeierte" Namen aussprachen: Trimm und Théresa u. s. w. Die großen Montagskritiker, die immer beim Anfang ihres Feuilletons das stolze Motto singen:

„Denn ich bin klug und weise,
Und mich betrügt man nicht!"

schwankten zwischen Dumas fils und Sardou, und gaben nicht undeutlich zu verstehen, daß wohl Beide zusammen die Verfasser sein könnten. Kurz, Einer wußte es stets besser als der Andere, und meinte, den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, und schließlich wußte Niemand nichts, und Jeder hatte vorbei und

Digitized by Google

in's Blaue geschossen. Unterdessen ward das Stück selbst jeden Abend bei übervollem Hause gegeben und machte dem „Lion Amoureux" und sogar (sogar!) der „Familie Benoiton" glänzende Concurrenz. Man rief jedes Mal stürmisch nach dem Autor, aber der Autor erschien nicht, wohl aber endlich das gedruckte Stück als Buch und mit ihm denn auch der Name: Armand Durantin, den von tausend Menschen in Paris noch nicht Einer kannte. Doch führen wir kurz seine eigenen Worte aus der Vorrede an: „Man fragt mich, weshalb ich mich maskirt habe? Einfach deshalb, weil ich, während ich vor dem Publicum Komödie spielte, wünschte, das Publicum möchte auch vor mir etwas Komödie spielen. O, du hochgeehrtes, hochgeneigtes und zugleich hochgefürchtetes Pariser Publicum, du sollst bedankt sein, und wenn ich dich nur herausrufen könnte, wie du mich, so würde ich es sicher thun; denn du hast mich sehr amüsirt. Zwanzig Jahre lang biete ich dir meine Romane, Novellen und Theaterstücke, aber du hast nichts von ihnen wissen wollen. Jene hast du nicht gelesen und diese nicht zur Aufführung kommen lassen. Wer ist denn dieser Durantin? hat hier und da Einer achselzuckend und naserümpfend gefragt, und ein Anderer hat vornehm geantwortet: Obscur und unbekannt, vielleicht ein Autor letzter Sorte, wie es deren ja so viele gibt. Da gelingt es mir, dank einer edelmüthigen Vermittelung, ein Stück auf's Gymnase zu bringen, aber, wohlverstanden, anonym. Das Stück gefällt dir, du stolzer, blasirter

Digitized by Google

Sultan, und du rufst nach dem Verfasser. Der Verfasser sitzt mitten unter dir, aber ungesehen in einer dunkeln Loge, und freut sich, doch er zeigt sich nicht. Da wirst du ungeduldig, wie ein verzogenes Kind, dem man wirklich einmal sein Spielzeug verweigert; du rufst lauter und lauter und möchtest nun gern den Namen des »geistreichen« Autors eines so »herrlichen« Stückes hoch an den Kronleuchter des Theater-Saales hängen, wie im Sonnenglanz. Welch' eine Ehre für mich, den obscuren, unbekannten Durantin, um so mehr, als das Publicum des Gymnase stets als ein wahrer Areopag in Sachen des guten Geschmacks und der Kunstkritik gilt. Noch ein Mal meinen Dank und die Versicherung, daß ich mich noch nie im Leben bei einem Theaterstück so amüsirt habe, wie bei dem meinigen!"

Das ist doch gewiß ein lustiger Faschingsscherz, und Herr Durantin verdient ein Compliment, so hübsch Maskerade gespielt zu haben.

Nun ist aber auch unterdessen der Aschermittwoch eingetroffen und mahnt uns, die bunten, losen Flitter abzulegen (uns selbst gilt übrigens schon längst diese Mahnung nicht mehr), den lauten, lärmenden Markt zu verlassen und Herz und Sinn mehr dem Ernste des Lebens zuzuwenden.

Und wie wenn mir dies recht eindringlich vor die Seele geführt werden sollte, muß mein Blick diesen Morgen auf das Zeitungsblatt fallen, das die Nachricht von dem Tode Friedrich Rückert's enthält.

Digitized by Google

Also wieder einer unserer großen und edeln Geister dahin; aber auch zugleich welch' ein kostbares Vermächtniß an die Gebildeten seiner Nation: der reiche Liederschatz dieses echten Poeten! Und seltsam! stets bei solchen Trauerkunden kommt mir die Sehnsucht nach der Heimath stärker, und das Allein in der Fremde, ob noch so glänzend übertüncht, lastet schmerzlicher; aber gedenkt man nicht auch der fernen Seinen inniger, wenn man sie in Trauer weiß? Hier zumal sei mir dies Wort vergönnt, das ich gern in einen vollen, prächtigen Blumenkranz verwandelte, so blühend und duftend wie Rückert's Gesänge, um ihn auf seine Gruft zu legen, denn er ist eine lichte Erinnerung meiner eigenen Jugend. Wie eine Perle bewahre ich das Blatt, auf das mir der Dahingeschiedene einst zwei Strophen, aus dem Stegreif, aber wie nur er zu dichten verstand, geschrieben hat. Meine Leser werden es mir danken und mir den eigenthümlichen Schluß verzeihen, und mehr als eine meiner Leserinnen, deß bin ich gewiß, wird sich die Verse für ihr Album zurücklegen. Wie eine Perle, sagte ich, denn der Diamant, wenn auch vielleicht kostbarer und prächtiger, scheint mir zu kalt; die Perle hingegen ist zugleich ein Bild für die Thräne um diesen großen Verlust:

„Hoffnung auf Hoffnung geht zu Scheiter,
Aber das Herz hofft immer weiter:
Wie sich Wog' über Woge bricht,
Aber das Meer erschöpft sich nicht.

Daß ſich die Wogen ſenken und heben,
Das iſt eben des Meeres Leben;
Und daß es hoffe von Tag zu Tag,
Das iſt des Herzens Wogenſchlag."

## VI.

### Anderthalb Milliarden, oder die Pariſer Bauten.

Eine Milliarde und eine halbe, oder (denn das klingt noch voller und großartiger) anderthalbtauſend Millionen! Eine Summe, für deren Ungeheuerlichkeit in Silber, Gold oder Papier uns eigentlich jedes Verſtändniß fehlt.

Wir beſuchten einmal vor Jahren die Londoner Bank und durften, dank einer beſondern hohen Empfehlung, auch den Raum betreten, wo die neu angefertigten Banknoten ſortirt und aufbewahrt werden. Das kleine, gewölbte Cabinet iſt ganz aus Eiſen, die Wände, die Decke und der Fußboden, die Schränke mit ihren hundert Fächern, ſogar der Tiſch in der Mitte — alles aus demſelben kalten, dunkeln Metall, daß Einem ganz unheimlich dabei zu Muthe wird. Ueberdies ſteht dieſer Eiſenkaſten in einem gemauerten feuerfeſten Gewölbe von ſechs Fuß Dicke. „Selbſt der Blitz kann dieſem Cabinet nichts anhaben," ſagte unſer Führer pathetiſch; „denn es liegt unter der Erde." Der Beamte, der uns mit großer Zuvorkommenheit alle Einzelheiten zeigte und erklärte, gab

Digitized by Google

uns darauf ein kleines Packet in die Hand, dünn und leicht, bequem zwischen zwei Fingern zu halten, etwa wie ein zusammengelegtes Kinderschreibheft: „Eine Million Pfund Sterling!“ „Sieben Millionen Thaler,“ ergänzte ich auf Deutsch, und ein Pariser, der mich begleitete, seufzte leise: „Fünfundzwanzig Millionen Franken.“ Das kleine einfältige Packetchen hatte wirklich etwas von einer Leydener Flasche oder gar Batterie, und noch ein paar Stunden später, als wir längst wieder auf der Oberwelt waren und im St. James Park spazieren gingen, tanzte es mir vor den Augen wie ein Teufelsmännchen. „Führe uns nicht in Versuchung“ — ein kühner Griff und man wäre ein preußischer siebenfacher und ein französischer fünfundzwanzigfacher Millionair gewesen — aber die Tugend siegte, zumal, ehrlich gestanden, der kühne Griff allein nicht genügt hätte; denn wie wäre man glücklich aus dem Eisenkäfig hinaus in's Freie und in Sicherheit gekommen? Auch waren wir philosophisch genug, um uns nicht, mit Dank gegen die Vorsehung, die uns die Armuth und ihre Prüfungen erspart hatte, über unsere aurea mediocritas zu freuen, die man übrigens vielleicht passender eine silberne als eine goldene nennen sollte; aber interessant war es doch, und zu denken gab es uns auch, so viele Millionen zwischen Zeigefinger und Daumen gehalten zu haben.

Doch was sind fünfundzwanzig Millionen gegen anderthalbtausend? denn so viel (und damit

kommen wir auf unsern eigentlichen Gegenstand zurück) hat das neue Paris seit den letzten fünfzehn Jahren gekostet. Es ist zum Schwindeligwerden, wenn man an diese Summe denkt, aber es ist auch nicht minder zum Schwindeligwerden, wenn man sieht, was alles dafür gethan ist. Wie ein guter Hausvater, der sich bei außergewöhnlichen Ausgaben von den Seinigen Rechnung ablegen läßt, um zu wissen, „wo denn all das viele Geld geblieben," so hat kürzlich der Pariser Stadtrath in feierlicher Sitzung den Rechenschaftsbericht der Bau- und Verschönerungs-Commission empfangen und — das verstand sich freilich von selbst — gutgeheißen. Streng genommen, paßt übrigens dieser Vergleich nicht recht; denn jene Commission besteht wieder aus Mitgliedern des Staatsrathes, und dieser wird bekanntlich, ohne alles Zuthun der Stadt selbst, vom Kaiser ernannt, so daß eine eigentliche unparteiische Controle nicht existirt... aber, aber, das sind politische, spitzige, vielkantige Fragen, über die bereits seit mehr als einem Decennium ohne weitere Lösung viel hin und her gesprochen und geschrieben wurde und die uns hier in unserm Berichte nichts angehen. Für uns ist die Sache sehr einfach, und zwar mit zwei Worten: so und so viel ist ausgegeben; was ist dafür geschehen? Alsdann ist die Frage rein statistisch und, wie der Leser sich gleich überzeugen wird, bei ihrer Großartigkeit wirklich von Interesse. Und somit zur Sache. Hier sind es die Zahlen, welche reden.

Die seit 1850 in Paris angelegten neuen Boule-

Digitized by Google

vards und Straßen betragen eine Länge von sechsundachtzig Kilometern, mithin, da acht Kilometer (24,000 Fuß) auf eine deutsche Meile gehen, fast elf deutsche Meilen. Hierzu kommen noch weitere dreißig Kilometer, die bereits überall in Angriff genommen sind und die, da sie von den 250 Millionen der vorjährigen Anleihe bestritten werden, zu Anfang des nächsten Jahres fertig sein müssen, was im Ganzen gegen fünfzehn deutsche Meilen ausmacht. Die Gesammtzahl jener neuen Boulevards und Straßen, groß und klein, ist nahe an zweihundert, einzelne von ihnen, wie namentlich die Boulevards du Prince Eugéne, Sébastopol, Hausmann und Malesherbes, sind jeder Stunden lang, und, wenn man an dem einen Ende steht, geradezu unabsehbar. Die Gesammtzahl der neu erbauten Häuser ist merkwürdiger Weise in diesem Bericht nicht angegeben; sie betrug aber vor drei Jahren bereits über viertausend und gegen siebenhundert sind seit dem letzten Herbst im Bau begriffen.

Zwölf neue Brücken sind ferner erbaut, vier von ihnen länger und breiter als der vielgerühmte pont de la Concorde — »pont Louis Quinze« sagen noch heute die Legitimisten, denn jene Brücke datirt von Ludwig XV. und ihre Construction erforderte zwölf volle Jahre. Wieder ein Beweis, wie sehr, auch in dieser Beziehung, unsere Zeit vorangeschritten ist.

Aber all dies, so bedeutend es auch bereits erscheint, ist fast geringfügiger Art im Vergleich zu den ungeheuern unterirdischen Arbeiten, die das gesammte alte

Digitized by Google

wie neue Paris umfassen, nämlich die Siehlbauten. Diese betragen eine Länge von 280 Kilometern, also 35 deutsche Meilen, eine Strecke, die z. B. fast so lang ist, wie von Berlin nach Hamburg. Und dabei sind von diesen Siehlen über 50 Kilometer förmliche Canäle von zehn Fuß Höhe und sechszehn Fuß Breite, durch die das Seinewasser geleitet wird, und die in Booten befahren werden können. An beiden Seiten des Gewölbes läuft außerdem ein drei Fuß breites Trottoir für die Arbeiter und alle hundert Schritte brennt eine Gasflamme.

Mit diesen Siehlen hängt die große Wasserleitung der Stadt Paris zusammen, indem man die Röhren mitten auf die Gewölbe entlang legen konnte, bevor man die betreffende Straße oder Chaussée wieder herstellte. Freilich geht die Leitung auch durch andere Straßen, wo noch keine Siehlen gebaut sind, so daß im Ganzen gegen 800 Kilometer Röhren verwendet wurden, just 100 deutsche Meilen. Diese Wasserleitung speist über 1300 sog. »bornes-fontaines« (Straßenbrunnen), die täglich zu bestimmten Stunden aufgeschraubt werden und zwanzig bis dreißig Minuten fließen, aber kein Trinkwasser liefern, sondern nur zur Straßenreinigung und im Sommerhalbjahre zum Besprengen dienen. Große Dampfmaschinen, im Ganzen von mehr als 2000 Pferdekraft, sind Tag und Nacht in Bewegung, das Wasser in die höher gelegenen Stadttheile zu schaffen. Die Kosten dieser gigantischen Einrichtung sind begreiflich sehr hoch, aber die Abgaben

Digitized by Google

der Hauseigenthümer dafür sind es nicht minder: ein kleines Haus zahlt schon fünfzig bis sechszig Franken jährlich, große gegen zweihundert. Jene Dampfmaschinen treiben auch die Springbrunnen, Cascaden u. s. w. der öffentlichen Plätze, Gärten und Squares, und 21 neue derartige Wasserkünste sind in den letzten zwölf Jahren zu den alten hinzugekommen, und ohne dieselben wird längst kein Garten oder Square mehr angelegt.

Von der andern neuen Wasserleitung der Dhuis, die Paris mit Trinkwasser versorgt, haben wir bereits früher gesprochen. Die drei Reservoirs sind jetzt vollendet und fassen über 300,000 Cubikmeter Wasser. Sie sind außerdem überwölbt und mit Erde und Rasen bedeckt, wodurch das Wasser rein und frisch bleibt und nicht mehr wie früher den verschiedenen Einflüssen der Temperatur ausgesetzt ist. Die genannte Wasserleitung ist 132 Kilometer lang, massiv aus Stein gebaut und in kaum zwei Jahren fertig geworden. Schon zu Ostern d. J. kann daher die Stadt Paris, alles in allem, über mehr als 500,000 Cubikmeter Wasser täglich verfügen.

Der Leser sieht, daß, wenn die Summe von anderthalbtausend Millionen eine ungeheuere ist, auch dasjenige, was dafür geleistet wurde, dasselbe Prädicat verdient; und dabei sind wir noch lange nicht zu Ende, nur wollen wir schon jetzt um Entschuldigung bitten wegen des möglicherweise trockenen Tones (sonst nicht eben unsere Art), und auch wegen der Wiederholungen



Digitized by Google

in Wort und Ausdruck, was eben bei statistischen Notizen, namentlich im Gefolge von Zahlen, unvermeidlich ist.

Gehen wir zu den öffentlichen Gebäuden über. Zunächst vier große Kirchen, wirkliche Kathedralen, in den am meisten bevölkerten Stadttheilen. Diese Kirchen liegen sämmtlich auf weiten, freien, mit den herrlichsten Anlagen versehenen Plätzen, und sind, man muß dies dem Stadtrathe zu Ehren nachsagen — eine wahre Zierde der Hauptstadt. Auch die andere Notiz wollen wir, um gerecht zu sein, hier gern wiederholen; daß man bis jetzt bei den hundert Straßen und den vielen tausend Häusern, die rasirt wurden, nicht eine Kirche demolirt hat. Die kleine Marienkirche (de l'assomption) in der Rue Saint-Honoré, die wegen des projectirten aber vom Corps Législatif verweigerten neuen Postgebäudes abgebrochen werden sollte (was seiner Zeit so viel böses Blut machte), steht ebenfalls noch und hat, wie es scheint, vor der Hand nichts mehr zu befürchten. Sechs andere Kirchen sind frei gelegt, was bei den meisten von ihnen äußerlich einen vollständigen Umbau nothwendig machte. Man bewundert jetzt diese herrlichen Monumente mittelalterlicher Baukunst, und ist erstaunt, daß derartige architektonische Schätze Jahrhunderte lang zwischen dunkeln, schmutzigen Häusermassen geradezu begraben lagen. Vier kleinere Kirchen, aber noch immer sehr ansehnliche Gotteshäuser, sind außerdem in denjenigen Quartieren erbaut worden, die durch die Verlegung der Barrièren an die Festungswerke hinzukamen, und deren Bevölkerung wegen der verhält-

Digitized by Google

nißmäßig billigen Miethen sofort auf das Doppelte und Dreifache anwuchs. Endlich ist die Restauration der weltberühmten Metropole Notre-Dame, ebenfalls eine Ausgabe von vielen Millionen, so gut wie vollendet.

Ein weiteres Compliment verdient der Stadtrath für die zahlreichen, in allen Quartieren errichteten Communalschulen, im Ganzen seit 1852 über 80, wo von Schulbrüdern der Elementar-Unterricht, Lesen, Schreiben und Rechnen, entweder ganz umsonst oder gegen ein sehr geringes Schulgeld ertheilt wird. Diese Schulen waren übrigens so nothwendig wie das liebe Brod; denn das „civilisirteste Volk der Erde" zählte noch vor zehn Jahren in den untersten Klassen gegen 75 Procent, denen alle und jede, auch die primitivste Schulbildung abging.

Nach den Kirchen und Schulen die Paläste. Da steht obenan das vollendete Louvre, die erste große, derartige Unternehmung des neuen Kaisers; ein Riesenwerk, ein modernes Escurial, dessen Besichtigung viele Tage, ja Wochen erfordert, wenn man es in allen seinen Theilen und in seiner ganzen ungeheuern Ausdehnung kennen lernen will. Der später unternommene Neubau des südlichen Tuilerienflügels, so großartig er auch an sich ist, tritt dagegen ganz in den Hintergrund. Andere Paläste und öffentliche Gebäude sind ebenfalls restaurirt und freigelegt worden, so der Luxemburger Palast, dem man ganz neuerdings einen Theil seines schönen Parks rauben wollte, was aber auch noch nicht geschehen ist; das Hôtel de Ville, „Le petit Louvre,"



Digitized by Google

wie man es oft nennt, ein Gebäude im Renaissancestil von hoher Bedeutung, in dessen unermeßlichen Sälen Herr Hausmann seit Jahren seine schönen Bälle gibt; ferner die Sorbonne, die einst so ehrwürdige katholische, jetzt die moderne Universität, wo sogar der, trotz seiner gewonnenen hohen Honorare, so pauvre Renan einen Lehrstuhl gehabt hat, und wo kürzlich der junge Guizot sich hören ließ, aber mit weniger Glück als Trimm in der Salle Valentino; auch das Hôtel Cluny dürfen wir nicht vergessen, mit seinem mittelalterlichen Museum und seinen sauber angemalten und herausgeputzten Bauresten aus der Römerzeit, und eben so wenig die Gebäude der Staatsarchive, die wie eine ernste, dunkele Festung mitten in dem buntbewegten, lärmenden Hallenquartiere liegen; alsdann die Centralhallen selbst; unabsehbare, kirchenhohe Constructionen aus Glas und Eisen, in der Mitte mit breiten Fahrstraßen versehen und täglich mit allen möglichen Nahrungsmitteln für anderthalb Millionen hungerige Menschen angefüllt; der neue Temple, ein ähnliches Gebäude wie die Hallen, und von ungefähr sechstausend Trödlern und Trödlerinnen bewohnt, welche alles kaufen und verkaufen, was nur je aus Menschenhand seit Erschaffung der Welt hervorging; ferner vier neue Schlachthäuser an den vier äußersten Enden von Paris, in deren jedem täglich über tausend Opfer bluten; alsdann .... doch halten wir einen Augenblick inne, um uns auszuruhen; aber der Leser fängt bereits an, zu begreifen, was wir oben gesagt haben, wo nämlich all das viele Geld geblieben ist.

Digitized by Google

Ueber die neuen Promenaden und Anlagen von Paris hat man schon viel geschrieben und berichtet, auch wir sprachen schon oft davon. Daher nur einige numerische Notizen, denn die Zahlen haben auch hier eine große Beredtsamkeit. Ueber 50,000 Bäume sind auf den verschiedenen neuen Boulevards, den öffentlichen Plätzen und den breitern Straßen gepflanzt worden, und, wohlbemerkt, keine Bäumchen, wie sie die Baumschulen und die Kunstgärtner liefern, sondern durchweg große kräftige Stämme aus den Wäldern von Saint-Germain, Meudon, Montmorency u. s. w. Ueber die Art und Weise, wie diese Bäume transportirt und eingesenkt werden, haben wir ebenfalls schon früher gesprochen. Zumeist sind es Kastanien und Pseudo-Platanen, die diesen gezwungenen Umzug am besten vertragen können. Im Ganzen sind solchergestalt gegen 80 Kilometer Alleen angelegt. Aber das sind wahre Kleinigkeiten im Vergleich zu den gigantischen Anlagen des Bois de Boulogne und des Bois de Vincennes. Das erste namentlich besitzt ja längst einen europäischen Ruf. Es umfaßt gegen 900 Morgen, von denen allein sechsunddreißig auf die verschiedenen Seen und Teiche kommen. Die künstlichen Felspartieen sind sämmtlich aus Fontainebleau nach Paris geschafft worden, eigene Dampfmaschinen treiben die Cascaden und die Wasserkünste, und der Oberaufseher hat über ein Personal von 800 Leuten zu verfügen. Das Bois de Vincennes umfaßt beinahe einen gleichen Flächenraum, mit fünfundzwanzig Morgen Wasser, welches dort im Osten

Digitized by Google

von Paris schwerer zu haben ist, als im Westen, wo die Seine ganz in der Nähe fließt. Um sich einen Begriff zu machen von der Sorgfalt der Anlagen, nur die kleine Notiz, daß in den Anpflanzungen der Hauptavenue, die vom Triumphbogen in's Bois de Boulogne führt, der Avenue de l'Impératrice, alle Bäume, Stauden, Sträuche u. s. w. von ganz Frankreich repräsentirt sind: Palmen von Nizza, Oelbäume aus der Provence, Kork-Eichen aus den Pyrenäen, Edeltannen aus den Vogesen, Riesen-Aloën aus Algerien fehlen nicht, — im Sommer eine Pracht und Manchfaltigkeit an Blätter- und Blumenfülle, wie wohl kein anderer Garten der Welt etwas Aehnliches aufzuweisen hat, und namentlich den vielen Fremden ein unaufhörlicher Gegenstand der Bewunderung.

In Paris selbst sind ebenfalls drei Parke geschaffen, mit einem Flächenraum von ungefähr 60 Morgen zusammen; der Park von Monceaux ist bereits vollendet und das Rendez-vous der eleganten westlichen Welt; der von Chaumont im Süden wird noch großartiger werden; man erzählt schon jetzt Wunderdinge von ihm, und citirt namentlich einen Wasserfall, der aus einer Höhe von 120 Fuß auf 60 bis 80 Fuß hohe Felsen herabstürzt.

Kleinere Gärten, sogenannte Squares, sind 22 angelegt worden, und acht weitere sind für dieses Jahr projectirt. Auch sie sind fast alle mit Springbrunnen oder Cascaden versehen, und einzelne von ihnen, wie der Square du Temple und der von Montholon, sind

Digitized by Google

an Schönheit und künstlicher Anlage, wenn auch nach einem kleinern Maßstabe, dem Park von Monceaux gleichzustellen.

Auch die Gasbeleuchtung, die früher unter Louis Philippe, trotz ihres lichtspendenden Berufes, stets eine Schattenseite von Paris war, ist längst in den allgemeinen Verschönerungsplan mit hineingezogen worden; die öffentlichen Flammen sind verdreifacht und betragen jetzt 38,000, und noch immer werden auf den vornehmsten Boulevards und Avenuen neue Candelaber errichtet.

Bis auf die Höhe von Saint-Germain hinauf, wo bekanntlich seit einigen Jahren der „Mann im kleinen Hut" auf seiner granitnen Säule steht, zieht sich jetzt allabendlich die doppelte Feuerlinie vom Triumphbogen an, die ihrerseits wiederum eine Fortsetzung derjenigen der elysëischen Felder ist: wer sich bei heiterm Wetter gerade unter den Triumphbogen stellt, auf den in das Pflaster eingelegten metallenen Adler, kann mit einem Blicke, hinauf und hinunter, diese sieben Kilometer lange Gasflammenpracht übersehen.

Das wäre mit wenig Worten, obwohl unser Bericht schon beinahe wieder die gewöhnliche Länge erreicht hat, eine flüchtige Skizze dessen, was der Pariser Stadtrath in den letzten anderthalb Decennien gewirkt und geschaffen hat; genau genommen, in den letzten zwölf Jahren, denn die ersten zwei, drei Jahre, wo die Nation, auch politisch, erst an die neue Ordnung der Dinge gewöhnt werden mußte, und wo so viele

Digitized by Google

ernste und gewaltige Fragen auf andern Gebieten zu lösen waren, sind kaum in Anschlag zu bringen.

Wir haben natürlich manches von untergeordneter Bedeutung übergangen, so die vier neuen Casernen, Citadellen könnte man sie besser nennen, sieben neue Mairien, auch verschiedene Canalarbeiten u. s. w. Was die Casernen betrifft, die wir ungenirt ebenfalls in diese Kategorie setzen, so ist das deshalb geschehen, weil dieselben mit Ausnahme von zweien, eigentlich, obwohl auf städtischem Grund und Boden erbaut, dem Kriegs-Etat, mithin dem Staatsbudget, angehören — sonst, ja sonst hätten wir nach hiesigen Begriffen damit anfangen müssen. Denn erst war die neue Gewalt zu consolidiren, bevor sie sich entwickeln konnte; wie es denn auch sehr charakteristisch ist, daß das erste Gebäude, zu welchem Louis Napoleon, vier Wochen nach seiner Wahl zum Präsidenten der Republik, den Grundstein legte, die Napoleons-Caserne beim Hôtel de Ville war. Man commentirte dies damals in republikanischen Kreisen sehr stark, aber was würde man wohl gesagt haben, wenn man in der Seele des Prinzen hätte lesen können, der gewiß in jener Stunde, wie immer von frühester Jugend an, sein einziges, großes, ewiges Ziel im Auge hatte, unverrückt und felsenfest: die Wiederherstellung des napoleonischen Kaiserthrones! Jetzt freilich, wo alles so wunderbar, so fabelhaft glücklich gelungen ist, klingt diese Bemerkung sehr gewöhnlich, fast ein bischen altfränkisch; aber ihre historische Tragweite muß man ihr doch lassen.

Digitized by Google

Auch zu Contrasten hätte uns der glänzende, ruhmreiche Gegenstand dieses Capitels leicht Gelegenheit gegeben: wir brauchten ja nur einen flüchtigen Blick zu werfen auf den nordöstlichen Stadttheil, wo noch das alte Paris zu sehen ist, mit seinen schmutzigen, dunkeln, engen Gassen und Gäßchen, wo noch gegen zweimalhunderttausend Einwohner bis jetzt vergebens auf Licht und Luft hoffen, und mit um so größerm Rechte, als sie eine gleich schwere Abgabenlast zu tragen haben; denn vor dem Steuer-Kataster des Herrn Haussmann sind, wie vor Gott, alle Menschen gleich; — — aber wir thun es nicht, sondern gleiten leicht und sorglos über die Wolken hinweg, um diesmal nur die strahlende Sonne zu zeigen, die über dem modernen Babylon so wunderprächtig aufgegangen ist.

## VII.

### Die Liszt'sche Messe in Saint-Eustache.

Das war für die hiesigen Feuilletonschreiber ein reiches Glücksloos: wie eine Goldmine inmitten der magern Fastenzeit kam ihnen, und zwar wie vom Himmel gefallen, die Liszt'sche Messe in Saint-Eustache. Auch wir möchten einstimmen in diesen allgemeinen Jubel, aber wir können es nur theilweise und nur bedingt; denn das Ganze war doch im Grunde nichts anderes, als eine große Theater-Vorstellung, in welcher der „Abbé

Digitized by Google

Liszt" (anders nennt man ihn natürlich jetzt nie mehr) die Hauptrolle spielte. Dies mag etwas hart klingen, aber es ist doch so; und wenn wir dem Leser unsere Ansicht unumwunden und frei ausgesprochen haben, so dürfte er dieselbe vielleicht mit uns theilen.

Wie ein Lauffeuer ging es durch Paris, daß der berühmte Convertit angekommen sei, und die Tagesblätter bemächtigten sich sofort der Nachricht, um dieselbe im Interesse der Neugier des großen Publicums auszubeuten. Es war der erste glückliche Hammerschlag in dem todten, tauben Gestein der »faits divers«, der später die oben erwähnte Goldmine an's Licht förderte. Man konnte den Parisern nun doch wieder beim Kaffee Morgens und Abends allerlei Pikantes und Amüsantes über den großen Mann erzählen, der als verlorener Sohn und reuiger Sünder in den Schooß der Kirche zurückgekehrt war und der Welt entsagt hatte, um in priesterlicher Abgeschiedenheit sein Leben zu beschließen. Wahrlich eine hohe, wohl die höchste Lebensaufgabe des Menschen, und gewiß an sich schon genügend, einen ernsten Schleier über die Vergangenheit eines solchen Mannes zu ziehen, und seine Gegenwart allenfalls mit Theilnahme zu betrachten, aber nicht mit dem lauten indiscreten Lärm der Boulevards, oder gar der Zeitungsreclame zu umgeben. Doch da kennt man die Pariser schlecht, deren verwöhnter Gaumen nur noch durch Contraste gereizt werden kann: spanischer Pfeffer und Confitüren auf einem Teller.

Digitized by Google

Liszt war bei seinem Schwiegersohne, dem Deputirten Emile Ollivier, abgestiegen, der auch den strengen Cato mehr äußerlich heraushängt, und dem es bei seiner politischen Bekehrung zum „liberalen Imperialismus“ (ein lustiges Wort, n'est-ce-pas?) nicht unlieb ist, wenn man hier und da ein bischen für ihn an die große Glocke schlägt, um so mehr, als er in der diesjährigen Kammersession noch so gut wie nichts von sich hat hören lassen; dies letztere wohl nur aus Diplomatie, um es mit keiner Partei zu verderben, — denn ein Minister in spe kann nicht vorsichtig genug sein.

Wenige Tage später las man schon allerlei kleine Details aus dem Privatleben des ehemaligen Pianisten, und jetzigen Abbé's, Geschichten der fadesten, lächerlichsten Art, die viel besser ungedruckt geblieben wären. »Mais, que voulez-vous?« sagte Villemessant, der natürlich dieselben in seinem ‚Evènement‘, schon um dem, übrigens sonst recht gut geschriebenen Blatte seinen großen Leserkreis zu erhalten, ebenfalls erzählt hatte; »que voulez-vous? Les Parisiens n'aiment que ces choses-là.« Herr Marx, ein Freund und Dutzbruder des Componisten und Cumpan seines frühern lustigen Pariser Lebens, hatte Cigarren mit ihm geraucht und Grog mit ihm getrunken, die Cigarren echte Londrès, der Grog nicht von Rum, sondern von Marasquino, und der neue Abbé hatte sich zu beiden nicht lange nöthigen lassen. Ein Anderer meldete, der Neophyt trage violette Strümpfe und Hand-

Digitized by Google

schuhe und eine goldene Hutschnur, als römischer Monsignore (was Liszt, nebenbei bemerkt, gar nicht ist). Ein dritter Berichterstatter wußte es besser und versicherte, Strümpfe, Handschuhe und Schnur seien schwarz, aber sein „weltbekanntes langes Haar" sei der unerbitterlichen Tonsur zum Opfer gefallen. Ein Vierter bestritt dies letztere und betheuerte, sein Haar sei eben so lang wie früher und von Tonsur nichts zu sehen, und berief sich auf die Photographie von Petit, die bereits erschienen war. Diese Notiz gab zugleich für Monsieur Petit eine gute Reclame ab, der sich seit einigen Jahren an allen Straßenecken von Paris als »Photographe du haut clergé« ankündigt und das Portrait eines jeden bedeutenden Priesters sofort in seine Schaufenster stellt. Monsieur Petit kam auch richtig am folgenden Tage mit einer Warnung vor Contrefaçon: nur er habe das allein echte, nach der Natur aufgenommene Portrait, und seine Concurrenten seien Pfuscher, die nicht einmal eine so ernste Persönlichkeit wie diejenige Liszt's respectirten. Trotzdem hatten alle Bilderläden ihre besondere Photographie, eine schlechter als die andere, aber das kleine, kokett um die Schulter geworfene Abbate-Mäntelchen fehlte nirgends und das Clavier nicht minder, endlich im Hintergrunde an der Wand das Crucifix.

Und Liszt selbst? Es sei fern von uns, ihm all' diese Lappalien und Albernheiten zum Vorwurf, oder ihn gar persönlich dafür verantwortlich zu machen; aber unser Befremden dürfen wir doch aussprechen,

Digitized by Google

ihn unter diesen Verhältnissen überhaupt in Paris wieder erscheinen zu sehen, et de s'être donné en pâture à la curiosité publique, wie Louis Veuillot bei dieser Gelegenheit in seiner derben, aber treffenden Manier sich ausdrückte. Wir wollen dies lieber unübersetzt lassen. Der arme Veuillot ist freilich ein ultramontaner Grobian, und die Fürstin Metternich wird sich wohl hüten, ihn zu einer Soirée einzuladen, oder gar für ihn eine zu geben, welche Ehre sie dem großen Componisten erzeigte. Die genannte Fürstin, die keine Gelegenheit vorübergehen läßt, um in ihren Salons alles Neue und Interessante aus der großen Pariser Welt zu produciren — heute Thérésa, morgen die Patti, dann wieder einen Taschenspieler à la Davenport, oder auch den General Grant, oder den Fürsten Kusa, der bereits angemeldet ist —, hatte auch Liszt bald nach seiner Ankunft eingeladen, natürlich nur zu einer réunion intime, um ihn noch ein Mal, vielleicht zum letzten Male in seinem Leben, zu hören. Auch dies war eigenthümlich und in gewisser Beziehung indiscret; denn Liszt war, wie Jeder wußte, nur nach Paris gekommen, um die Aufführung seiner großen Messe in Saint-Eustache selbst zu leiten. Die Kaiserin hatte auch hier wieder ihren gewöhnlichen Tact bewiesen und die Mitwirkung Liszt's, die man ihr für eines ihrer Donnerstags-Concerte in Aussicht stellte, entschieden abgelehnt. Der Künstler hätte sich aber gewiß eben so gern, wenn er doch einmal spielen wollte, in den Tuilerien, als auf der österreichischen Gesandt-

Digitized by Google

schaft hören lassen; denn die sogenannte réunion intime bestand aus mehr als zweihundert Personen, — die Fürstin hat eben so außerordentlich viele Freunde. Liszt setzte sich denn auch an's Klavier, nach langen flehentlichen Bitten, namentlich von schönen Lippen, denen kein Erdenmensch, und wäre es selbst ein neubekehrter Abbate, widerstehen kann; und „kaum hatte er die Zauberhände auf die Tasten gelegt (hier die bekannte Allusion auf den Riesen Anteus, der wieder die Mutter Erde berührt), als es ihn wie ein elektrischer Schlag durchzuckt, und er sich in die überirdischen Regionen seiner harmonischen Klang- und Tonwelt versetzt fühlt." Keine übele Phrase für einen Berichterstatter, der als Augen- und Ohrenzeuge und mithin schon aus Dank gegen die Fürstin, ihn in ihren hochvornehmen Cirkel zugelassen zu haben, die schönsten Tinten aus seiner Farbenschachtel nicht sparen durfte. „Wohl der Schwanengesang des großen Meisters," fügt der gute Mann elegisch hinzu, „der in Zukunft, von der Welt zurückgezogen, nur noch Gott und der Kirche dienen wird." Ein seltsamer Widerspruch, beiläufig gesagt; denn wenn es Liszt mit seiner Bekehrung Ernst ist — und wir haben kein Recht, daran zu zweifeln —, so sollte er eben schon längst aufgehört haben, sich in weltlichen Kreisen als Künstler zu zeigen. Doch lassen wir diese kleinlichen Bedenken, die man uns von gewisser Seite als Pedanterie, wo nicht gar als etwas Schlimmeres auslegen wird, und gehen wir zu dem großen Ereigniß selbst über.

Digitized by Google

Vor allem die Bemerkung, daß das so oft unpassend und böswillig angewandte Wort: „Der Zweck heiligt die Mittel“ hier ganz an seinem Platze war; denn die Liszt'sche Messe hat über 70,000 Franken eingetragen, die nach Abzug der unvermeidlichen, aber sehr geringen Kosten sofort den Pariser Armenschulen überwiesen worden sind. Das ist die praktisch gute und schöne Seite der Sache, die wir gern zuerst nennen und recht betonen wollen, schon um für die weitern Details, die wir als ehrlicher Berichterstatter einmal nicht verhehlen dürfen, eine größere Nachsicht zu erlangen. Nicht allein, daß der Componist (Liszt ist übrigens bekanntlich ein reicher Mann) auf jedes Honorar oder sonstige Entschädigung verzichtete, sondern er gab noch den Schulkindern, welche die Chöre sangen, aus seiner Tasche bedeutende Gratificationen und kaufte außerdem noch eine Menge Billette, die er an unbemittelte Künstler vertheilte, — eine Uneigennützigkeit, die wohl Erwähnung verdient. Die Plätze in der Kirche selbst wurden zu fünf, zehn und zwanzig Franken vermiethet, die letztern fast nur für Damen und im Chor, das nicht wenig erstaunt gewesen sein mag, so viel bunte Toiletten in seinem ernsten Raume zu sehen. Und was für Toiletten! Wenn die Fürstin Metternich, die auch hier wieder in erster Reihe erschien, es sich angelegen sein läßt, bei irgend einer bedeutenden Gelegenheit zu imponiren, so thut sie nichts halb. Für die höchste haute volée (einen höhern Superlativ gibt es doch wohl nicht) waren besondere

Digitized by Google

Tribünen errichtet, und in einer von ihnen befand sich die Fürstin, in Begleitung des Abbé Lucian Bonaparte und von andern Damen umgeben, die namentlich der russischen Aristokratie angehörten: die Fürstin Gagarin, eine Schwester des bekannten Jesuiten-Paters, die Herzogin von Morny, die zum ersten Male nach dem Tode ihres Mannes öffentlich erschien, die Gräfin Korsakoff, die man nur die Diamanten-Gräfin heißt, die Prinzessin Croy, die Fürstin Czartorisca, der Marquis von Turenne mit seiner Gemahlin ꝛc. ꝛc., wie gesagt, la fleur, la crême der hohen Pariser Gesellschaft. Auch Frau von Rothschild war gegenwärtig, und nicht auf dem letzten Platze, s'il vous plaît: die Geldaristokratie steht hier ebenbürtig neben derjenigen der Geburt. Aber wer könnte die übrigen Namen alle nennen!

Mit dem Schlage zehn öffnet sich das Hauptportal, und ein Bataillon der Nationalgarde zieht unter Trommelschlag herein und stellt sich als Spalier zu beiden Seiten des Hauptschiffes auf. Ein neuer Trommelwirbel verkündet die Ankunft des Generals Mellinet, des Höchstcommandirenden der Nationalgarde, Großkreuz der Ehrenlegion; er erscheint, von einem glänzenden und zahlreichen Stabe umgeben. Das auf der Orgel, die man durch angebaute Tribünen erweitert hat, installirte Orchester spielt unterdessen einen ziemlich weltlichen Marsch, und zwar von Mohr, wie ich mir sagen ließ, denn meine bescheidenen musikalischen Kenntnisse reichen nicht bis dahin. Alle Sänger von

Digitized by Google

den drei Pariser Opernhäusern, der großen, der italienischen und der komischen Oper, sind bereits auf den Tribünen des Orchesters versammelt; sie stehen unter der Leitung des Capellmeisters von Saint-Eustache. Die Eleven der Conservatoriums erscheinen, auch die von Pasdeloup dirigirten Volkschöre und endlich die Schulkinder des zweiten Arrondissements, zu deren Gunsten die Aufführung stattfindet. Die Letztern sind Wochen lang vorher unter Liszt's directer Aufsicht eingeübt worden; sie besetzen die Soprane und zwar auf das vortrefflichste, denn die Sängerinnen sind vollständig ausgeschlossen, was eben kein Unglück ist. Die Würde des heiligen Ortes verträgt sich nicht wohl damit, — vielleicht der einzige Fall, meine Damen, wo die Repräsentanten des schönen Geschlechts überflüssig sind. Von unten, wo alle Räume sich dicht gefüllt haben, wird hinauf lorgnettirt, und von oben herunter; der profane Operngucker hat überall in Paris Bürgerrecht, und die Kaiserin muß sich so gut belorgnettiren lassen, wie jede andere Dame. Und, entre nous, welche hübsche Frau nähme es wohl übel, wenn man ein Augenglas auf sie richtet? Aber in einer Kirche könnte es wohl unterbleiben.

Plötzlich entsteht eine unbestimmte allgemeine Bewegung im Publicum, und alle Blicke richten sich auf eine Loge links neben dem Chor. Die Loge selbst ist einfach und zurückliegend, fast hinter dem erzbischöflichen Throne. Dort erscheint der Abbé Liszt, von seinem Schwiegersohne Ollivier und mehrern andern Herren



Digitized by Google

gefolgt, unter denen man den Componisten Auber, den Unterrichtsminister Duruy und den General Goyon erkennt. Neben Liszt setzt sich Auber, als sein ältester Freund, der vor mehr als fünfundzwanzig Jahren dem jungen Pianisten, dessen Stern sich von Paris aus so glänzend erhob, die Thore des Ruhmes öffnete. Monsieur Duruy bleibt im Hintergrunde stehen, wogegen wir nichts einzuwenden haben, denn er darf heute keine Rede halten; und der alte Graf Goyon, der noch immer nicht Marschall ist, obwohl er längst verdient hat, es zu sein, sieht fast mißmuthig auf die farbenbunte Versammlung und auf die soiréenartigen, eleganten Toiletten rings umher, die ihm, dem strengen Katholiken, gewiß zu weltlich erscheinen. Aber schon ertönt die Glocke der Sacristei, die den Cardinal Erzbischof Bonnechose anmeldet, der sich in feierlichem Zuge auf seinen Thron begibt: Trommelwirbel, die Nationalgarde präsentirt, und die zwei vergoldeten Schweizer, welche den Zug mit ihren blitzenden Hellebarden eröffnen, die sie in tactmäßigen Absätzen stark dröhnend auf den Boden stoßen, sehen so stolz aus, als gelte die ganze Herrlichkeit nur ihnen. Schulkinder und Chorknaben folgen; nach ihnen zahlreiche Priester und die Zöglinge des Seminars, darauf der Pfarrer von Saint-Eustache. Alsdann in gemessener Entfernung und von schwarzen, silberbeketteten Huissiers umgeben, Se. Eminenz in wahrhaft prächtigem Ornate, die große purpurne, hermelinverbrämte cappa magna über den Schultern und von einem Schleppträger getragen, —

Digitized by Google

eine imposante Erscheinung, voll Würde und Majestät, die alle Augen fesselt und über welcher man leicht die übrigen Personen, die den Zug schließen, vergißt.

Die Messe beginnt, und wenn ich bis dahin als neugieriges Weltkind nach allen Seiten ein wenig umhergeschaut und mir in Gedanken die obigen Notizen für meinen Bericht gemerkt hatte, so muß ich auch gestehen, daß ich als guter Christ mich jetzt im Gebete sammelte, um der heiligen Handlung mit Andacht beizuwohnen. Die feierliche Stille wurde zuerst durch das Kyrie unterbrochen, das, von Kinderstimmen eingeleitet, nach und nach von 250 Sängern unter rauschender Orgelbegleitung wie ein melodischer Sturm herabbrauste, vielleicht etwas zu lärmend, aber von ergreifender Wirkung. Die Orgel von Saint-Eustache ist bekanntlich die größte und schönste von ganz Paris, wie die Kirche selbst in Bezug auf Akustik die bedeutendste ist. Wie ein ungeheuerer Schmerzensschrei tönte das letzte Eleison; aber das darauf folgende sanfte Gloria klang wie Versöhnung und Friede. Nur am Schluß: »Tu solus altissimus,« brachen auf ein Mal die gefesselten Töne mit doppelter Kraft von neuem los und rissen den Hörer unwiderstehlich mit sich fort wie in überirdische Regionen. Theatralisch mochte der Effect allerdings sein, aber ich dachte doch unwillkürlich an den Componisten, der so gefühlt und seinem Gefühl einen solchen Ausdruck gegeben hatte. Die Kunst, gleichviel welche, sagte ich im Stillen zu mir, ist doch nur dann wahrhaft groß



Digitized by Google

und bedeutend, wenn sie das Höchste, das Göttliche feiert.

Hierauf bestieg der Cardinal die Kanzel zu einer kurzen Anrede, wie dies hier stets bei derartigen Feierlichkeiten zu Gunsten eines mildthätigen Werkes üblich ist. Die Versammlung war noch zu sehr mit der Musik beschäftigt, um sich sofort dem sanften Priesterworte mit ungetheilter Aufmerksamkeit zuzuwenden; aber es gelang dem Redner doch, sein aus so verschiedenen und zumeist rein weltlichen Elementen zusammengesetztes Auditorium zu fesseln. Der Cardinal schilderte mit ergreifenden Worten die entsetzliche Noth der untern Pariser Volksklassen, die materielle und mehr noch die moralische, allbekannt aber nie oft genug wiederholt, und wie die Hauptaufgabe sei, auf die Jugend zu wirken, sie zu unterstützen und heranzubilden, um eine bessere Zukunft zu schaffen. Deshalb das verdienstliche Werk der Freischulen und deshalb die heutige Feierlichkeit. Von Liszt selbst weiter kein Wort, was entschieden sehr tactvoll war; für eine weltliche Persönlichkeit wäre vielleicht ein Wort der Anerkennung und des Lobes passend gewesen, aber nicht für einen Priester, der, wenn er auch alles für seine Mitmenschen hingibt und opfert, nur seine Pflicht thut. Hier im Vorbeigehen die Notiz, daß Liszt allerdings noch nicht Priester ist; aber er hat bereits die niedern Weihen empfangen als Vorbereitung für seinen Eintritt in den heiligen Stand. Am Schlusse fand der Cardinal ein schönes Bild in dem Worte élever, das erziehen und

Digitized by Google

erheben bedeutet: die christliche Erziehung soll den Menschen erheben zur Tugend, zu Gott.

Das nun folgende Credo war nach dem Urtheil der Kenner schwach; mir gefiel, ehrlich gestanden, vorzüglich das mitten im Text wiederkehrende und daher freilich nicht ganz canonische Credo in unum deum; aber die Composition an sich schien auch mir viel Reminiscenzen einzuschließen. Doch ich würde viel zu lang werden, wenn ich die Messe in ihren weitern einzelnen Partieen schildern wollte; auch bin ich dazu nicht competent, wie ich bereits sagte. Ich kann nur den Gesammteindruck und auch diesen nur von meinem individuellen Standpunkte wiedergeben, in Bezug auf Musik als bescheidener Laie. Im Sanctus und im Agnus Dei kam neues Leben in die unleugbar matter und matter werdende Composition; aber auch diese beiden Stücke haben vor den Kunstrichtern keine Gnade gefunden. Das O salutaris hingegen erschien mir wunderschön, von rührender Innigkeit. Die hellen, reinen, unschuldigen Kinderstimmen klangen so seelenvoll, daß mir fast Thränen in die Augen traten. So mögen die Engel im Himmel singen, dachte ich bei mir, hütete mich aber wohl, es zu sagen; denn zwei Herren hinter mir sprachen mit unerbittlicher Strenge und viel zu laut für den heiligen Moment: »C'est vieux, c'est vieux Ce pauvre Liszt a bien baissé«.

Ich sah vorsichtig um und erkannte den Referenten der ‚Débats', einen erklärten Rossinisten, wie man hier sagt, und Rossini ist bekanntlich von jeher ein

Digitized by Google

Gegner Liszt's gewesen. *) Noch unpassender erschien es mir, als die Herren sich erhoben, sehr ostensibel sich durch die dicht besetzten Bankreihen drängten und fortgingen: eine Demonstration, die in den hiesigen Theatern, wenn die Kritiker mit dem Stücke nicht zufrieden sind, üblich ist und hingehen mag, die aber hier gewiß nicht an ihrem Platze war. Einige andere Herren, ebenfalls Berichterstatter für große Pariser Blätter, ahmten dieses Beispiel in gleich auffallender Weise nach, nicht ohne manchem bösen Blick wegen der respectwidrigen Störung zu begegnen. Die Herren meinten, das ihrer Stellung schuldig zu sein, um nicht durch ein längeres Bleiben ihre Zustimmung zu geben. Ein kleinliches und zugleich unwürdiges Bedenken! Denn erstens ist ein solcher Berichterstatter doch kein Salomo an Weisheit und Unfehlbarkeit, obwohl er es

*) Die Zeitungen theilten am folgenden Tage das Billet Rossini's an Liszt mit, in welchem der alte Maëstro die an ihn ergangene Einladung ablehnt, allerdings unter dem höflichen Grunde: sein Gesundheitszustand verbiete ihm einen so langen Aufenthalt in der Kirche, und ein Werk von Liszt dürfe man nicht halb, sondern müsse man ganz hören. Man nennt das hier »dorer la pillule«; und der Leser erinnert sich dabei wohl der Rossini'schen Messe, die vor zwei Jahren bei dem hiesigen reichen schweizer Banquier Pillet-Will aufgeführt wurde, und die in allen Kunstkreisen, auch über Frankreich hinaus, so große Sensation erregte. Rossini hat dieselbe, trotz aller Bitten und Anträge, bis jetzt noch nicht veröffentlicht; aber er soll, wie auf seinen Ruhm, eben so eifersüchtig auf jede Concurrenz sein.

Digitized by Google

selbst vielleicht glauben mag, und dann mußte doch der heilige Ort und die heilige Handlung ihnen, wenn auch nur des äußern Anstands wegen, einige Rücksichten auferlegen; aber, wie gesagt, diese Leute, und nicht Wenige mit ihnen, sahen in der Messe nichts als ein gewöhnliches öffentliches Concert, wo man auch nach Belieben kommt und geht, weil man ja seinen Platz bezahlt hat!

Liszt selbst saß während der ganzen Aufführung unbeweglich. Sein hageres, blasses Gesicht hatte unstreitig einen ascetischen Anstrich, sein blondes Haar war lang wie immer, aber spärlich und ergraut; sein Anzug, eine schlichte Soutane, war nicht auffallend, aber seine ganze Erscheinung hatte doch etwas Fremdes. Nur wenn er emporsah und seine Blicke über die große, imposante Versammlung streifen ließ, erinnerte er mich lebhaft an den berühmten Pianisten, wie ich ihn vor Jahren in Hamburg und Berlin und auch noch hier in Paris gesehen hatte. Sein Schwiegersohn Ollivier, den ein schwarzes Sammtkäppchen, das er nie ablegt, sehr alt macht, sah bei weitem nicht so gut aus. Er hatte etwas Gedrücktes und Verlegenes in seinem Wesen; ja, auf den ersten Blick hätte man meinen mögen, er sei der Abbé und Liszt der Deputirte.

Unter allgemeinem Aufbruch wurde das unvermeidliche »Domine salvum fac« gesungen, und zwar mit einer solchen Intensität, Vehemenz möchte ich lieber sagen, von mehr als dreihundert Stimmen, und in

Digitized by Google

voller, rauschender, brausender Orgelbegleitung, wie ich es noch nie, auch nicht in Notredame beim Tedeum des 15. August je gehört hatte. Es war die bekannte Auber'sche Composition: einestheils eine Aufmerksamkeit für den gegenwärtigen, hoch bejahrten Componisten und anderntheils und hauptsächlich, weil Liszt nur eine Messe und kein weltliches Anhängsel dazu hatte in Musik setzen wollen. So wenigstens soll er sich ausgedrückt haben, als man ihn nach dem Grunde fragte. Es ist dies einigermaßen befremdlich; denn Liszt war früher gut bonapartistisch gesinnt, und der Leser erinnert sich vielleicht noch des schönen Complimentes, das er dem Kaiser einst in Fontainebleau machte, wie wir in einem der ersten Bände unserer „Bilder" erzählten.

Das Hallenquartier, in dessen Mitte die Saint-Eustache-Kirche liegt, gerieth nach Beendigung der Feierlichkeit in laute Bewegung durch die vielen hundert auf- und abfahrenden Equipagen und Staatswagen, die in jenen Straßen zu den Seltenheiten gehören. Die profanen Omnibus, die sonst dort fahren, mußten weite Umwege machen, um auf ihre Stationen zu gelangen. Municipalgardisten zu Pferde und selbstverständlich ein halbes, wo nicht ein ganzes Hundert Stadtsergeanten hielten die Ordnung aufrecht. Die Kaiserin, die ein voreiliges Gerücht mit dem kaiserlichen Prinzen angemeldet hatte, war nicht gekommen, vermuthlich aus demselben Grunde, der sie veranlaßt hatte, den Componisten nicht in den Tuilerien spielen zu lassen.

Digitized by Google

Das war also die Liszt'sche Messe, über die wir uns kein Kunsturtheil erlauben; aber so viel ist uns gestattet hinzuzufügen, daß sie den großen Erwartungen, die man sich davon machte, nicht entsprochen hat. Daß diese Erwartungen allerdings durch die vorangeschickten Reclamen und den damit verbundenen Zeitungslärm auf's höchste gespannt waren, müssen wir als entschuldigendes Motiv hinzufügen, wie wir auch gern zugeben wollen, daß dies alles ohne Liszt's persönliches Zuthun geschehen ist. Aber hatte der Convertit und angehende Priester überhaupt nöthig, sich noch einmal in die laute, von weltlichen Leidenschaften bewegte Arena zu wagen? — namentlich in Paris, wo bei solchen Gelegenheiten selbst die Kirche, wie wir schon oft und hier wieder gesehen haben, zu einem Theater herabgewürdigt wird, wenigstens in den Augen eines gewissen Publicums, an welches gerade der Componist appellirte? Der reichliche Ertrag zu dem schönen, echt christlichen Zwecke schützt natürlich den würdigen Pfarrer vor jedem Vorwurf, und dem Cardinal können wir nur Dank wissen, durch seine hohe Gegenwart der allzu weltlichen Versammlung eine gewisse Weihe gegeben zu haben.

Ich weiß wohl, daß das, was ich hier sage, Manchem nicht paßt, aber ich schrieb es trotzdem nieder; denn die Sache schien mir zu ernst und zu bedeutend. Ein Neubekehrter, fast ein Greis, und der sich noch dazu dem Dienste Gottes widmen will, bedarf, wie mir scheint, des stillen Kämmerleins, von dem die heilige

Digitized by Google

Schrift spricht, und wohin der wahrhaft Fromme geht, um zu beten. Die prächtige Saint-Eustache-Kirche und das dort versammelte, in Diamanten, Sammt und Seide, in goldenen Uniformen, bunten Federhüten und blitzenden Ordenssternen prangende, schimmernde Publicum, dessen Mittelpunkt doch immer der Componist bildete, war nicht der geeignete Ort: der Tonkünstler Liszt wäre dort ganz an seinem Platze gewesen, aber dem Abbé Liszt hätten wir lieber jenes Kämmerlein gewünscht. Und bezeichnet nicht sogar ein protestantischer Dichter, freilich der edelste meiner Nation, diesen Widerspruch auf das deutlichste mit den schönen Worten:

„Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

Auch Chateaubriand fällt uns bei dieser Gelegenheit ein, und mit ihm ein geistreiches Wort des Ministers Salvandy. Als einst in dessen Gegenwart die Rede auf die mehr und mehr hervortretende religiöse Richtung des berühmten Autors kam, der sich für seine letzten Lebenstage ganz von der Welt zurückziehen und wie ein Klausner in einsamer Zelle bleiben wollte, aber doch stets wieder von sich reden machte, und es nicht ungern sah, wenn die Tagesblätter sich mit ihm beschäftigten, sagte Salvandy: »Oui, il lui faut une cellule, mais sur un théâtre.« *)

*) Und in einer Anmerkung, um nicht den Vorwurf des allzu häufigen Verse-Citirens auf mich zu laden, möchte ich

Doch jetzt, fast wie eine Strafe für unser leichtes, loses Gerede, jedenfalls aber, um uns den Ernst dieser Passionstage mit doppelter Kraft in die Seele zu rufen, trifft die Todesbotschaft aus Claremont ein. O, wie oft schon haben wir eine solche Trauerkunde gemeldet und wie oft schon einen wehmüthigen Kranz auf die Gruft derer gelegt, die, obwohl Frankreichs beste Kinder, fern von der Heimath, im Exil, ihre Lebenstage beschließen mußten! Das Schicksal ist unerbittlich; aber der Tod versöhnt, und hoch über Schicksal und Tod steht in tröstender Verklärung die Religion und der Glaube. Auch sie haben diese schwergeprüfte Königswitwe gehalten und gestärkt und mit Gottergebung erfüllt bis an ihr Ende. Achtzehn Jahre lang trug Marie Amalie die glänzende Königskrone, und weitere achtzehn Jahre die traurige Dornenkrone des Exils. Die meisten der Ihrigen hat sie begraben, und die Ueberlebenden waren fern, als sie hinüberging. Frankreichs Königinnen haben ein hartes Loos! Aber schon die Mitwelt wird ihnen gerecht und neigt sich mit Ehrfurcht vor ihrem Unglück. Als der jetzige

---

noch an die folgende Strophe aus der „Amaranth" erinnern, die mir zufällig einfällt und die ganz hierher paßt:

„Nimm alle Harfen dieser Erde,
Laß alle Töne sie durchwehn,
Daß d'raus ein einzig Klingen werde, —
Und all' ihr Rauschen muß vergehn
Vor einem Sterbeseufzerton
Auf Golgatha vom Gottessohn!"

Digitized by Google

Kaiser der Franzosen als Staatsgefangener nach Ham abgeführt wurde, war sie es, die für ihn bat, um seine traurige Lage zu mildern, und als später der Graf von St. Leu schwer erkrankte, und man dem Sohne verweigerte, an das Sterbelager seines Vaters zu eilen, soll sie geweint haben. Das hat man ihr nicht vergessen, und wer gäbe ihr jetzt nicht gern diese Thränen zurück? Friede daher der Asche und Ehre dem Andenken dieser unglücklichen Königin, dieser edeln Frau!

## VIII.

Der diesjährige „grand prix de Rome“ und die Flußreinigung im klassischen Alterthum. Die Candidaten im Palais des beaux arts und die sogenannte Commission der schönen Künste. Der Marquis de Boissy.

Wer, glaubt wohl der Leser, hat hier in der letzten April-Woche mit dem Herrn von Bismarck die Ehre getheilt, in Aller Munde zu sein? Etwa das neue deutsche Parlament, oder der Kaiser von Oesterreich, oder Victor Emmanuel, oder gar Garibaldi? Nichts von all dem; und wenn man sich auch auf den Kopf stellte, so würde es doch in ganz Deutschland, ja in ganz Europa Keiner errathen; denn es ist Niemand anders als ... Empedokles. Empedokles? ruft man erstaunt, und Manchem wird es sogar schwer, den krausen Namen

Digitized by Google

nachzusprechen, der mit seiner Endung allerdings an das klassische Griechenland mahnt, aber den man doch seit seinen Schuljahren längst vergessen hat. Mir ging es, ehrlich gestanden, nicht besser, und ohne das Brockhaus'sche Conversationslexikon wäre ich in die größte Verlegenheit gekommen. Die Geschichte ist lustig genug, um sie meinen Lesern nicht vorzuenthalten, nur muß ich wegen des schönen Maitages (wir sind hier nämlich seit bald vier Wochen im Mai) etwas weit ausholen.

„Der Lenz ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus!"

So rief ich am letzten Donnerstag, wo das Wetter auch wirklich gar zu schön war, der Himmel gar zu blau, die Sonne gar zu hell; dabei wußte ich nicht einmal, ob die beiden Verse, die ich citirte, von Geibel oder von Rückert, von Göthe oder von Schiller waren, oder am Ende von mir selbst, ich hätte sie wenigstens eben so gut machen können, — so poetisch gestimmt war ich. Der Leser kennt gewiß auch solche Momente: man hat sich zum Arbeiten niedergesetzt, alles Nöthige zurecht gelegt und will gerade beginnen: da blickt man zufällig auf und gewahrt den blauen, sonnigen Himmel, den man zwar schon oft gesehen hat, der aber dies Mal ganz anders aussieht und zwar so verlockend, so verführerisch, daß man unwillkürlich wieder aufsteht und an's Fenster tritt. Noch ist es Zeit, der Versuchung zu widerstehen; ist man aber ein Mal unvorsichtig genug gewesen, das Fenster zu öffnen, so ist

Digitized by Google

es zu spät. Wie spielende Kinder, denen man das Zimmer verboten hat, um Ruhe zu haben ... bleibt unversehens die Thüre offen, so stürmen sie hinein, werfen alles durch einander und beginnen ihr wildes Spiel; man läßt sie gewähren, schon weil man sie doch nicht bändigen kann; — so der Lenz, der, wenn man ihm einen Finger gibt, die Hand und den Arm nimmt und uns daran hinauszieht in sein heiteres, buntes Reich. Vollends, wenn es ein Fenster ist, wie das meinige, das von den elyseischen Feldern nur durch den Pont des Invalides getrennt ist. Diese Brücke ist auch eine von den neuen, die unter dem jetzigen Kaiser erbaut wurden: die breiten, schönen Trottoirs sind so glatt und bequem, daß man noch in seinem parquetirten Zimmer auf und ab zu gehen meint, wenn man schon hinüber und auf der andern Seite des Quais angelangt ist. Nach weitern hundert Schritten sitzt man alsdann in der Haupt-Allee auf einem der tausend Sessel und weiß gar nicht, wie es eigentlich zugegangen ist; nur das Eine weiß man, daß man unmöglich daheim bleiben konnte, um zu arbeiten, denn man hätte doch nichts Gescheites zu Wege gebracht.

Ich sollte aber dies Mal meiner Freiheit nicht lange froh werden; denn schon nach den ersten fünf Minuten sehe ich Max auf mich zukommen und noch dazu mit Augen, wie Columbus sie gemacht haben mag, als er endlich das geträumte Land vor sich liegen sah. „Welch ein Glück, daß ich Sie treffe!“ rief er, „ich wollte gerade zu Ihnen. Sagen Sie mir um des

Digitized by Google

Himmels willen, wer war Empedokles?“ — „Empedokles,“ wiederholte ich, eben so erstaunt wie vorhin der Leser, „Empedokles war, so viel ich weiß, ein griechischer . . . Doch weshalb überhaupt diese seltsame Frage?“ — „Weshalb? Haben Sie es denn nicht gelesen? Alle Welt spricht ja davon, und schon zwei, drei Mal hat man mich danach gefragt; aber ich bin die Antwort schuldig geblieben.“ — Ich erinnerte mich nun dunkel, in den letzten Tagen den fremdartigen Namen in einigen Zeitungen gesehen, oder richtiger übersehen zu haben. Doch wußte ich, ehrlich gestanden, nichts darüber zu sagen und antwortete deshalb ausweichend: „Sie meinen vielleicht Themistokles oder Sophokles?“ — „Was sollte ich nur nicht!“ rief er fast ärgerlich; „da lesen Sie!“ und er hielt mir ein Zeitungsblatt entgegen. Ich las nun, daß die Akademie der schönen Künste für die diesjährige Preisbewerbung um den »grand prix de Rome« den folgenden Gegenstand gewählt und ausgeschrieben hatte: „Empedokles empfängt von den Einwohnern Salinunts göttliche Ehrenbezeugungen, weil er einen Fluß desinficirt (d. h. vom Schlamme gereinigt) hat.“ *)

Nun machte auch ich große Augen. Daß die Akadémie des Beaux Arts oft fernliegende, fremdartige Sujets wählt, war auch mir bekannt, auch nicht minder die allgemeine Rüge, die ihr deshalb schon so häufig zu Theil geworden ist. Aber so etwas! . . . dieser fluß-

*) »Empédocle recevant des habitants de Salinonte les honneurs divins pour avoir désinfecté un fleuve.«

Digitized by Google

reinigende Empedokles, die dafür gebotene göttliche Verehrung u. s. w., das schien wirklich ein starkes Stück. Und dabei ruhte Max nicht, sondern zog mich fort, um zu Hause nachzuschlagen und die schmutzige Sache, wie er sagte, in's Reine zu bringen. Ich fügte mich, schon in meinem eigenen Interesse, — denn auch ich war nun neugierig geworden, — aber nicht ohne einen wehmüthigen Abschiedsblick auf die prächtigen Rhododendren zu werfen, deren rothe Blüthenbüsche sich bereits entfalteten, und auf den reichen Blumenflor um mich her, in welchen ich natürlich die Damen mit einbegriff, die in den reizendsten Toiletten auf- und abspazierten oder auf den eleganten Sesseln unter den grünbelaubten Kastanienbäumen ausruhten. Allerliebst gekleidete Kinder (in keiner Stadt der Welt, glaube ich, zieht man die Kinder so hübsch an wie in Paris) gaukelten wie bunte Schmetterlinge dazwischen: und um all diese Herrlichkeiten brachte mich die Akademie mit ihrem langweiligen Empedokles. Als wir über die Brücke gingen, zeigte Max auf eine mitten in der Seine liegende Dampf-Baggermaschine, die gerade in voller lärmender Function war und ihre schlammgefüllten Eisenkörbe unaufhörlich leerte. „Wer weiß," sagte er, „Empedokles war vielleicht der erste Erfinder einer solchen Baggermaschine, wie ja auch Hero von Alexandrien, 100 Jahre vor Christo, schon Wasser in einem drehbaren Gefäße zu Dampf erhitzt haben soll." *) Max, als

*) Scholl, Führer des Maschinisten. S. 489.

Digitized by Google

Ingenieur, mußte das wissen. „Ob aber eine solche Erfindung göttliche Ehren verdient, ist eine andere Frage," fügte ich hinzu, und fünf Minuten später saßen wir in meinem Arbeitszimmer und schlugen in dem Tröster für unwissende Leute, d. h. im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon, nach, um uns zu unterrichten.

Schon Heine nannte bekanntlich das Werk vortrefflich, indem es nur den einen Fehler habe, den jedesmaligen Artikel, den man gerade nachzulesen wünscht, etwas oberflächlich zu behandeln; wohl nur einer von seinen gewöhnlichen Witzen, der aber zufällig auch hier paßte, denn in dem Artikel Empedokles stand kein Wort von der bewußten Geschichte. Philosoph aus Agrigent in Sicilien, 450 v. Chr., berühmter Arzt, Vertrauter der Götter; die Herrschaft, die ihm das Volk anbot, lehnte er ab; schließlich soll er sich in den Aetna gestürzt haben, um wie Romulus den Glauben an einen übernatürlichen Tod, an ein Verschwinden in den Schooß der Götter, zu erwecken. Aber der Spötter Lucian erzählte später, daß der Vulcan die beiden Sandalen des Philosophen wieder ausgeworfen habe, um den Betrug zu verrathen. Von Salinunt indessen kein Wort und auch nichts von einer Flußreinigung. Noch an demselben Abend schlugen wir in mehrern französischen Encyclopädieen nach: rien! Wir fragten Gelehrte unter unsern Bekannten, auch tüchtige Primaner, die in der Regel dergleichen klassischen Krimskram besser wissen, als wir ältern Leute: rien! unsere letzte Hoffnung war Jules



Digitized by Google

Janin, dem wir gern eigens deshalb einen Besuch gemacht hätten, aber er wohnt in Passy und leidet an der Gicht; der Weg erschien uns zu weit, und dann hätten wir vielleicht durch unsere schlimme Frage die Schmerzen des großen Mannes vermehrt. Kurz, wir mußten uns zufrieden geben und irgend einem günstigen Zufalle die gewünschte Erklärung anheimstellen. Aber an die armen Candidaten dachte ich in jenen Tagen viel, die nun bald ihre Zellen im Palais des Beaux Arts beziehen werden, um sich um den Preis zu bewerben. Wir haben bereits einmal in diesem Buche davon gesprochen und bei jener Gelegenheit unser Befremden und Bedauern nicht verhehlt, daß die Kunst-Akademie für den grand prix de Rome stets so eigenthümliche Gegenstände wähle, und zwar aus dem heidnischen Alterthum oder aus dem noch entlegenern Legendenkreise der Mythologie; als wenn die christliche Zeit und namentlich die Weltgeschichte nicht reichlichen Ersatz dafür böte! „Die Zeiten Lesueur's und Champagne's liegen weit!“ riefen wir damals betrübt; aber man warf das in die Kategorie der „mittelalterlichen Stoßseufzer,“ die man uns nachsichtig zu Gute hält, weil wir sonst leidlich zu erzählen wissen.

Meinetwegen! Aber der „moderigste Plunder“ des Mittelalters, wie Heine sagt, ist mir wirklich eben so lieb, als dieser Empedokles mit seinem gereinigten Flusse, dessen Namen mir kein Mensch sagen kann, und diese Salinunter, die ihn dafür unter die Götter versetzen wollen, wie ein paar Jahrhunderte

Digitized by Google

später Caligula sein Pferd! Und hier mag ein ernstes Wort an seinem Platze sein. Der jugendliche Künstler, der nach Jahre langem Studium der berühmten Meister alter und neuer Zeit, sich endlich selbstständig und kraftbewußt in die Reihen stellt, bedarf vor allem der Begeisterung, die ihm seinen Gegenstand im Sonnenlichte der Verklärung zeigt, die ihn erhebt und läutert und dem geträumten Ideal seiner Phantasie näher bringt:

„Was ist die Kunst im Reich des Schönen,
Wenn sie das Höchste nicht erwählt,
Wenn sie in Bildern, Wort und Tönen
Sich nicht dem Höchsten anvermählt?
Wenn sie nicht, sonnengleich entzündet,
Der ganzen Menschheit allzumal
Begeisterungsvoll und laut verkündet,
Sie sei dem Himmel selbst verbündet,
Sie sei der Gottheit eig'ner Strahl!"

Nun fragt es sich doch sehr, ob ein Gegenstand, wie die erwähnte Episode aus dem Leben des Empedokles, die diesjährigen Kunstjünger in die gewünschte gehobene Seelenstimmung zu versetzen vermag, die durchaus das künstlerische Schaffen bedingt, — selbst wenn sie den Schluß des Brockhaus'schen Artikels mit in den Kauf nehmen, den wir des Spasses wegen noch hinsetzen wollen. Dies geht nicht ohne Mühe, denn dergleichen copirt sich schwer: „Die Weltentstehung dachte Empedokles sich so, daß in die von der Kraft der Liebe zusammengehaltene uranfängliche Einheit



Digitized by Google

(Sphäros) der Streit als Urſache der Sonderung eindrang.“ Wer ſchnupft, mag eine Priſe zur Stärkung nehmen, denn der Satz iſt nicht leicht zu verdauen, oder zur Erholung die folgenden Verſe leſen, die zu den obigen gehören und die man uns ſchon noch geſtatten muß, um dem überproſaiſchen Thema ein paar friſche Lenzblumen beizugeben:

„D'rum von dem Staube dieſer Erde
Rafft ſich des Künſtlers Geiſt empor,
Daß ihm die ſchön're Krone werde,
Der ſich das höh're Ziel erkor;
Der ſich den niedern Sinnesträumen
Ein ſieggewohnter Held entſchlägt;
Und wie der Aar auf Wolkenſäumen
Hinauf bis zu den Sternenräumen
Den gottgeweihten Fittig trägt!“ ...

Von da bis zu einer antiken Flußbaggermaſchine (Max verſichert, dies häßliche Wort*) ſei der wahrhaft techniſche Ausdruck) iſt es weit!

Und die Akademie ſelbſt? Wenn ſie Deutſch verſtände, könnten wir ihr die obigen Verſe als Proteſt gegen den Empedokles zuſchicken; ſo aber hüllt ſie ſich in den allerdings ſehr fadenſcheinigen Mantel ihrer Unfehlbarkeit, oder freut ſich wohl noch obenein über die harte Nuß, die ſie dem Maler-Conclave zu knacken gegeben hat. Der luſtigen Commentare nicht zu gedenken. „Iſt

*) Und doch iſt es noch viel manierlicher, als das franzöſiſche: »Marie saloppe«, das ich wirklich nicht zu überſetzen wage.

Digitized by Google

nicht alles, was von der Akademie ausgeht, vollkommen?“ ruft der »Tintamarre«. „Und dabei ist der Gegenstand so vielseitig und so schön, daß man ihn sehr gut auch als Preis für die Sculptur und die Musik ausschreiben könnte. In musikalischer Beziehung hätte alsdann der Opern-Director Perrin dafür gesorgt, das Stück auf die Bühne zu bringen, etwa mit einem eingeschobenen Ballett, in welchem unsere Tänzerinnen als Nymphen des gereinigten Flusses aufgetreten wären. Die Aetna-Scene würde gewiß die Schlußscene der »Stummen« verdunkeln. Daß die Akademie sich nur ja nicht durch vorlaute Kritiken irre machen und aus ihrer klassischen Bahn in den Weg des einfachen gesunden Menschenverstandes drängen lasse! So wie sie ist, ist sie gerade, wie sie sein muß. An dem Tage, wo sie anfinge, gescheit zu sein, würde sie ja aufhören, eine Akademie zu sein.“ Die Pille ist bitter, aber die gelehrten Herren müssen sie schon verschlucken. Uebrigens sind sie gegen dreißig Mitglieder in der Section der schönen Künste, und in pleno läßt sich auch in Frankreich eine Blamage leichter ertragen. Der ‚Figaro‘ macht ein sehr ernstes Gesicht und will keinen Vorwurf auf seine theuern Unsterblichen kommen lassen. „Sie haben nur aus Patriotismus die Geschichte mit dem Empedokles gewählt,“ sagt der Schalk, „weil gerade um dieselbe Zeit Herr Hausmann den zweiten großen Abzugs-Canal, der ebenfalls viel zur Reinigung der Seine beiträgt, hat einweihen lassen. Ein geschickter Maler sollte, um das Antike mit dem Modernen geist-

Digitized by Google

reich zu verbinden, dem Empedokles die Züge des Seinepräfecten geben, und könnte vielleicht schon dadurch den ersten Preis erlangen." Zu spotten wissen die Franzosen, das muß man ihnen lassen, und je mehr sie in politischer Hinsicht an sich halten müssen, desto keckere Sprünge machen sie auf andern Gebieten. Trotzdem ist die Sache für die betreffenden Herren peinlich geworden, da gar Viele von ihnen mit zu der Jury gehören, welche über die Zulassung der Gemälde zu der jährlichen Kunst-Ausstellung entscheidet.

In diesem Jahre hat sich nun der traurige Fall ereignet, daß einer der zurückgewiesenen Künstler sich aus Verzweiflung erschoß, was im großen Publicum ein allgemeines, wenn auch nicht eben gerechtes Pereat hervorrief. Der Unglückliche ist sogar ein deutscher Maler, Namens Holzapfel, dessen Bilder übrigens schon auf frühern Ausstellungen figurirt haben; um so unerklärlicher bleibt daher die entsetzliche That. Der Jury hat dieselbe aber gewissermaßen den Todesstoß gegeben, und man spricht bereits von einer Petition namhafter Künstler an den Kaiser um Auflösung der Jury und fügt, wohl etwas voreilig, hinzu, daß die sämmtlichen Unterzeichner, falls sie abgewiesen werden sollten, ihre bereits angenommenen Gemälde von der diesjährigen Ausstellung zurückziehen würden. So schlimm wird es wohl nicht werden; aber man dürfte doch vielleicht die schon oft in Vorschlag gebrachte officielle Ausstellung der zurückgewiesenen Bilder endlich erlangen, — als eine Appellation an das große Publicum.

Digitized by Google

Der hart angegriffenen Jury bleibt wirklich kein anderes Rettungsmittel; denn ihr Einfluß ist moralisch fast ganz Null geworden. Was nun den armen Holzapfel betrifft — der possirliche Name, den viele Blätter noch dazu mit einem doppelten tz und mit einem dreifachen p schrieben, ließ zuerst eine Mystification vermuthen —, so soll sein Gemälde (ein Landschaftsbild) nicht übel sein, aber bei der Jury „Anstandsbedenken" erregt haben, ein Umstand, der um so auffallender ist, als man sich in dieser Beziehung hier bekanntlich sehr tolerant zeigt. Die Pariser Bilderhändler der Boulevards stellen wenigstens in ihren Läden oft Gemälde aus, deren primitive Details in andern Ländern sofort Polizeistrafen, wo nicht gar Schließung des Locals nach sich ziehen würden. Aus England soll bereits von einem Raritäten-Liebhaber die Weisung eingetroffen sein, das Holzapfel'sche Bild um jeden Preis anzukaufen; ein Speculant will es aber vorher hier in Paris für Geld sehen lassen.

Ganz zum Schluß, gewissermaßen als finis coronat opus, ist noch der Marquis de Boissy, wenn auch nur mittelbar, in das Netz der Jury gerathen, und hat als bekanntes und unverbesserliches enfant terrible die letzten paar Fäden zerrissen, welche die so hart angegriffene Körperschaft noch zusammenhielten. Aber der Marquis, der allzeit Rede- wie Schreiblustige, hat nicht zur Pistole, sondern nur zur Feder gegriffen, und auf diese mehr unschuldige Art seinem Unwillen Luft gemacht. Spaßhaft ist die Sache aber,

Digitized by Google

schon weil Monsieur de Boissy selbst eine Rolle darin spielt, oder richtiger sein Portrait. Der berühmte Senator hat sich nämlich von dem amerikanischen Maler Fagnani (wohl italienischen Ursprungs) abconterfeien lassen und auch dem Künstler gestattet, das Bild in die Ausstellung zu schicken. Beide meinten natürlich, nur an der Pforte der Jury anklopfen zu dürfen, um mit offenen Armen empfangen zu werden. Aber siehe da, die gestrengen Kunstcensoren wiesen das Bild zurück. Der Marquis wollte seinen Ohren nicht trauen, als er den negativen Beschluß der Geschworenen erfuhr, um so weniger, da sein Freund und College, der Senator Graf Niewerkerke, als General-Intendant der schönen Künste, der Jury präsidirt. Aber es war doch so: man hatte das Portrait des Marquis de Boissy „als für die Ausstellung nicht geeignet" erklärt, (übrigens die traditionelle Phrase bei jedem refus) und dem Künstler wieder zur Disposition gestellt. Aber die Herren kannten den Marquis schlecht, wenn sie glaubten, es würde dabei sein Bewenden behalten. So etwas ist gerade willkommenes Wasser auf der Klappermühle des heißblütigen Senators, der wenige Tage später einen fulminanten Brief in die Zeitungen rücken ließ, in welchem er sich bitter und rücksichtslos, nicht in seinem, sondern nur in des verletzten Künstlers Namen, über den durch nichts motivirten Ausspruch der Jury beklagte. Mittlerweile hatte die fatale Holzapfel'sche Katastrophe stattgefunden, und die armen Kunstrichter waren wahrlich nicht auf Rosen gebettet. Ihr Präsi-

Digitized by Google

dent aber meinte, den Handschuh aufnehmen zu müs-
sen, um gegen den Vorwurf, einestheils der Coterie
und persönlichen Beeinflussung, anderntheils der Bor-
nirtheit und Unwissenheit, für sich und die Seinigen
zu protestiren. Er riskirte sogar die ironische Phrase,
daß die zahlreichen Verehrer des Marquis, die ihn
nicht persönlich kännten, um den Genuß gebracht seien,
die Züge des berühmten Senatsredners im Bilde zu
schauen, daß aber die Jury, von höhern Kunstgedanken
geleitet, u. s. w. . . . Der Satz ist überlang und sagt
im Grunde nichts. Der Marquis parirte als ge-
schickter Fechter nicht allein den Hieb, sondern fiel von
neuem aus und zwar mit einer tüchtigen Quarte.
„Wenn er auch keinen apollonischen Wuchs und kein
olympisches Haupt habe, so wäre doch vielleicht sein
Portrait reichlich so interessant als das anderer Leute,
u. s. w.“ Niewerkerke's Bild wird nämlich auf der
diesjährigen Ausstellung figuriren, noch dazu, wie man
sagt, von hoher Hand gemalt, und die obige klassische
Anspielung bezieht sich eben auf den General-Inten-
danten selbst, der seinen äußern physischen Vorzügen
sehr viel (sehr viel!) verdanken soll (soll!) . . . was
wir hier, schon aus Respect für die Prinzeß Mathilde,
nicht weiter motiviren können. Der Maler Pérignon,
der auch für die angegriffene Ehre der Jury eine Lanze
zu brechen sich versucht fühlte (sie zerbrach denn auch
vollständig) wird noch schlimmer bedacht. Er hatte,
unvorsichtig genug, behauptet, daß das Boissy'sche Por-
trait, obwohl er es nicht gesehen habe, schlecht sein

Digitized by Google

müsse, einfach deshalb, weil es zurückgewiesen sei. Am nächsten Morgen hält eine Equipage vor seiner Thüre mit dem doppelten Marquis de Boissy, dem Original und dem Portrait, und außerdem drei Zeugen, unter denen ein Notar, um das Urtheil Pérignon's, jetzt, nachdem er das Bild gesehen, zu Protokoll zu nehmen. Der Künstler soll es vortrefflich gefunden haben. Wer weiß, vielleicht wird der bewußte Engländer auch das Bild des anglophoben Senators zu erstehen suchen: es dürfte jenseits des Canals viel Glück machen.

Wir aber sind, wie der Akademie für ihren Empedokles, so dem Marquis für seine pikante Polemik, wenn auch nur negativ, verbunden; denn Beide haben uns Stoff zu einem amüsanten Capitel gegeben (die Akademie und der Marquis loben sich auch immer selbst), so daß wir den Herrn von Bismarck, von dem wir auch etwas Lustiges zu melden hatten, ganz darüber vergessen haben. »Partie remise,« sagt man hier, wenn man Jemanden auf morgen vertröstet — wie ich die Leser auf das nächste Capitel.

## IX.

### Pariser Kriegs-Charivari und Herr v. Bismarck.

Ein wahres theatrum mundi um uns her; „la grande comédie humaine“, wie Balzac es nannte, wenn er das Treiben der Menschen von seiner lustigen

Digitized by Google

Seite schilderte, was er so gut verstand. Seit dem Mai ist aus der April-Agitation eine wahre Revolution geworden, und selbst der ruhigste und besonnenste Mensch wird von dem allgemeinen Fieber angesteckt und weiß zuletzt nicht mehr, wo ihm der Kopf steht. Wenn das so fort geht, und es wird mit jedem Tage schlimmer, so braucht man die beiden bekannten Localitäten von Charenton und Bicêtre bald nicht mehr, wie man bis jetzt zu thun gewohnt war, so ängstlich zu verschließen, denn ganz Paris ist mehr oder weniger .... Wir überlassen es dem Leser, den Satz zu vollenden, weil wir halb und halb ja selbst ein Pariser sind, mithin dazu gehören. Der liebe Gott mag wissen, was für ein Ende das alles nehmen wird; wir armen Sterblichen sind längst am Ziel unserer Weisheit angekommen, und wenn es hier nur einen Berg gäbe, so könnte man uns sehr gut mit jenen grasfressenden Creaturen vergleichen, die manchmal daran stehen. Wie ein Bienenschwarm summt es um uns her von Nachrichten und Neuigkeiten; aber die Zellen füllen sich nicht, denn die Bienen vergessen über all dem Summen das Honigsammeln, oder mit andern Worten: wir sind so klug wie zuvor. Man kann keine Zeitung mehr zur Hand nehmen, ohne zu lachen. So finde ich diesen Morgen in dem vielgelesenen ‚Evènement' Folgendes, das mir den Zucker erspart, so lustig ist es.

Hunderttausend Mann rechts, fünfzehntausend Pferde links .... eine Note, ein Ultimatum; eine

kategorische Antwort und ein nochmaliges Ultimatum, ... endlich ein drittes Ultimatum, ganz wie bei gewissen Theaterstücken: die letzte Vorstellung, die allerletzte, die aller-allerletzte u. s. w. ... ein Cabinetscourier und noch ein Cabinetscourier ... die Rüstungen, der Kriegsfuß — die Abrüstungen, der Friedensfuß ... Herr v. Bismarck, Garibaldi, das Quadrilaterium ... ein Handschreiben des Czaren an den König von Preußen ... geheime Instructionen an Benedetti in Berlin, noch geheimere an Montebello in Rom und die geheimsten an Drouyn de Lhuys, der gestern noch um Mitternacht nicht nach Hause gekommen war; — im Hôtel des Auswärtigen sagte man, er sei im Theater, aber er war beim Kaiser in den Tuilerien. Als wenn der Minister jetzt Zeit und Lust hätte, in's Theater zu gehen! ... Alsdann die erschütternde Nachricht, daß auch das Fürstenthum Monaco, von der allgemeinen Kriegsbewegung mit fortgerissen, rüste und sich auf alle Eventualitäten gefaßt mache, sich aber vorderhand noch für keine Partei entschieden habe, sondern sich, nach dem Beispiele eines großen Nachbarstaates, „die Freiheit der Action" vorbehalte. Man will sogar schon einen Bevollmächtigten des Fürsten in der Rue Vivienne gesehen und trotz seiner falschen Nase und seines angeklebten Bartes erkannt haben, und zwar in dem Augenblicke, wo er bei dem bekannten Waffenfabrikanten Lefaucheux einen sechsfachen Revolver kaufte; aber man sucht die Sache zu vertuschen um die Familien nicht noch mehr zu beun-

Digitized by Google

ruhigen. Vielleicht auch, daß Monaco erst abwarten will, nach welcher Seite hin Lichtenstein und Reuß sich erklären werden, um alsdann die Maske fallen zu lassen und mit offenem Visir hervorzutreten. Wir sind auf alles, selbst auf das Schrecklichste gefaßt.

In diesem Tone geht es fort; der Ernst der Lage wird durch dergleichen lustige Geschichten gemildert, und wir, die wir außerhalb des Treibens stehen und nur mittelbar davon berührt werden, erzählen dieselben gern weiter, einestheils, weil bis dato im Grunde alles doch nur bei Worten geblieben ist (die große Mehrzahl der Pariser Bevölkerung wünscht den Krieg, glaubt aber nicht daran), und dann auch, ehrlich gestanden, um nicht ganz und gar das Lachen zu verlernen.

Deshalb auch noch ein anderes Bild, nicht minder lustig.

„Vierundzwanzig, sagen Sie? Um Gottes willen, machen Sie mich nicht unglücklich! Sagen Sie achtundzwanzig, sagen Sie dreißig; ich bin ein ruinirter Mensch!" — „Vierundzwanzig, sag' ich Ihnen, und ich verliere noch dabei die Commission." — »Circulez, Messieurs! circulez, Messieurs!« — „Und die italienischen Eisenbahnen auf vierzig? Es ist nicht möglich! Anno 48 war's ja nicht so schlimm." — „Es ist aber so, und schlagen Sie sie nur los, à tout prix; wer weiß, was uns bevorsteht! Beim ersten Kanonenschuß können Sie italienische Staatspapiere umsonst haben." — „Schrecklich, schrecklich! und der Crédit Foncier?" — »Circulez, Messieurs! circulez,

Digitized by Google

Messieurs!« — „Wollen Sie meine letzten zwanzig Mobiliers? Sie geben mir, was Sie wollen; meine Frau läßt mir keinen Augenblick Ruhe. Hätt' ich doch damals das Terrain an der Bastille gekauft, so wäre mein Geld jetzt sicher angelegt. Was thun? was thun?" — „Cher ami! nur eine halbe Minute! Haben Sie neue Nachrichten? Bestätigen sich die letzten Depeschen? Sagen Sie, sprechen Sie, Goldmann, was wissen Sie?" — »Circulez, Messieurs! circulez!«

Das ist eine kleine Probe, ein Hundertstel, ein Tausendstel von der bunten Wirthschaft, die seit mehr als vierzehn Tagen allabendlich auf dem Boulevard des Italiens zu sehen und zu hören ist, weit lustiger als ein Stück im Vaudeville, das die Familie Benoiton, wie es scheint, für das ganze Jahr gepachtet hat, oder in den Variétés, wo der Offenbach'sche Blaubart seine albernen musikalischen Capriolen macht. Der Staatsmann, der all diesen Lärm zu Wege bringt, ist natürlich (wer könnte es sonst sein?) Niemand anders als der Graf v. Bismarck, „der deutsche Cavour," wie man ihn hier überall nennt, ohne ihm damit nach unserer Ansicht just sonderlich zu schmeicheln. Er ist es, der diese Pertnrbation und Revolution in der Geld- und Börsenwelt hervorgerufen hat und täglich neues Oel in's Feuer gießt. Streng genommen sind es freilich nur die Depeschen, die wie Wetterwolken von Deutschland herüberziehen und sich am Pariser Finanzhimmel entladen, aber zu denen der große Mann doch immer

Digitized by Google

nolens volens seinen Namen hergibt. Der Leser weiß ferner, daß der genannte Boulevard das Rendez-vous der Winkelbörse ist, die sich in frühern, schönern Zeiten unter Louis Philippe frank und frei in der Opernpassage versammeln durfte und ihre Schlußcourse, wie die der Börse, durch die Zeitungen veröffentlichte. So etwas ging recht gut unter dem Bürgerkönig, der womöglich selbst mit speculirte, oder doch ein Auge zudrückte, um die kleinen und großen Prellereien der Coulissiers nicht zu sehen. Andere Zeiten, andere Sitten! Die Winkelbörse wurde sofort unter dem Kaiserreich aufgehoben, oder doch (denn man verbiete einmal den Geldmännern das Speculiren!) dergestalt überwacht und in Schach gehalten, daß man nur mit größter Noth die Geschäfte fortsetzen konnte. Man flüchtete sich auf das Trottoir des Boulevard des Italiens, zwischen Tortoni und der Rue Drouot, ging dort auf und ab spazieren, was kein Kaiser und nicht einmal der Polizeipräfect einem Citoyen der großen Nation verbieten darf, unterhielt sich von allerlei unschuldigen Dingen und notirte rasch eine Commission zum Kaufen oder zum Verkaufen, wie Bekannte sich grüßen und im Vorübergehen nach dem Befinden fragen. Monsieur Boitelle, um doch etwas zu thun, schickte seine Getreuen, d. h. die Stadtsergeanten, an Ort und Stelle, die sich unter die Spaziergänger mischten und wenigstens dafür zu sorgen hatten, daß sich keine stehenden Gruppen bildeten, keine Zusammenrottungen, um das schreckliche Wort auszusprechen, wo-

Digitized by Google

durch die Circulation gehemmt und das Gleichgewicht, wenn auch nicht Europa's, so doch des Trottoirs gestört worden wäre. Daher das unaufhörliche, eintönige Rufen der Polizisten: »Circulez, Messieurs, circulez!« und ihr ungenirtes Hinantreten an jeden plaudernden Kreis, der sich aber sofort auflöst, um sich zehn Schritte weiter wiederzufinden. So lange nun keine besondern politischen Ereignisse stattfinden, geht alles gut; die paar hundert Coulissiers flaniren hin und her, schwatzen und rauchen, und vier bis sechs Blauröcke genügen, um das Völkchen in Ordnung und Respect zu halten.

Aber in schweren Zeiten, wie jetzt, im April und Mai 1866, wo die Luft mit Kriegslärm angefüllt ist, wo man die Abendzeitungen ängstlich durchfliegt und zuletzt vor all den widersprechenden Gerüchten nicht mehr weiß, ob man noch seine gesunden fünf Sinne hat, — in solchen Zeiten ist es etwas anderes, und die Sache nimmt auch auf jenem Trottoir bedeutendere Proportionen an. Aus den paar hundert Speculanten werden ein paar tausend, und aus den vier bis sechs Blauröcken vierzig bis sechszig. Abends zwischen 9 und 10 Uhr ist dort alles schwarz von Menschen, die wild durch einander schreien, lebhaft gesticuliren, sich hastig einige kurze abgerissene Worte zurufen und sich dabei die Schweißtropfen mit dem Taschentuche abwischen. Im Fluge — denn man darf, wie gesagt, nicht stehen bleiben, obwohl das Weitergehen in dem Gedränge auch keine leichte Sache ist, — hört man abgerissene Gespräche, flüchtige Fragen und Antworten, wie wir oben

Digitized by Google

eine kleine Probe mitgetheilt haben; dazwiſchen ſtets die Circulations-Ermunterung der Poliziſten, die aber oft ſelbſt nicht von der Stelle können und ſich den ſpöttiſchen Zuruf gefallen laſſen müſſen: »Mais, circulez donc vous-même!« Mich ſelbſt trieb die Neugier am letzten Samstag auf das gefährliche Trottoir und mitten unter die Couliſſiers, obwohl ich weder etwas zu kaufen noch zu verkaufen hatte.

Kaum habe ich mühſam einige Schritte gemacht, als mich Einer unſanft am Arm feſthält: »Monsieur, monsieur!« Ich drehe mich um: mein Schneider. Dergleichen Begegnungen können auch in Zeiten des tiefſten Friedens paſſiren, man braucht nur ſeine letzte Rechnung nicht bezahlt zu haben; aber in dieſem Moment handelte es ſich um etwas ganz anderes. Mein Schneider hatte lombardiſche Eiſenbahn-Actien und war nach der gewaltigen Baiſſe am Morgen in Aengſten und Nöthen. „Ich weiß, Sie bekommen deutſche Zeitungen," flüſterte er mir zu. „Iſt es wahr, daß Garibaldi ſchon unterwegs iſt? Rathen Sie mir, was ſoll ich thun?" — „Um Gottes willen, compromittiren Sie mich nicht!" antwortete ich noch leiſer und deutete auf zwei Blauröcke, die uns ſtark fixirten. — „Ich wäre längſt vorgekommen," rief er mir nach; „ich ſollte Ihnen ja Weſtenſtoffe zeigen, aber Hr. v. Bismarck ..." Mehr hörte ich nicht in dem allgemeinen Rauſchen, Summen und Brauſen; aber wenn ich in dieſer Saiſon mich mit meinen alten Weſten begnügen muß, ſo weiß ich, wer daran Schuld iſt. Bismarck — Bismarck, rechts



Digitized by Google

und links, hinter mir und vor mir, Bismarck, überall das dritte Wort, in allen möglichen Tonarten und Modulationen. Wenn dem preußischen Premier seit einigen Wochen nicht von früh bis spät das Ohr klingt (ob das linke oder das rechte, will ich hier ununtersucht lassen), so weiß ich es nicht. Unwillkürlich dachte ich an meinen Schuster und Hutmacher, deren Rechnungen, Gott Lob! sämmtlich bezahlt sind, die mich aber trotzdem, wie eben mein Schneider, in Verlegenheit bringen könnten. Denn alle Welt speculirt in Paris, und im Dienst des Mercur hört aller Standesunterschied auf: man kauft oder verkauft, gewinnt oder verliert die Differenz, und der große Herr von Rothschild und sein Bruder Pereire thun auch nichts anderes. Hat doch kürzlich mein Portier dem Gerichtspräsidenten, der in der ersten Etage wohnt, drei Mobiliers abgenommen, um dem alten Herrn einen Gefallen zu thun, wie er mir im Vertrauen erzählte.

Aber jetzt ein Wort über die spaßhafte Seite der Trottoirbörse. Das Polizeiverbot wurde einfach nach dem bekannten Verse »naturam expellas furca« ꝛc. umgangen. Aber wie? Denn nicht allein das Stehenbleiben, sondern auch das geschäftliche Gespräch war verpönt, letzteres wenigstens in so weit, als man bei Nennung der verschiedenen Actien und Werthpapiere riskirte, sofort einen Blaurock auf den Fersen zu haben. Da half man sich denn mit fingirten Namen: die dreiprocentige Rente taufte man Alphonsine, den Crédit Foncier le gros Ernest, die italienischen Papiere

Digitized by Google

le pauvre Victor, den Crédit Mobilier le petit Jules u. ſ. w. Alſo ſelbſt in den Tagen der Noth und Gefahr, wo es ihm nicht an den Hals, ſondern, was noch ſchlimmer iſt, an den Geldbeutel geht, muß der Pariſer noch ſeine Witze machen! Nun mochte Monſieur Boitelle, oder jetzt Monſieur Piétri, noch ſo viel Agenten mit Argusaugen und Midasohren ſchicken, oder ſogar in höchſteigener Perſon kommen: die Reden, wenn auch lebhaft und erhitzt, waren an ſich doch unverfänglicher Natur und boten auch nicht den geringſten Grund zu polizeilichem Einſchreiten. Man urtheile ſelbſt:

„Bon soir, mon cher, was macht Alphonſine?“ — „Es geht ihr um nichts beſſer; im Gegentheil, ihre Krankheit verſchlimmert ſich. Heute Morgen ſah ſie aus, als wäre ſie um anderthalb Jahre älter geworden.“ — „Und der dicke Ernſt?“ — „Er hält ſich ſo ziemlich, aber nach ſeinem letzten Malheur hat er ſich noch nicht wieder erholt. Auf den kleinen Jules kann man ſich aber gar nicht mehr verlaſſen; ich rathe Ihnen, bekümmern Sie ſich nicht mehr um ihn! Ich habe ſchon alle Verbindung mit ihm abgebrochen.“ — „Wenn's ſo ſteht, frage ich Sie lieber gar nicht nach dem armen Victor.“ — „Sie thuen recht daran: der arme Teufel pfeift auf dem letzten Loche; dem iſt nicht mehr zu helfen, in acht Tagen kann er ſich begraben laſſen.“

In dieſer Weiſe ging es weiter. Das »circulez, Messieurs!« der Poliziſten hatte bei einem ſo harm-

Digitized by Google

losen Gespräche nichts mehr zu bedeuten; denn selbst der vielgenannte Name Bismarck wurde nur als Fürwort in der dritten Person erwähnt: il und lui. Er kam dadurch auf eine Stufe mit dem großen Napoleon, den man im Volke noch heute so nennt. Nur bei denjenigen unter den Coulissiers, die am Morgen gar zu hart von der Baisse getroffen waren, wollte Abends diese figürliche Redeweise nicht verfangen; sie nannten in ihrem Aerger die Dinge dreist und laut bei ihrem echten Namen, freilich das Damoklesschwert einer Arretirung beständig in Form eines Blaurockes über ihrem Haupte.

Um dem Lärm die Krone aufzusetzen, muß sich zufällig das große Omnibus-Bureau der innern Boulevards in der Mitte des Trottoirs befinden, und das unaufhörliche Rufen und Schreien der Conducteure: »la Bastille! la Madeleine! Passy! la Bourse!« u. s. w. ist gewissermassen die türkische Trommel des entsetzlichen Concerts. Erst gegen elf Uhr verlaufen sich die Menschenmassen; aber in und vor den Kaffeehäusern sitzen sie noch nach Mitternacht dichtgedrängt, und diejenigen unter den Coulissiers und Speculanten, die noch nicht alles verloren haben, riskiren ein paar Schoppen Bier oder einige Gläser Punsch, um sich Trost zu trinken für ihre harten Verluste, und Muth und Hoffnung für den folgenden Tag.

Wenn überhaupt der Eigenliebe eines Staatsmannes durch das Bewußtsein geschmeichelt wird, sich in aller Welt Munde zu wissen, so kann Herr v. Bis-

Digitized by Google

marck zufrieden sein: viele hunderttausend Menschen, allein in Paris, wachen mit dem Gedanken an ihn auf und gehen damit zu Bette. Nicht Wenige mögen sogar von ihm träumen, wenn sie sich nicht etwa schlaflos auf ihrem Lager wälzen; denn die Bismarckomanie hat, wie ein gefährliches Fieber, alle Köpfe angesteckt, und wenn das nur noch einige Wochen so fortgeht, so können wir uns des Schlimmsten versehen. Sogar mein Stiefelputzer (Pardon! daß ich eine so obscure Persönlichkeit mit der großen historischen Figur des preußischen Premier in eine Zeile bringe!) sogar mein Stiefelputzer fragte mich diesen Morgen nach ihm. Ein pariser Stiefelputzer — diese Notiz bin ich mir zu meiner Rechtfertigung schuldig — steht übrigens keineswegs auf der untersten Stufe. Der meinige wenigstens hat, Dank dem ‚Petit Journal', einen nicht unbedeutenden Grad von Bildung und hat mich schon früher manchmal unter dem Aufräumen im Nebenzimmer, oder unter dem Kleiderreinigen, auf eine Rede Jules Favre's oder des Marquis de Boissy aufmerksam gemacht; auch weiß ich, daß er in der Nachbarschaft erzählt hat, er habe unter seinen Kunden einen deutschen Schriftsteller von Ruf, wie er mir denn auch jeden Morgen die ‚Kölnischen Blätter', abgesondert von den übrigen Zeitungen, auf meinen Schreibtisch legt, noch dazu mit den feinen doppelsinnigen Worten: »Le journal de Monsieur«.

„Aber, Louis," sagte ich, „was geht Sie denn der Herr v. Bismarck an? (Man darf einen pariser Stie-

Digitized by Google

felputzer nicht dutzen.) Wollen Sie sich etwa in Berlin etabliren, oder gar bei dem Grafen selbst in Dienst treten?" — „Davor bewahre mich der Himmel, Monsieur; ich mein Vaterland verlassen und noch dazu in so bewegten Zeiten! Aber ich habe einen Freund, den eine Familie aus Berlin als Kammerdiener engagiren will. Der Platz ist gut; doch mein Freund hat keine rechte Lust nach Preußen zu gehen. Die alten Invaliden fluchten gestern Abend wieder gewaltig beim Marchand de vins an der Ecke, und versicherten, es würde bald wieder losgehen." — „Die Alten träumen von nichts als von Schlacht und Krieg," antwortete ich; „die neuesten Nachrichten lauten im Gegentheil ganz friedlich." — „Friedlich!" rief Louis und viel lauter als sich für seinen bescheidenen Stand geziemte, wobei er die Bürste aus der rechten Hand legte, aber aus Zerstreuung den Stiefel in der linken behielt. So trat er dicht an meinen Schreibtisch und fuhr fort: „Glauben Sie denn an die Friedensversicherungen des Herrn v. Bismarck oder gar an das deutsche Parlament?" — „Louis," sagte ich mit möglichstem Ernst und zeigte auf den Stiefel, der mir fast unter der Nase balancirte, „Louis, die Sohle ist schon wieder entzwei; ich muß wirklich den Schuster abschaffen; er arbeitet schlecht." Diese nüchterne Bemerkung brachte den Aufgeregten wieder zu sich selbst; er erschrack, griff hastig zu seiner Bürste und zog sich zurück. Aber ich hörte ihn bald darauf draußen im Corridor meine Kleider dergestalt ausklopfen, wie er es in politisch ruhigen Tagen nie ge-

Digitized by Google

than hat. Er wird mir noch Löcher in meinen Rock schlagen aus lauter Wuth über den Herrn v. Bismarck, sagte ich lachend zu mir selbst.

Abends dinirte ich in einer befreundeten Familie. Ich fragte beim Hutablegen nach dem Hausherrn, und die Köchin, noch dazu eine Deutsche, sagte mir ganz traurig: „Der Herr ist seit einigen Tagen nicht recht bei Laune; ich glaube, die politischen Nachrichten sind daran schuld. Unser Herr hat viel an der Börse verloren. Herr v. Bismarck . . ." Also schon wieder Hr. v. Bismarck! Bei Tische machte der kleine Gaston viel Lärm und fing sogar an, seine Nachbaren mit Brodkugeln zu werfen. „Wenn du nicht artig bist, Gaston," sagte die Mutter und drohte mit dem Finger, „so rufe ich den Herrn von Bismarck." Da mußte ich doch wirklich laut auflachen. Aber der Leser sieht, wie der Gedanke an den preußischen Premier hier in Paris alle Gesellschaftsschichten beschäftigt: bis hinab zum Stiefelputzer und zur Köchin, und endlich muß er gar als Knecht Ruprecht zum Bangemachen kleiner Kinder dienen.

Auch die Straßen-Industrie hat sich bereits des Herrn v. Bismarck bemächtigt. Auf allen Boulevards verkauft man ein Puppenpaar, das an einem Kautschukfaden in tanzende Bewegung gesetzt und den Vorübergehenden folgendermaßen empfohlen wird: »Le Michel allemand jouant avec Monsieur de Bismarck.« Das Kunstwerk, das zehn Sous kostet, besteht aus einem dicken Männchen, welches durch die

Digitized by Google

traditionelle Schlafmütze als deutscher Michel kenntlich ist, und dieses Männchen hält ein noch zierlicheres Püppchen im schwarzen Frack mit weißer Cravatte in den Händen, noch dazu an beiden Ohren. Der elastische Faden vermittelt alsdann die verschiedenen Stellungen. Eigentlich ist das Spielzeug ein Anachronismus und eine Anomalie; ein Anachronismus, weil, so viel ich weiß, der deutsche Michel ja seine Schlafmütze in die Rumpelkammer geworfen hat:

„... Denn längst von schnödem Joch befreit,
Ward aus dem alten deutschen Michel
Ein heil'ger Michael im Streit!..."

und eine Anomalie, weil es, gerade umgekehrt, der Herr v. Bismarck ist, der mit — — — — — (ich schrieb die ausgebliebenen Worte absichtlich so undeutlich, damit der Setzer sie nicht lesen konnte). Unschuldig ist übrigens der Spaß wie das Spielzeug; wenigstens ist der Graf v. d. Goltz dieser Meinung, da er sogar selbst ein solches Puppenpaar hat tanzen lassen, wie ich in einer gestrigen Abendzeitung las; und der preußische Gesandte ist doch gewiß in dieser Beziehung eine gute Autorität. Der Graf ging nämlich vor einigen Tagen zu Walewski, um dem Kammerpräsidenten zu seiner Erhebung in den Herzogsstand zu gratuliren. Die Kinder Walewski's spielen gerade mit dem ominösen Ding, und der Graf läßt sich den Mechanismus erklären. »Cher duc!« ruft er dann dem Vater zu, „ich werde es meiner Regierung melden und einen casus belli daraus machen!" Beide

Herren haben darauf als verständige Männer herzlich gelacht. *) Wenn wir andern Leute nur auch lachen könnten!

* * *

Und nun all' meinen Lesern ein herzliches Adieu zum Abschied, der mir um so leichter fällt, weil ein Wiedersehen darauf folgen wird, wie ich hoffe.

Es ist ein schönes Wort, dies französische „Adieu," und selbst unser deutsches „Gottbefohlen" gibt es nicht ganz wieder. „Mit Gott!" sagen wir daheim, wenn eine ernste Trennungsstunde schlägt, und in dem »à Dieu« liegt noch mehr, fast wie ein „befiehl du deine Wege".

Ja, Gott mit dir, du mein deutsches Vaterland! Auch wir, deine deutschen Söhne, sind dir treu geblieben — welches Kind hätte wohl je seine Mutter verleugnet? — wir leiden mit dir, wie wir uns mit dir freuen, und dein Hoffen ist auch unser Hoffen.

Früh trat ich diesen Morgen an mein Fenster und schaute über die unermeßliche Weltstadt hinüber nach Osten: hinter den Thürmen von Notredame stand am wolkenlosen Morgenhimmel die aufgehende Sonne in einem Meere von Glanz und Licht.

---

*) Historisch.

Digitized by Google

Schöner Heimathgruß! rief ich und nahm das prächtige Schauspiel für ein günstiges Omen. —

Die Zukunft ruht bei Gott; sie ist nicht bei den Menschen. Der Mensch, der höchste wie der niedrigste, ist nur das gehorsame Werkzeug in der Hand des Meisters, und der Meister hat sich noch nie geirrt. Das ist eine große Freude in hellen und ein noch größerer Trost in dunkeln Tagen; deshalb noch ein Mal herzinnig nach Osten hinüber:

à Dieu!

Digitized by Google

# Inhalt.


| | Seite. |
|---|---|
| Saint-Cloud und der Kastanienmann | 1 |
| Die Grippe | 11 |
| Causerie | 20 |
| Der „Lapin Blanc" in der Cité | 35 |
| Die alten und neuen Theater | 42 |
| Die Deutschen in Paris | 56 |
| Emile Augier | 67 |
| Ein Besuch im Lager von Chalons | 89 |
| Die Gebrüder Davenport | 116 |
| Herr Trimm und seine Geschichten | 133 |
| I. Zwei junge Leute aus der großen Welt | 147 |
| II. Das Hemd der Glücklichen | 154 |
| III. Geld auf Zinsen | 161 |
| IV. Reisen und Abenteuer einer Schachtel Bonbons | 175 |
| V. Mein Nachbar in der Rue de Rivoli | 185 |
| VI. Führe uns nicht in Versuchung | 196 |
| VII. Das Anschreibebuch des Vicars | 208 |
| VIII. Luftschlösser | 216 |
| IX. Das Diner eines Lanciers (von Ch. Monselet) | 229 |
| Die portugiesischen Majestäten in Paris (1865) | 239 |


Digitized by Google

Neues vom Jahre 1866.

I. Rückblick auf die Festzeit. Winterfrühling. Der Schlittschuhläufer-Club. Hochherzige Damen. Der Componist Flotow . . . . . 249

II. Dreikönigentag. Audienz in den Tuilerien. Sirandin's Ephemeren. Die Pharaoschlangen und der Neujahrskamm. Der Orgelspieler vor Tortoni. Die Patti und die Thérésa. Die Orchester-Grève der Oper. Eine große Nachricht . . . . . 258

III. Die Trimm'sche Vorlesung. Der Löwenbändiger Batty. Maskirte Damen . . . . . 273

IV. Die Eröffnung der Kammern. Ein Ball bei dem preußischen Botschafter. Ein anderer, aber kein Gesandtschaftsball . . . . . 287

V. Fasching in den hohen Regionen und sogar in der Senatssitzung. Der Marquis de Boissy. Eine theatralische Mystification von Durantin. Friedrich Rückert . . . . . 302

VI. Anderthalb Milliarden, oder die Pariser Bauten . 316

VII. Die Liszt'sche Messe in Saint-Eustache. . . . . 329

VIII. Der diesjährige »grand prix de Rome« und die Flußreinigung im klassischen Alterthum. Die Candidaten im Palais des beaux arts und die sogenannte Commission der schönen Künste. Der Marquis de Boissy . . . . . 348

IX. Pariser Kriegs-Charivari und Herr v. Bismarck . 362

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Häusler.

Digitized by Google

Digitized by Google